3 1761 04114 2282

UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY

Wege und Ziele

der

Culturentwickelung.

Wege und Ziele

der

Culturentwickelung.

Essays

von

Eduard Lasker.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1881.

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

9909
1/12/90

Vorwort.

Die nachfolgenden Abhandlungen, mit Ausnahme der letzten: „Der Mensch und sein Geschlecht", sind nach Vorträgen ausgearbeitet, welche ich zwischen 1871 und 1878 bei einzelnen Gelegenheiten zu Gunsten öffentlicher Zwecke gehalten, und für den Druck völlig umgearbeitet, während ich die Grundzüge durchweg beibehalten habe. Die vier ersten sind solchergestalt, und zwar die erste: „Welt- und Staatsweisheit", in der von Paul Lindau herausgegebenen „Gegenwart" (Berlin 1872, Nrn. 38—41) und in besonderer Ausgabe (Berlin 1873), die drei folgenden in der von Julius Rodenberg redigirten „Deutschen Rundschau" („Ueber Anlagen und Erziehung", 1874, Heft 2 und 3; „Ueber Halbbildung", 1878, Heft 1; „Wort und That", 1879, Heft 11) veröffentlicht worden und haben jetzt nur einzelne die Hauptsache nicht berührende Veränderungen erfahren. Die letzte Abhandlung habe ich ohne einen vorangegangenen Vortrag vor kurzem niedergeschrieben, in der Absicht, die Gesichtspunkte, welche meinen Arbeiten zu Grunde liegen und zugleich die für mich maßgebenden Weltanschauungen charakterisiren, im Zusammenhange darzustellen.

Dieser Umstand macht eine Erläuterung des Inhalts aller Abhandlungen in einer Vorrede überflüssig, doch kann ich mir einige Worte über den Anlaß zu dieser Publication nicht

ersparen, weil ich mir wohl bewußt bin, wie schwer es fällt, Sammlungen dieser Art eine bestimmte Stellung in der Literatur anzuweisen.

Den wiederholten Anregungen, eine Reihe von Essays als ein Ganzes zu veröffentlichen, habe ich erst dann Folge gegeben, als ich bei der Durchsicht der Arbeiten mich überzeugte, daß dieselben eine einheitliche Weltanschauung ausdrücken und diese nicht ohne Zusammenhang ist mit den Beweggründen, welche meinen Lebensgang bisher bestimmt haben.

Aus dem Grundgedanken, welchen ich nicht systematisch abgerundet, doch wie ich hoffe, erkennbar in den Abhandlungen aufgezeichnet habe, ergibt sich für mich ein Leitfaden, der mich durch alle Bewegungen der Cultur das Dauernde von dem Vorübergehenden, die Zielrichtung von den Abirrungen unterscheiden lehrt, und es steht mir über den Inhalt und die Bewegungsformen des menschlichen Entwickelungsganges ein Bild vor Augen, welches mich über die Bedeutung unsers geschichtlichen und individuellen Daseins beruhigt. Ob mir gelingen werde, in andern ein gleiches Bild hervorzurufen, weiß ich nicht; ebenso wenig kann ich übersehen, ob ich im Vergleich mit den bisherigen Ergebnissen der Forschung Neues darbiete. Aber ich glaube, daß, von beiden Rücksichten abgesehen, das Zeugniß eines um die Wahrheit ernst bemühten Mannes über die großen Fragen, welche seit je unsere Forschungslust rege halten, immer von einigem Nutzen sein kann, sofern nur die Fragen klar erfaßt und die Ideen aus den Erfahrungen eines nicht inhaltsleeren Lebens geschöpft und von einer tiefen Ueberzeugung getragen sind.

Mit Rücksicht auf diese Tendenz der Veröffentlichung habe ich in die Sammlung nur solche Vorträge aufgenommen, welche, wie specialisirt auch die Themen sind, in die allgemeine Weltanschauung hineinführen. Hierhin rechne ich auch, was auf

Erziehung, Sprachkenntniß und Behandlung der Muttersprache Bezug hat.

Die Anfechtungen, welche meine früher bereits veröffentlichten Abhandlungen zum Theil erfahren haben, habe ich, soweit sie zu meiner Kenntniß gekommen sind, sorgfältig geprüft, und es ist deshalb Manches weggelassen worden, was mir gegen die Anfechtungen nicht genügend begründet erschien. Dagegen habe ich beibehalten, was ich glaube aufrecht erhalten zu können. Die ursprüngliche Absicht, die Einwendungen und deren Widerlegung hinzuzufügen, habe ich aus demselben Grunde aufgegeben, aus welchem ich von Hause aus unterlassen habe, eine ausdrückliche Polemik gegen die Meinungen zu führen, welche ich inhaltlich bekämpfe. Auch habe ich bei den ersten Versuchen mich überzeugt, daß ich, wenn ich eine eingehende Widerlegung der Einwendungen beabsichtigte, eine völlige Umarbeitung vornehmen oder einen zweiten polemischen Theil hinzufügen müßte, von weit größerm Umfange, als den die ursprünglichen Abhandlungen einnehmen. Einige Textänderungen und Anmerkungen sind jedoch aus Anlaß jener Anfechtungen entstanden.

Rücksicht der Oekonomie war es auch, welche mich veranlaßte, in der letzten Abhandlung nur den leitenden Gesichtspunkt festzuhalten, die Folgerungen aber, welche auf die verschiedenartigen Gebiete der Betrachtung und des praktischen Lebens sich erstrecken, nur anzudeuten und Einiges, was sich nicht in Kürze unmittelbar in den Text einfügen lassen wollte, in Anmerkungen zu verweisen.

Berlin, im September 1880.

Inhalt.

Seite

Vorwort V

I. Welt- und Staatsweisheit 1
II. Ueber Anlagen und Erziehung 43
III. Ueber Halbbildung 141
IV. Wort und That 207
V. Wozu studirt man Sprachen 269
VI. Ueber den Sprachunterricht in den höhern Schulen 293
VII. Der Mensch und sein Geschlecht 327

I.

Welt- und Staatsweisheit.

1.

Ich habe mir nicht vorgenommen, aus Büchern oder eigener Erfahrung Regeln der Staatsweisheit vorzutragen; auch mit dem Willen hierzu vermöchte ich es nicht, wie aus der Darlegung meiner Gedanken bald sich ergeben wird. Meine bescheidenere Absicht ist, einige Betrachtungen anzustellen, welche beitragen mögen, uns über den Entwickelungsabschnitt der Gegenwart und die Richtung unsers Strebens zu orientiren. Angeregt wurde in mir der Wunsch zu einer hierauf gerichteten Untersuchung seit Jahren schon durch den tiefgehenden Widerspruch, welchen ich zwischen der Wirklichkeit und einer geläufigen Weise des Ausdruckes wahrnahm. So weit ich zurückdenke, erinnere ich mich der Gewohnheit, das „neunzehnte Jahrhundert" mit rühmenden Zusätzen zu bezeichnen. Unter dem Namen des Jahrhunderts spenden wir uns ungemessenes Lob über den hohen Grad der Cultur und des heutigen Geisteslebens. Auch umschreibend bewundern wir das Jahrhundert der Eisenbahnen, der Telegraphen, Dampfmaschinen, hoher Entwickelung jeder Art. Als empfindlichster Tadel gilt der verwunderte Ausruf: „Im neunzehnten Jahrhundert!" Und doch haben wir fast ununterbrochen in diesem Jahrhundert Ereignisse erlebt, welche einen niedern Bildungsgrad verrathen, wie wir, in allgemeiner Betrachtung, ihn verbunden glauben mit den Zuständen längst überwundener Unwissenheit oder Barbarei. Denken wir an Ereignisse, welche frisch im Gedächtniß sind, welche sich noch abwickeln. Die jüngste Zeit hat für zahlreiche Millionen zwei neue Dogmen festgesetzt, und die Gläubigen erkennen das Unbegreifliche

an als verbindliche Glaubenslehre und Bedingung des Seelenheils. Dieses Jahrhundert hat an dem Sitz verfeinerter Bildung und Gewohnheiten den ziellosen Schrecken der Commune, die Herrschaft der wenigen Fäuste über Hunderttausende abgeneigter Bürger gesehen. Fast täglich wird der denkende Beobachter, nicht selten auch die Menge aufgeschreckt durch überraschende Zeugnisse der Uncultur. Wo ist die Quelle der Widersprüche? Ist die theoretische Erkenntniß vorangeeilt und vermag die praktische Ausübung nicht überall gleichen Schritt zu halten? Oder fehlt es noch an Klarheit der Erkenntniß, und der noch nicht abgeklärte Gedanke verführt zu widersprechenden Unternehmungen? Vielleicht steht das Jahrhundert auf dem Gebiete des anwendbaren Wissens noch gar nicht so hoch, wie wir es einzuschätzen pflegen.

In der That, zu dieser Ansicht bin ich gelangt. Wohlgefügte Sätze, streng durchdachte Lehren gelten mir nicht als wirkliche Erkenntniß und wahres Wissen; die Worte gestalten sich oft passend für einen noch nicht errungenen Inhalt. Die Anwendung allein ist gültiges Zeugniß. Weisheit bewährt sich nicht im Spruch, welchen das Thun verleugnet. Wie lange schon herrscht die schöne Lehre: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst; seit Jahrtausenden ist sie gegeben, über achtzehn Jahrhunderte der Mittelpunkt eines weltbeherrschenden Glaubens. Mit dieser anerkannten Lehre vereinbar waren die Scheiterhaufen und die unsagbaren Martern für die Ungläubigen. Der Spruch war geläufig, aber es fehlte die Einsicht, wie der Mensch *sich* liebt, und er liebte die andern schlecht. Der Ketzerrichter sagte, oft in gefälliger Selbsttäuschung: Und wäre ich selbst der Ketzer, so würde ich zum Heil meiner Seele die Qualen und den martervollen Tod erdulden. So paarte sich zügellose Wildheit mit der menschenfreundlichsten Lehre. Nicht allein auf dem Boden des Sittengesetzes, sondern auf mannichfachen Gebieten des Geisteslebens habe ich erfahren und daraus den Satz als gemeingültig erkannt, daß der wahre Umfang alles Wissens weit hinter dem scheinbaren Umfang zurückbleibt. Wenn *Faust*, über seinen Lehrberuf verzweifelt, sich abquält mit dem Verlangen:

> Daß ich nicht mehr mit saurem Schweiß
> Zu sagen brauche, was ich nicht weiß —

so schildert er den unvollkommenen Zustand aller Wissenschaft, nicht blos sein mangelhaftes Wissen. Nur hilft keine Magie über diese Unvollkommenheit hinweg, sondern der unbefriedigte Drang und bescheidenes Forschen müssen weiter helfen.

Der stets vorhandene Unterschied zwischen dem scheinbaren und dem wahren Umfang des Wissens erinnert an das Gesetz der optischen Täuschung. Den Grund finde ich in den verschiedenen Wegen, auf denen der ausübende und der forschende Mensch zum Wissen streben. Das gewöhnliche Leben führt den geraden Weg zur Kenntniß der Dinge, mit denen der Mensch sich beschäftigt. Der Bauer kennt den Pflug, die Furche, das Saatkorn, Jahreszeit, Wetter und was sonst in Betracht kommt, woran die Ernte von der Aussaat bis zum Einheimsen sich entwickelt; er kennt gerade so viel, als er nach seinem Verständniß zur Anwendung braucht. Anders in den höhern Regionen des Forschens. Hier fehlt dem Anfang oft die Kenntniß des Stoffes, für welchen die Regel gesucht, gefunden und in einen passenden Satz gebracht wird. In wunderbarer Weise gibt die bloße Arbeit des Gedankens nützliche und verwerthbare Winke, eröffnet Blicke auf die Wahrheit, noch ehe der Stoff erkannt ist, an welchem die Arbeit sich vollzieht. Solche unvollkommenen Anfänge der Wissenschaft erscheinen dem Fernstehenden reich und voll. Der an Alltagsgeschäfte gewöhnte Mann vermuthet bei dem Forscher die Kenntniß von gleicher Art, wie seine eigene Kenntniß der Dinge, welche er im Gebrauche handhabt. Hier beginnt die Täuschung. Noch mehr zum Ueberschätzen neigt, wer über den Wirkungskreis der unmittelbaren Handhabung versuchsweise hinausschreitet und seine Kenntnisse ein wenig über den Bedarf erweitert; dieser erfährt die Mühe des Vordringens und bewundert die Fülle des Vorraths, welcher außerhalb seiner Erfahrung liegt. Besonders stark überschätzt wird aus diesem Grunde die berufsmäßige Gelehrsamkeit. Hat ein Zweig der Wissenschaft durch Menschenalter sich fortgebildet, werden die beobachteten Thatsachen und Regeln immer vermehrt jedem spätern Nachkommen überliefert, so sammelt sich allmählich ein Vorrath, welcher den möglichen Erwerb eines Einzelnen bei weitem übersteigt. Der uneingeweihte Beurtheiler mißt mit dem Maßstab

seiner vereinzelten Kraft, und darum erscheint ihm das ererbte Wissen viel größer, als es wirklich ist. Wie das Kind das Wissen des Erwachsenen für unerschöpflich hält, so denkt oft die Menge der Laien über den Berufsgelehrten. Aber auch, wie nicht selten eine harmlose Frage des Kindes den Erwachsenen selbst über die engen Grenzen des eigenen Verständnisses überrascht und wie hieran die Enttäuschung des kindlichen Glaubens beginnt, so geschieht es oft im Verhältniß der Gelehrten und der Laien.

Häufig stößt dies auf in zwei Wissenszweigen, welche uns viel beschäftigen, weil der Mensch ihnen der unmittelbare Gegenstand des Forschens ist. Den Arzt glaubt man vertraut mit der Kunde unsers Körpers, mit den Ursachen unsers gesunden oder kranken Befindens. Auf diesem Glauben ruht das Zutrauen, das Sehnen nach dem Arzte, sobald eine sorgenerregende Störung der Gesundheit eintritt. Sein überlegenes Wissen imponirt uns; wir gehorchen gern seinen Anweisungen und in der Gefahr beruhigt sein Beistand. Aber wie erstaunen wir, wenn wir ihn täglichen Krankheitserscheinungen gegenüber rathlos sehen, und wenn er auf die an ihn gerichtete Frage redlich bekennt, daß der Heilkunde noch verborgen ist, was wir Laien für den ersten Anfang dieser Fachwirthschaft hielten. Aus solchen gelegentlichen Wahrnehmungen sind die vielverbreiteten Scherze gegen die Heilkunde und den Arzt entsprungen, aber die Laienwelt kehrt doch zu ihrem Glauben zurück und das Auge des Kranken haftet an den Bewegungen des Arztes. Aehnlich ergeht es mit der Geschichtslehre, einer Grundsäule unserer Bildung. Der Bericht aus der Vorzeit und über unsere Vorfahren zieht uns mächtig an. Wir bilden uns Vorstellungen bis „in die ältesten Zeiten", bewundern die mühsame Arbeit, welche so viele Einzelheiten aufdeckt, die Kunst, welche Gewesenes zu beleben und ein Gesammtbild zu entwerfen versteht. Aber wir werden aus unsern Träumen gerissen, wenn wir erfahren, wie kurz im Verhältniß zu dem Vorleben civilisirter Völker die Spanne Zeit ist, über welche die „Weltgeschichte" sich erstreckt, wie wenig aus der Vergangenheit berichtet wird, und dieses Wenige wie lückenhaft und ungenau. Von dem steten Wirken und Schaffen des Volkes, von den tausend-

fältigen Gestaltungen der gesellschaftlichen Beziehungen, von der allmählichen Vorbereitung, den im Stillen waltenden Beweggründen großer Begebenheiten erfahren wir beinahe nichts. Sogar die ganz durchforschten

... Zeiten der Vergangenheit
Sind uns ein Buch mit sieben Siegeln.

Neue Forscher vollziehen seltsame Wandlungen an hervorragenden Namen und Begebenheiten der Geschichte. Aus denselben Ueberlieferungen entstammen die entgegengesetzten Schilderungen eines Cäsar, Tiberius, Tilly, Napoleon. Oder ein genialer Forscher entdeckt, daß ein umfangreicher und höchst bedeutender Geschichtsabschnitt, welcher seit Jahrhunderten überliefert und mit Ausschluß einiger Zuthaten wörtlich geglaubt ist, von der ersten bis zur letzten Nachricht ein bloßes Märchen sei. Die Geschichte der römischen Könige erweist sich vor den Angriffen Niebuhr's als eine kunstvoll gewebte Sage; länger als anderthalbtausend Jahre hatten die Berichte des Livius als Ergebnisse gewissenhaftester und einsichtiger Prüfung gegolten, jetzt ist dieser älteste Abschnitt des berühmten Geschichtswerks als eine kritiklos übernommene Dichtung erwiesen, und für lange später verlieren die Mittheilungen des Schriftstellers ihre Beweiskraft. Tacitus, der lange als das Muster treuer Darstellung galt, beinahe als das verkörperte Gericht in der Weltgeschichte, bezeichnet man jetzt, nicht ohne Grund, als einen Schriftsteller von schärfster Parteitendenz. Aus verhältnißmäßig junger Vergangenheit wird eine der großartigsten Perioden, deren Folgen noch in unserm Zeitalter nicht ganz verbraucht sind, wird die Periode der Völkerwanderung so lückenhaft, unvollkommen und verworren dargestellt, daß niemand eine Uebersicht auch nur der allgemeinsten Begebenheiten erhält, aus den vielen Namen kaum ein Charakter klar, keine Person körperhaft hervortritt. Und neulich habe ich mit vielem Geschick als Unkenntniß und Irrthum bezeichnen gehört, daß überhaupt in jener Zeit die Periode einer Völkerwanderung gewesen wäre. In entgegengesetzter Richtung beginnt man jetzt wieder die wirkliche oder ungefähre Wahrheit solcher geschichtlichen Berichte darzuthun, die man seither allgemein wie Fabeln und Erfindungen behandelt hat. Selbst

Gedichte werden zu Quellen geschichtlicher Ueberlieferung und erhellen Zeiten, welche bisher in völliges Dunkel gehüllt schienen. Seit unserm Gedenken soll die Geschichtschreibung große Fortschritte gemacht haben; sie soll umfassender und zuverlässiger geworden sein. In die Periode dieses Fortschrittes fallen die Romane Thiers' über den ersten Napoleon, welche sogar die Phantasie der Deutschen lange beherrscht haben und die Phantasie der französischen Nation noch lange beherrschen werden. Mit eigenen Augen nehme ich wahr, wie sich die Geschichte unserer Tage für die Zukunft vorbereitet, und sehe voraus die schiefen Bilder und die Halbwahrheiten, welche Nachkommen über uns mit gutem Gewissen als geläuterte Wahrheiten mittheilen werden. Doch ich will über die jüngste Geschichtschreibung nicht urtheilen; mag sie alt werden und dann die Probe bestehen. Auch will ich nicht länger bei der Unzuverlässigkeit verweilen, sondern an den wahrheitsgetreuesten, sorgfältigsten und geschicktesten Berichten die Unzulänglichkeit derselben hervorheben. Nach den Urtheilen Sachkundiger, denen ich aus eigener Prüfung vollständig beitrete, ist heute noch, über 2000 Jahre nach seinem Tode, Thucydides mustergültig. Thucydides hat nur über zeitgenössische Ereignisse geschrieben, mit vorurtheilslosem Sinn, geschicktem Griffel, zutreffender Gewandtheit des erzählenden und des gesprochenen Wortes, mit unbestechlichem Charakter, in glühender Liebe zu seinem Lande. Seine Erzählung erstreckt sich nur auf den kleinen Raum Griechenlands, nur auf Begebenheiten, welche er miterlebt und mitgefühlt hat; darum ist er zuverlässig, erfüllt er Personen und Ereignisse mit wirkendem Leben. Aber dieses in jeder Hinsicht noch unerreichte Werk gibt aus der Geschichte Griechenlands nach Zeit und Inhalt nur ein kleines Bruchstück, verfolgt fast nur einen Faden aus den unzählbaren Fäden eines in Fülle wallenden Volkslebens, den Ursprung und den Fortgang des Peloponnesischen Krieges. Nebenher gewinnen wir freilich aus der treuen und kunstvollen Erzählung manche werthvolle Kunde über das Wesen der Athener und anderer Griechen; hier und dort werden wir freudig überrascht mit einem kurzen Durchblick auf Sitten und Anschauungen der Nation, sogar auf das wechselreiche Treiben des Volkes. Aber zuletzt haben wir

doch nur eine Reihe von Einzelheiten. Dies nach Jahrtausenden musterwürdige Geschichtswerk, welches nur über Zeitgenossen und zeitgenössische Ereignisse berichtet, ersetzt an unmittelbarer Anschauung nicht einen Tag des geselligen Zusammenseins.

Auch an andern mir bekannten Zweigen des Wissens könnte ich erweisen, wie weit der wahre hinter dem scheinbaren Umfang zurückbleibt, und man darf dieses Verhältniß für eine allgemeine Regel halten, weil dasselbe in der bis heute entwickelten Eigenart des Menschen begründet ist. Ich will jedoch nicht länger bei der Darlegung dieses Misverhältnisses verweilen. Denn die Aufgabe, welche ich mir gestellt habe, erschöpft sich nicht in dem entmuthigenden Blick auf unsere geringfügigen Kenntnisse, sondern erfaßt ein höheres und fruchtbares Ziel. Unmittelbar an jene wenig tröstliche Erscheinung knüpft sich die Beobachtung des Gesetzes, nach welchem der Fortschritt sich vollzieht. Viele Menschenalter werden von befriedigter Selbsttäuschung beherrscht; alsdann erwacht, unter irgendeinem Druck, eine neue Nothwendigkeit, welche die Armuth des überschätzten Wissens verräth; das Geschlecht der Denker rafft sich auf, sucht nach neuen Quellen, und niemals ohne einen Erfolg für die Gesammtentwickelung. Ich lasse dahingestellt, wie weit jenes Aufraffen führt, ob nicht abermals nach dem Abschluß einer Epoche die frühere Wahrnehmung auf den etwas erweiterten Inhalt paßt. Aber ein Fortschritt ist vollzogen und ein neuer Ring ist eingefügt in die menschliche Entwickelung.

Im öffentlichen Leben und in den gesellschaftlichen Beziehungen unserer Tage zeigen sich Merkmale, welche den Anfang eines durchgreifenden Fortschrittes andeuten. Der Geist arbeitet sich aus genügsamer Befangenheit heraus und zwingt auf unausgetretene Wege. Seit einem Jahrhundert leben wir in einem Zustand zusammenhängender Umwälzungen, deren Haupttendenz nach dem Innern des eigenen Staatswesens und der Gesellschaftsordnung gerichtet ist. Die Völkerkriege, die Pausen, welche die Erschöpfung den Nationen aufdrang, verwischen nicht den Hauptzug, welcher seit einem Jahrhundert den europäischen Civilisationsverband in Bewegung hält und ausfüllt, in das zweite Jahrhundert hineinragt und vielleicht auch dieses ausfüllen wird, obschon neue Pausen und

episodische Rückbewegungen den stetigen Gang der Dinge zu unterbrechen und Perioden abzuschließen scheinen. Für uns, die wir selbst von den entgegengesetzten, einander bekämpfenden Tendenzen ergriffen sind, ist es schwer, Klarheit zu gewinnen über die so viel verschlungene Bewegung werdender Zustände. Glücklicherweise stehen wir in der Entwickelung eines andern Culturzweiges an dem Abschluß einer Epoche des Fortschrittes, deren Zusammenhang von dem ersten Anfang aufgezeichneter Ueberlieferungen bis zu den jüngsten Arbeiten unserer Zeitgenossen wir erkennen. Ich meine den Wettkampf der Dialektik mit den Naturwissenschaften. Die letzten lehrreichen Bewegungen dieser Epoche haben viele von uns an sich selbst erfahren, der wirkliche Abschluß ist noch im Vollzuge begriffen. Die Dinge sind aber bereits einer ruhigen Betrachtung fähig, aber unser eigener Antheil erhält die Theilnahme lebendig und fördert das Verständniß; der günstigste Zeitpunkt, zu untersuchen und die Ergebnisse für das Leben zu verwerthen. Die in heftiges Ringen eingetretene Staatsweisheit mag sich messen an dem gleichartigen Kampf und an den Errungenschaften der Weltweisheit. Sind die beiden Entwickelungsstadien doch nicht zufällig, sondern durch einen innern Zusammenhang aneinandergereiht.

2.

Früh, im Verhältniß zu unserer Geschichtskenntniß, hat das Tasten der Menschen nach ewigen Wahrheiten und nach dem Verständniß des Ursprungs begonnen. Die ältesten Anfänge sind nur vermittelt durch mündlichen Bericht an uns gelangt. Nach getrennten Richtungen, welche durch Eindrücke oder Neigungen der Einzelnen bestimmt sein mögen, haben sich zwei Methoden der Gedankenarbeit entwickelt. Das Forschen nach dem Ursprung der Dinge lehnte sich an die mächtigsten Erscheinungen, an die Ausbrüche erzeugender oder zerstörender Kraft. Von derselben Wirkung der Gewalt wurden das naive Gemüth und der forschende Geist ergriffen, und es entstand in jenem die bestimmte Form der

Religion, in diesem die bestimmte Methode des Denkens. Hervor tritt zu allererst die Allmacht des Wassers und des Feuers. Das Wasser: an allen Orten ist es anzutreffen, in allen Abstufungen der Kraft offenbart es sich und die entgegengesetzten Folgen ruft es hervor. Vom Himmel kommt es, aus der Erde quillt es; es zerstört und belebt die Saaten; macht die Wüste wohnlich und die Wohnstätten zur Wüste; wiegt im sanften Geplätscher das Gemüth zur Ruhe, erschreckt es im donnernden Fall; bricht sich Wege durch den sonst unbezwingbaren Felsen und meidet den Widerstand der lockern Scholle. Jetzt erst hat es alles Leben getödtet, und nun weicht es und läßt unendliche Keime neuen Lebens zurück. Auf weiten Strecken herrscht es unnahbar; Spuren thun dar, daß es dereinst den ganzen Boden, die Stätten unserer Wohnung, unserer Nahrung bedeckt hat, und noch weilt es überall zurückgezogen unter der Oberfläche, zum Durchbruch bereit. Ohne Wasser verschmachtet jedes lebende Geschöpf. Diese ganze Welt ist nur vom Wasser erzeugt. — Das Feuer: der Odem stockt vor der nahenden Glut; alles Erschaffene verzehrt die Flamme und in denselben Rest löst sie alle ergriffenen Körper auf. Dasselbe Feuer, das zerstörende, erwärmt und belebt; der menschliche Leib verspürt die Wärme als Leben und Behagen, die Kälte als Misbehagen, als Vorgefühl des Todes, als beginnenden Tod. In der Wärme erwachen die lieblichsten, die schöpferischen Gefühle. In der Wärme reifen Korn und Baumfrucht und alles, was dem Menschen zur Nahrung dient; an dem Feuer verwandeln sich die rohen Nahrungsstoffe zum genußreichsten, zweckmäßigsten Gebrauch. Mit der Gewalt des Feuers zwingt der Mensch das harte Metall zum Werkzeug und Gefäß. Die Mühen vieler Jahre zerstört die Flamme in einem Tage. Mit unbändiger Kraft wühlt das Feuer im Schos der Erde, verändert nach Willkür die Gestalt der Oberfläche. Der Schein des Feuers erhellt das Dunkel, erquickt und blendet das Auge. Feurige Körper erleuchten Himmel und Erde, und der mächtige Feuerball der Sonne bewirkt alle Wunder dieser Welt, scheidet den Tag von der Nacht, den Sommer vom Winter, und alles Lebende empfängt von ihm sein Gedeihen. Eine Stunde des Erlöschens, und alles, was auf Erden lebt, wäre vernichtet. Das Feuer hat das All erschaffen

und erhält die Welt. Das naive Gemüth verehrt. Der forschende Geist dringt in den Zusammenhang ein, untersucht die Kraft und den Zwang, Ursache und Wirkung, prüft die Bestandtheile und aus einer Anzahl von Merkmalen leitet er die allgemeine Regel ab. Das Leben des Einzelnen ist flüchtig und viele Leben hintereinander sind zu kurz für die Prüfung aller Erscheinungen; so wird denn die an vielem bewährte Regel als gültig angenommen für den ungeprüften Rest. Dieser nennt das Wasser, der andere nennt das Feuer den Erzeuger.

Dies sind die ersten uns bekannten Ueberlieferungen aus der griechischen Philosophie, die elementaren Systeme der Schöpfung. An sie reiht sich die Untersuchung über den Ursprung, die Bestandtheile und Zusammensetzung des Stoffes. Ein beschauliches Auge richtet sich auf die Außenseite der Dinge, entdeckt an den Formen die Wiederkehr gleichartiger Erscheinungen, findet Regeln und Gesetze, empfindet die Harmonie der Gestalt und nimmt eine Verwandtschaft der Formen wahr, welche verschiedene Körper unter einen Gesichtspunkt bringt. Alle Körper ordnen sich nach ihrer äußern Gestalt, der Raum ist erfüllt mit Dingen, von denen jedes in sich selbst und zu den andern in einem gesetzmäßigen Verhältniß steht. Wie an den unbelebten Sachen, so nimmt der weiter forschende Geist auch an den belebten Gliedern des Thieres, an dem Ausdruck und an den äußern Beziehungen des Menschen eine gewisse Wiederkehr der Formen wahr und erkennt zuletzt das Gesetz der Ruhe und der Bewegung, den Ursprung der Harmonie, ihre Störung und Wiederkehr. Die forschenden Geister der nachfolgenden Geschlechter dringen immer weiter vor, erfassen größere Gesichtskreise, unterwerfen immer mehr Dinge, Ereignisse und Eigenschaften ihrer Prüfung. Spärlich sind die Berichte aus den ältesten Zeiten, doch sind die Bahnen an den vereinzelten Spuren aufzufinden, wie die Quellen auf den Höhen der Berge den Augen des Wanderers bald sich zeigen, bald sich entziehen, bis zuletzt der Weg sicher an den Ufern des Stromes führt. Von der Herrschaft eines Elements über das Ganze und in den einzelnen Dingen gehen die Nachfolger über zu dem Anerkenntniß mehrerer Elemente, und sie untersuchen, aus welchen

Bestandtheilen der Stoff zusammengesetzt ist und welche Anlagen hiernach dem Körper eigen sind. Die bereits gewonnene Erfahrung läßt in jedem Ganzen unterscheidbare Bestandtheile vermuthen, das geübte Auge sucht und findet mit den Bestandtheilen oft die Maße und Wirkungen ihrer Zusammensetzung. Gestalt, Kräfte, Anlagen, die Stufen der Entwickelung, des Ueber- und Unterganges erklären sich aus der Beschaffenheit des Stoffes, aus dem Verhältniß der Bestandtheile, aus der Wirkung der Körper aufeinander. Von neuen Entdeckungen weiter geleitet, erfaßt die Untersuchung Gestein und Pflanzen, den Stoff und die Bewegung der Thiere, den Menschen mit allen seinen Werken und Einrichtungen, bis zu der Sitte, der Familie und dem Staat. Die Beobachtungen anderer Forscher vertiefen sich in die Wunder der Form, aus welcher die Schönheit erblüht und alles, was den Menschen erfreut. Die Allherrschaft des Maßes läßt die waltende Hand und eine bewußte Ordnung der Welt ahnen. Für diese Art des Denkens ist die Bahn freier, denn es widersteht ihr nicht der spröde Stoff; aber der Irrweg liegt dicht daneben. Die Gesetze der Formen sind leicht erkennbar und sichere Wahrheit läßt sich an den Außengrenzen der Dinge gewinnen; aber die Formen sind biegsam und folgen dem Fluge der Phantasie. An den einfachsten Grenzen, an dem Punkt, an der Linie und an der Fläche baut Pythagoras sein gedankenreiches System auf. Mit unwiderleglicher Beweiskraft erschließt er an den Grenzen der Körper Gesetze des Maßes (Mathematik). Angezogen durch ähnliche Erscheinungen, überträgt er die an den Körpern gefundenen Regeln auf eine Welt des reinen Geistes (Ethik). Es gestaltet sich, den Eingeweihten sichtbar, eine höchste Weltordnung und das Abbild erscheint in den Einrichtungen der Menschen; aber wie dicht nebeneinander liegen hier Gesetz und Willkür, Wahrheit und Irrthum.

So haben in zwei verschiedenen Methoden, am Stoff und an der Form, die Denker ihre Gedankenarbeit begonnen und in beiden Weisen ausgedehnt von den einzelnen Dingen auf die Gesammtheit, von dem greifbaren Körper auf alles, was die Sinne erproben, die Phantasie nachgestaltet oder die Einbildung für wahr hält.

Nicht völlig getrennt bleiben die beiden Arten des Forschens; die eine entlehnt von der andern wichtige Hülfsmittel der Erkenntniß und der Darlegung. Aber die gesonderten Ursprungsquellen bleiben erkennbar. Plato und Aristoteles haben nach den beiden Methoden den Aufbau der Systeme vollendet. Ich darf über jeden von ihnen sagen, daß er in seiner Weise alle bekannten Erscheinungen umfaßt, die gesammten damals bekannten Hülfsmittel der Beobachtung und der Forschung erschöpft und als Regeln verwerthet hat. Darum sind ihre Namen heute noch lebendig in der Vorstellung der Gebildeten, ihre Lehren und deren Vortrag im Gedächtniß der Kenner. Doppelt wichtig aber sind sie uns, weil in unsern Tagen der Ring sich abzuschließen beginnt, dessen Anfang in ihnen verkörpert erscheint. In dem Fortgang der griechischen Bildung und in allen nachfolgenden Zeitaltern, welche die griechische als Grundlage der eigenen Bildung benutzten, bleiben Plato und Aristoteles die Wegweiser auf dem Gebiete des Forschens. Neue Begebenheiten treten ein, unbekannt gebliebene Erscheinungen werden enthüllt und in den Ideengang eingereiht, aber es wird der umfangreiche Raum jener ersten Umrisse nur ausgefüllt, nicht erweitert.

Viele praktische Männer, unmittelbare und spätere Nachfolger beschäftigen sich damit, die Lehren der Meister für das Leben zu verwerthen. Von Zeit zu Zeit tritt jemand auf, welcher das eine oder das andere System im Ausdruck verfeinert oder zu einem beschränktern Zwecke zuspitzt. Ein anderes verdienstliches Bemühen macht eine neuere Sprache zur genauen und gemeinverständlichen Wiedergabe der Ideen geschmeidig. Wie nun aber die Sprache biegsam genug ist und dem Ausdruck keine Schwierigkeit mehr darbietet, werden die philosophischen Systeme unter den gelehrten Kennern der beiden Meister häufiger; oft verführt ein willkürlich gewählter Mittelpunkt oder eine neue Combination von Gedanken, eine entdeckte oder besser durchforschte Erscheinung zu einem neuen System. Und wie die Kenntniß dieser Dinge sich gemeinverständlicher auf den Durchschnitt der Gebildeten ausdehnt, gestalten sich gar viele wie zum Hausgebrauch ein eigenes System und die Luft ist von dem Streit der Systeme erfüllt.

Daher Fichte's Klage über seine Zeitgenossen, daß die Zunft der Philosophen unendlich sei. Nicht alle Philosophen schränken sich bescheiden auf den persönlichen Gebrauch ein oder auch auf den mündlichen Verkehr in geselligen Kreisen. Viele dringen in die Literatur ein; einige bieten ihr System als die wahre Weisheit an, und mancher erobert sich einen flüchtigen, für seine Spanne Lebens gewaltigen Ruhm unter den angeworbenen Jüngern. Aber die geschäftige Welt hat an dieser Fülle keine Freude; sie sucht nach Körnern, und die Systeme sind in leeres Stroh geschossen. Die wechselseitigen Beziehungen der Zunft und der arbeitsamen Welt erkalten. Während die bewunderungswürdigen Anfänge, aus der Anschauung der Dinge entsprungen, in steter Anschauung sich entfaltet haben, entfremdet sich jetzt die Philosophie von dem wahren Leben. Die Sprache folgt auf den Irrwegen, sie erstrebt nicht mehr und bewirkt nicht mehr das gemeine Verständniß. So konnten dem letzten und höchsten Meister dieses abirrenden Philosophirens die verehrenden Jünger als Ruhm in den Mund legen, daß nur Einer ihn verstanden habe und dieser Eine nicht ganz. Wer nicht die Mühe scheut, in die Willkür der zweiten Sprache einzudringen, entdeckt oft hinter schwerfälligen Worten einen einfachen Gedanken, der zuweilen nur Bekanntes wiederholt, zuweilen eine neue nützliche Combination anregt; häufig schließt der verworrene Ausdruck sich der verkrüppelten Vorstellung an. Doch die größte Zahl der Verständigen meidet die unlohnende Mühe und vertheidigt sich gegen die aufdringliche Zunft der verständnißschweren Denker mit der Waffe des Spottes. In dem heftigen Gefühle der Abneigung verborgen liegt der Keim der Kraft, welche die Philosophie zu ihrer frühern Größe zurückführt.

Indem ich an diesen Wendepunkt gelange, muß ich ein wenig verweilen bei den Beziehungen der Wissenschaft zu dem geschäftigen Lebensverkehr. In diesen Beziehungen liegt der Antrieb zum Fortschritt, und an ihnen hat die Rückkehr der verirrten Philosophie zum rechten Wege sich vorbereitet. Die Gelehrten von Beruf sträuben sich meist gegen das Verlangen, daß die Wissenschaft für die Bedürfnisse des Verkehrslebens verwerthbar sei. Ich habe redliche

Männer bis zu der Antithese ereifert gesehen, daß ein solcher Anspruch die Wissenschaft entheilige; dem Handwerker gebühre diese niedrigere Arbeit. Mangel an richtiger Begrenzung der Begriffe erzeugt den Eifer. Richtig ist, daß der Eigennutz, jede, auch die nicht gewinnsüchtige Lust am Erfolge von der Forschung fern bleiben muß. Während ich forsche, darf allein die lautere sich selbst genügsame Wahrheit mich leiten; jeder vorgenommene Erfolg, ja schon die Lust nach einem vorgedachten Ausgang beeinträchtigt den Werth der Untersuchung und die Glaubwürdigkeit des Ergebnisses. Gewinnsucht oder Lust nach Entdeckung des vielumworbenen Geheimnisses hat kenntnißreiche Männer zum Irrziel der Alchemie, zu verschwendeten Mühen und zu grober Sinnestäuschung verleitet. Der Vorsatz, die allverbreitete Fülle mikroskopisch wahrnehmbarer Thiere nachzuweisen, hat gewissenhaften Beobachtern fabelhafte Wesen vorgegaukelt. Die meisten Irrthümer dürften wol in den Lieblingsthemen begangen sein. Darum werde, während die Thätigkeit des Forschens sich vollzieht, der Hinblick auf die Anwendung ausgeschlossen, weil er die Reinheit des Strebens trübt. Aber hat die Wissenschaft ihr Werk gethan und liegt das Ergebniß vor, so bleibt die Anwendung doch die letzte Probe des Werthes. Nützlich ist nur, was für das Leben verwerthbar ist. Nur darf man den Werth nicht zu ängstlich den gemeinen Begriffen anpassen, nicht in den engen Raum der Wohlhabenheit und des leiblichen Behagens einschließen. Werthvoll ist nicht allein, was in der geläufigen Bedeutung des Wortes reicher, kräftiger, mächtiger macht, sondern auch, was in irgendeiner Hinsicht den Menschen erhöht. Kenntniß der Sprache, Verständniß der Vorzeit, Schönheitssinn; zahllos sind die feinern Interessen, welche durch Ergebnisse der Forschung gefördert werden können. Unter solcher Schätzung des Werthes ist das Verlangen der Anwendbarkeit gestattet, sogar geboten. Mag die Ausbeute neuer Formeln und anscheinend neuer Thatsachen noch so groß sein: wenn ihnen die Anwendbarkeit fehlt, sind sie unfruchtbar und die Arbeit erfüllt nicht den hohen Zweck der Wissenschaft, führt nicht weiter auf dem Wege zur Weisheit.

An diesem Merkmal wurde wiederholt schon die unfruchtbare

Verirrung des in Systemmacherei ausgearteten Philosophirens entdeckt.

Vor etwa drei Jahrhunderten war es Bacon von Verulam, der, in der Mitte einer solchen Entartung der Scholastiker, mit Energie und glänzendem Erfolg die Wissenschaft auf die Anschauung der Dinge zurückzuführen unternahm. Er forderte neue Beobachtungen und zeigte die Wege. Soweit das aufmerksame und geübte Auge die Eigenschaften der Dinge ohne kunstvolle Werkzeuge wahrnehmen kann, hatten die echten Forscher der ältesten Zeit die Arbeit gethan. Aber jetzt erläuterte Bacon das vielseitig empfundene Bedürfniß nach neuen Hülfsmitteln der Beobachtung, nach einer stärkern Anspannung der Geschicklichkeit, weil eine fruchtbare Ausdehnung der Gedanken nur vom Auffinden neuer Thatsachen zu erwarten war. Ihm selbst fehlten noch die Werkzeuge, welche später erst zusammengesetzt und tauglich gemacht wurden. Aber die wahre Richtung war angedeutet, welche den Denker auf das richtige Ziel, die Geschicklichkeit auf Erfindung lenkt. Seit jener Zeit tritt in England auch die dialektische Philosophie in vorsichtigern, der Beobachtung nahen Formen auf; sie legt sich gern die Erfahrungslehre als Inhalt bei (Hobbes). An jene Vorgänge anlehnend, hat das englische Volk sich allmählich an seine heutige Ausdrucksweise gewöhnt, die Gesammtheit aller naturwissenschaftlichen Forschungen als Philosophie, die dialektische Bearbeitung von Systemen, nicht ohne einen Anflug von Ironie, als Metaphysik zu bezeichnen.[1]) Doch größeres Gewicht als auf die strengere Weise des reinen Philosophirens legt Bacon auf den unmittelbaren Anschluß an die Naturwissenschaften. Wie in allen großen Wendungen ist auch diese entscheidende That weder zufällig noch vereinzelt, sondern Bacon faßt planmäßig zusammen, was die Forscher seiner Zeit bewegt. Namentlich in Italien und in Deutschland tritt das gleichartige Streben nach un-

[1]) In den letzten Jahren neigt man sich in England viel stärker, als je zuvor in diesem Lande, der rein speculativen Philosophie zu, was mit der neuesten Wendung der wissenschaftlichen Anschauungen zusammenhängt und als ein Zeichen beachtet zu werden verdient. Für eine volle Würdigung sind die Anfänge noch zu früh.

mittelbarer Beobachtung hervor. Bacon ist der vorzüglichste Ausdruck dieses thatkräftigen Geistes auf dem Gebiete der Forschung, und die bedeutendsten Forscher aller Orten folgen dem Anstoß. Die bessere Beobachtung ist vor allem bedingt durch verbesserte Sehkraft. Die Regeln des Sehens müssen ergründet, das Auge muß durch Gläser zum zuverlässigern Blick in der Nähe, zum ausgedehntern Blick in die Ferne geschärft werden. So beginnt der Aufschwung der höhern und angewandten Mathematik, der kunstvollen Gläser, der Mechanik, Optik und Astronomie. Ich brauche nur Kopernikus, Tycho de Brahe, Kepler, Newton zu nennen, deren Lebenszeiten zu bezeichnen und es tritt alsbald vor Augen, wie naturgemäß die Forschung sich in den von Bacon angedeuteten Bahnen bewegt. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts treten die vornehmen Geister Frankreichs in dieselbe Richtung ein, in regelmäßigem Anschluß an England, beinahe wie eine Ablösung dieses Landes. Mit der Erforschung der Anlagen (Physik) beginnt diese rühmlichste Periode französischer Wissenschaft, dann geht sie zu der genauen Ordnung der äußerlich wahrnehmbaren Merkmale (Naturbeschreibung) und den feinern Untersuchungen der Bestandtheile (Chemie) über. Gegen das Ende des Jahrhunderts, während Frankreich im tödlichen Ringen für und gegen die Völkerfreiheit sich abmühte, übernahm Deutschland die Arbeit, um nach redlichem Bemühen die Führerschaft innerhalb der ganzen gebildeten Welt unbestritten zu erlangen. Bei diesem Abschnitte muß ich um einiges länger verweilen; nicht aus bloßer Liebe zu meinem Lande, sondern weil in unserm Deutschland der große Kampf zwischen der Philosophie des alten Stils und den Naturwissenschaften den meistbelehrenden Verlauf nimmt, durch den lebhaften Antheil der Gebildeten einen großen Umfang gewinnt, allmählich zu einer gesunden Krisis drängt und vor unsern Augen sich abzuschließen beginnt.

Den sichtbaren Uebergang aus der herkömmlichen in die neuere Methode bildet Kant. Mit allen Hülfsmitteln der Dialektik, mit dem vollen Wissen der Systeme drängt er zur Beobachtung, und obschon er selbst in die gedankliche Untersuchung sich vertieft, weist er die Andern doch in erster Linie zur sinnlichen

Wahrnehmung an. Kant ist der Geistesverwandte Bacon's von Verulam, aber seine selbständige Bedeutung liegt in dem letzten Zusammenfassen aller Systemlehren seit Plato und Aristoteles. Eine schwerverständliche Sprache für einfache Gedanken ist das Erbtheil seiner Studien, die Folge seiner Methode: aber bei ihm wird die aufgewendete Mühe reich belohnt, weil der aus der Umhüllung ausgeschälte Gedanke von einfacher Größe ist und einen tiefen Eindruck hervorbringt. Wie das System eine Vermittelung mit dem Leben, so läßt der Ausdruck noch eine Vermittelung mit dem gemeinen Verständniß zu. Die ihm nachfolgen, sind bereits im Inhalt und Ausdruck von dem gemeinen Verständniß abgeirrt, befinden sich bereits in jener Feindschaft mit dem Volksleben, welche ich bereits geschildert habe. Jedoch unter den Mitlebenden bringen sie großen Eindruck hervor, den gelehrten Kreisen gelten sie als Schöpfer völlig neuer Systeme. Fichte, Hegel, Schelling werden Kant gleichgestellt; vier Sonnen an demselben Horizont und um sie zahlreiche Sterne kleinerer Ordnung. Die Welt hatte Derartiges noch nicht gesehen; an Zahl und Größe der Gleichzeitigen auch nicht Griechenland. [1])

Inzwischen hatten sich rüstige und arbeitsame Geister den Beobachtungen und Experimenten zugewendet. Aeußere und innere Eigenschaften, Bestandtheile, Verhältnisse des Raumes, Gesetze der Formen müssen von den Sinnen erprobt werden. Wägen und Messen, Trennen und Zusammensetzen, Abbilden und Beschreiben; hierfür werden Werkzeuge ersonnen, Maße und Gewichte für immer kleinere Bruchtheile, die Waffen des Auges für immer kleinere Körper empfindlich gemacht. Kräfte, welche bis dahin für geistige Eigenschaften gegolten hatten, werden den Gesetzen des Stoffes

[1]) Ich nehme selbst Fichte nicht aus, der als Philosoph den alten Goethe zu treffendem Spott veranlaßt hat (Faust: Thl. II, Act 2, Zwiegespräch zwischen Mephisto und Baccalaureus). Mein Urtheil richtet sich freilich nur gegen die fruchtlose Bildung der Systeme, während ich die anderweitige Wirksamkeit solcher Männer, wie die im Texte genannt oder gekennzeichnet sind, nicht gering veranschlagen möchte. Besonders Fichte's große Verdienste als Redner und Patriot beweisen, daß nicht Eigenthümlichkeit der Anlagen, sondern die Richtung der Systeme die Ergebnisse des Philosophirens entstellt hat.

unterworfen und zur sinnlichen Wahrnehmung gebracht. Was sich auf diese Weise bezwingen läßt, gilt als würdiger Gegenstand gelehrter Forschung, aber mistrauisch wird zurückgewiesen, was den Werkzeugen unzugänglich sich erweist, den Hülfsmitteln der Sinne sich entzieht. An den unbelebten Stoffen ist die Untersuchung besonders ergiebig, die Entdeckung sicher. Noch die Gefäße des Lebens, das Instrument, auf welchem der Ton sich abspielt, die Leiter der freiwilligen Bewegung lassen sich mit Nutzen beobachten. Aber das Leben selbst mit seinen geheimnißvollen Kräften und Zielen, letzter Ursprung und Zweck, sollen aus den Stätten der Wissenschaft ausgeschlossen, den Scheindenkern zum Wortspiel überlassen werden. An dem großen Stamme der Naturwissenschaft entwickeln sich neue Aeste und Zweige; beispielsweise die Physiologie, organische Chemie, physiologische Pathologie. Aber von der reinen Gedankenwelt wenden sich die Forscher ab; nicht allein die Metaphysik, auch Moral und selbst Psychologie müssen zurücktreten.

Viele von uns haben persönlich erfahren, mit welcher Geringschätzung die Naturforscher über die Philosophie sprachen; sogar bis zur Feindschaft und zum Haß steigerte sich der Widerwille, weil die Philosophie unsere Vorgänger misleitet habe, und weil sie tüchtige Anlagen und redlichen Willen zur Verschwendung der Kräfte verführe. Die modernen Scholastiker galten als Beispiele; selbst Kant und die von alters her erhaltenen Namen der Philosophie wurden, meist aus Unkenntniß der Werke, geringgeschätzt und als Träger der inhaltsleeren Dialektik verworfen. Die Natur, der Inbegriff aller begreiflichen Dinge, ist das einzige Buch der Weisheit; nur die Beschreibung und das Experiment sind wissenschaftliche Arbeit; nur Entdeckung ungekannter Eigenschaften, Bestätigung der bisher nicht unerschütterlichen Experimente und Beobachtungen sind wissenschaftliches Verdienst. Wie bei den Jüngern der alten Philosophie in Formeln und abgerundeten Systemen, war für die unduldsamen Jünger der ausschließlichen Naturwissenschaft in den Laboratorien und Seeirsälen, auf den Sternwarten, bei den Retorten, Wagen und Mikroskopen ein unendlicher Vorrath des Ruhmes. Beweisen denn nicht die Maschinen und die

zahlreichen Hülfsmittel, welche der Gewerbfleiß davontrug, die Ueberlegenheit der Naturwissenschaften? Der Wohlstand der Nationen wird durch sie umgestaltet, Gesellschaft und Staat werden der Umwandlung folgen müssen. Die billigen Gewebe und Farben erheben die untern Gesellschaftskreise höher und schneller als die Religion der Liebe. Auch am Ideal fehlt es nicht. Die treue Beschreibung entfaltet ungekannte Schönheiten. Das Mikroskop legt Selbständigkeit und Schönheit am kleinsten Wesen dar. In der Astronomie überwiegt das ideale Wissen. Ein neuentdeckter Planet ist ein größerer Gewinn des Geistes, als ein ganzes Buch der Moral. „Achtundzwanzig Planeten, welch ein bevorzugtes Jahrhundert!“ habe ich den Astronomen und Akademiker Encke in der berliner Akademie der Wissenschaften ausrufen gehört. Bis auf unsere Tage hat man nur sieben Planeten gekannt und unser großes Jahrhundert hat die Zahl auf achtundzwanzig gebracht; wer weiß, um wie viele die Kenntniß der Menschen noch wird bereichert werden. Dies war die Zeit, in welcher Leverrier sich zu einem der populärsten Namen aufschwang, indem er selbst Planeten entdeckte und von Gehülfen neue Planeten aufsuchen ließ. So war für das Ideal und das Leben innerhalb des engern Kreises gesorgt, für die Philosophie gab es keinen Raum. Die studirende Jugend wurde in den Streit verwickelt. Lebhaft steht mir im Gedächtniß die Unterredung mit einem jungen Freunde, welcher seitdem seinen geachteten Platz in der Naturwissenschaft erhöht und befestigt hat. Auch ihn, der zu umfassendem Denken angelegt war, beherrschte der Eifer für sein Fach und die verwandten Fächer der Naturforschung bis zur Verachtung jedes andern Philosophirens. Ungläubig nahm er meine Gegenrede auf: Nur die moderne Systemmacherei und besonders die spätern Ausläufer seien ausgeartet, an Inhalt leer und dem Leben fremd geworden. Ursprünglich habe jedes Philosophiren auf Beobachten, Zusammenfassen und Verwerthen des Gefundenen beruht. Das Beobachten allein sei auch heute nur ein Theil des Philosophirens; es trete jetzt stärker hervor, weil die Vermehrung dieser Kenntniß ungebührlich vernachlässigt worden und nachzuholen sei. Bald werde die Masse der losen Einzelheiten zwingen, den andern jetzt vernachlässigten Theil des Philo-

sophirens wieder aufzunehmen. Zwanzig Jahre sind seitdem verflossen, und öfter wiederholte sich später das Zwiegespräch mit begabten und strebsamen Freunden. Mir fehlte damals die genügende Uebersicht, daß die Rückkehr bereits vorbereitet wurde. Jetzt liegt es klar vor uns. Die Fülle der Entdeckungen macht einen Leitfaden unentbehrlich, wenn nicht zwecklos fortexperimentirt werden soll, wie ehedem zwecklos Wortsätze aufgelöst und zusammengesetzt wurden. Hervorragende Forscher haben die Arbeit in die Hand genommen, und die Naturwissenschaften selbst leiten auf dem Rückwege zu dem vermiedenen Gebiet. Kräfte, welche für geistige Eigenschaften gegolten hatten, erwiesen sich als Gesetze des Stoffes, verfeinerte Werkzeuge brachten sie zur sinnlichen Wahrnehmung. Nerven und Muskeln geben Auskunft über lebensartige Bewegungen unbeseelter Organe; an lebenden Thieren sogar beobachtet man, wie das System des Lebens gegen die empfindliche Berührung bloßgelegter Nerven und Muskeln zurückwirkt.

Von verschiedenen Seiten nähert sich das Experiment den Aufgaben und Lehren der alten Philosophie. Durch die feinen Untersuchungen der Hör- und Sehorgane gelangt Helmholtz zur Seelenkunde und Aesthetik. Durch die beobachteten Wandlungen der Zucht geht Darwin dem Ursprung der Dinge entgegen, mit reichern Hülfsmitteln, doch auf dem Wege der alten Genetik. Virchow, der mit ungewöhnlich scharfem Auge erstaunliche Massen von Einzelheiten geprüft hat, sucht sich in den vereinzelten Thatsachen zurechtzufinden und nimmt einen Leitfaden auf, welcher an das alte Sittengesetz (Ethik) erinnert. An der Spitze ihrer Fachwissenschaft schreiten diese und geistesverwandte Männer in natürlicher Fortentwickelung zum Zusammenfassen, zur Erforschung der höchsten zulässigen Fragen, zur Philosophie zurück. Der besser erkannte Stoff wird zum Inhalt der Auseinandersetzung, erweiterte Kenntniß wird zur Grundlage für neues Wissen. Eine Epoche des Fortschrittes schließt sich ab; wir treten bereichert in die neue Epoche ein, aber zur abschließenden Weisheit sind wir nicht gelangt. Wahrscheinlich wird dieselbe Methode sich wiederholen und vielleicht werden Nachkommen dereinst über unsere Zeiten so urtheilen, wie wir über die Zeiten des Plato und des Aristoteles.

3.

Ueber den Staat und seine Ordnung, über beste Verfassungen und Regierungen, gute Gesetze und nützliche Einrichtungen ist viel geforscht und gelehrt worden. Fast jeder Philosoph betrachtet, was den Staat angeht, als einen Theil seiner Wissenschaft, und je nach der mehr praktischen oder idealen Richtung trägt der eine Regeln der Staatskunst, der andere ein System der Staatsweisheit vor. Auf kürzerm Wege als durch Lehren führen die Regierer durch Gesetze und Vorschriften ihre Ideen ins Leben ein; die Gewalt verschafft selbst dem Irrthum einen vorübergehenden Sieg und der augenblickliche Nutzen pflegt den Schein der Wahrheit zu verleihen. Aber im Zusammenhang der Dinge überwiegt die Abneigung des Lebens gegen den Zwang; selbst die vorzeitig aufgedrängte Wahrheit strebt das Leben wieder auszuscheiden. Berathende Lehre und zwingende Vorschrift, Irrthum und Abwehr, Eigensinn der Regierer, Unbestand der Menge und Noth der Umstände haben überreichen Wechsel erzeugt und die zahllosen Erscheinungen, welche zu einiger oder zu größerer Geltung gelangt sind, lassen sich an keinem Leitfaden übersichtlich ordnen. Doch aus der Fülle der Erscheinungen ragen einige Punkte hervor und an diese knüpfe ich an, um dem prüfenden Blick die erste Richtung zu geben.

Es ist belehrend, an jenen hervorragenden und andern, durch Zufall stärker hervortretenden, Punkten zu beobachten, wie die Lehren und Vorschriften aus den Verhältnissen sich entwickeln, in die Bewegungen des Lebens sich einfügen, diese beeinflussen oder von ihnen ausgeschieden werden. Die erste Aufzeichnung *umfassender und tiefdurchdachter* Forschungen über die staatliche Gemeinschaft beginnt gleichfalls mit Plato und Aristoteles. Auf verschiedenen Wegen gelangen beide zu demselben Ziele und von demselben Beweggrunde werden sie geleitet. Beide finden die beste Einrichtung des Staates in der aristokratischen Republik, in welcher Wenige als die Besten nach Gesetz und Recht herrschen. Plato schafft sich den Staat und die Verfassung nach seinem Ideal. Nicht die Geburt, sondern die Vollkommenheit des Charakters bestimmt die Besten; die Herrschaft fällt den Weisen

zu. Unter den Kindern werden die mit den besten Anlagen zum guten Herrschen herangebildet, die als Weise sich entfalten zum Herrschen berufen, die übrigen zum guten Gehorchen erzogen. Strenge Zucht schafft und erhält die eigenthümliche Stimmung, ohne welche diese Republik nicht bestehen kann; gemeinsame Arbeit stellt die Gleichheit aller Beherrschten her. Der Plan erscheint dem Denker selbst nicht durchführbar, denn nach der ihn leitenden Idee müßten mit den Hülfsmitteln des bereits vollendeten Staates die Geschlechter herangezogen sein, unter denen allein der Versuch gelänge. Aber der Ernst des Gedankenbildes liegt darin, daß jeder einzelne Mensch mit seinem Beruf, Familienband und Eigenthum, daß die Gesellschaft mit ihren natürlich entwickelten und freiwillig geschaffenen Einrichtungen der Gesammtheit zu Gebote stehen, damit der höchste Staatszweck erreicht werde. Aristoteles weist den willkürlichen Aufbau eines blos gedachten Staates zurück, faßt auch nicht den Staat in dem engen Rahmen einer Anstalt für Weisheit, Zucht und Tugend auf, aber auch sein Ausgangspunkt ist Allmacht des Staatszweckes. Mit diesem Ziele vor Augen prüft er die bestehenden Verfassungen und findet an ihnen, daß die vernünftige, nach Gesetzen geleitete Herrschaft einer maßvollen Aristokratie am besten den Staatszweck erfülle. Unter Aristokratie versteht Aristoteles freilich nicht eine geschlossene Zunft geprüfter Weisen, sondern den kleinern Kreis, welchen die Gunst der Verhältnisse und eigener Trieb zur Herrschaft befähigen.

Grundverschieden sind auch hier die Anschauungsweisen der beiden Philosophen, dennoch gelangen sie über Ziel und Mittel zu einer seltenen Uebereinstimmung, und den Grund darf man in den Verhältnissen ihres gemeinsamen Vaterlandes suchen. Die in Kleinstaaten zersplitterte Kraft der Nation erfüllte sie beide mit Sehnsucht nach einer allmächtigen Staatsgewalt; eine Sehnsucht, welche zum Ideal großer Culturvölker geworden ist und unter gleichen Verhältnissen gleiche Wirkungen hervorbringt. In dem zerrissenen Italien ruft Dante, der glühende Patriot und Bildner der italienischen Nationalsprache, die Fremdherrschaft des Deutschen Kaisers an, weil dieses Haupt allein die Einheit der Nation und die Idee des italienischen Staates sichtbar macht. In demselben Einheits-

drange schreibt Machiavelli eine Reihe von Anweisungen für einen kräftigen Fürsten, welcher nur danach trachtet, sein Gebiet immer weiter auszudehnen, die Herrschaft zu befestigen und das Volk nach Willkür zu leiten. Denn von der Kräftigung der Staatsgewalt erwartet Machiavelli das Heil seines Landes und er will einen Fürsten erziehen, welcher sein Verhalten diesem Ziele gemäß einrichtet und jede andere Rücksicht beiseiteschiebt. Die kleine Schrift hat einen so seltenen Erfolg erreicht, daß die Thatsache erwähnt und die Ursache erörtert zu werden verdient. Obschon auf Ort und Zeit berechnet, hat sie ihre Wirkung doch auf fremde Staaten und nachfolgende Zeiten ausgeübt. Ich will nicht behaupten, daß sie je einen Herrscher oder Staatsmann bestimmt, wozu ihn nicht ohnehin Neigung oder Anlage veranlaßt hätten; aber für und wider den Grundsatz, welcher die ganze Arbeit durchweht, haben Freunde und Gegner mit gleich erregtem Eifer gestritten und der Ruhm des Namens wuchs in dem lebhaften und andauernden Streite. Ein Theil des Erfolges beruht auf den äußern Vorzügen des Werkes und auf der Gunst gewaltsamer Herrschernaturen, welche ihre heftigen Triebe in einschmeichelnder Sprache als Tugenden angepriesen fanden. Aber die nachhaltige Wirkung leite ich von dem Umstande ab, daß ein im Volke dunkel lebendes Gefühl einen kühnen Ausdruck fand.

Für die zerrütteten Staatsverhältnisse, wie sie das Lehnswesen über die Culturländer Europas gebracht hatte, paßte der Aufruf zur Willkürherrschaft eines rücksichtslosen Fürsten. So oft die Staatsgewalt sich lockert, lassen die Völker sich den Cäsar gern gefallen. Dagegen, sobald die Staatsgewalt genügend befestigt ist, fühlt das Volk die Unzulänglichkeit dieses einen Segens; die Sicherheit und das Wohl des Einzelnen treten mit selbständigern Ansprüchen hervor und werden das unmittelbare Ziel des bewußten Ringens. England war am frühesten mit seiner Staatsgewalt fertig und trat zuerst in den Kampf um gesicherte Rechte und gute Volkswirthschaft ein. Die Frucht dieses Kampfes war eine umsichtig begrenzte Staatsherrschaft, welche doch mit den Privatverträgen der Lehnsdienste nichts gemein hatte; welche die Rechte des Bürgers gegen willkürlichen Eingriff sicher-

stellte, aber den Staatszweck nicht verkümmerte und die Macht des Staates keinem auftauchenden Bedürfniß gegenüber lähmte. In misverstandener Auffassung dieses englischen Staatswesens entwirft Montesquieu eine beste Verfassung für den modernen Staat. Als eine ganz selbständige Regierungsform, welche die Gegensätze auszugleichen geeignet sei, empfiehlt er die durch eine geschriebene Verfassung geregelte (constitutionelle) Monarchie, die nach Gebieten der Staatsthätigkeit abgegrenzte Theilung zwischen dem Fürsten und den Vertretern des Volkes. Die Zeitverhältnisse erklären den Ursprung des Unternehmens und den Grund der weitreichenden Wirkung. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts war Frankreich, das Vaterland Montesquieu's, bereits im unangefochtenen Besitz der Einheit und der modernen Staatsmacht. Das Streben nach diesen Gütern hatte verbriefte Rechte zerstört und den Absolutismus gefördert. Jetzt war der Sinn des französischen Volkes, wie vor Jahrhunderten in England, auf Sicherheit des Rechtszustandes und maßvolle Ausübung der Staatsgewalt gerichtet. Unzufriedenheit lebte in den Gemüthern und es zeigten sich bereits die Vorzeichen jenes äußersten Gegensatzes, welcher später in den unklaren Vorstellungen eines „Gesellschaftsvertrages" sich nebelhaft ansammelte und in dem völligen Umsturz jeder gesetzlichen Ordnung wie ein Gewitter ausbrach. Montesquieu war entfernt von der Verleugnung des Staatszweckes, welche doch den Hintergrund des „Gesellschaftsvertrages" bildet. Er wollte die gemäßigte Freiheit im wohlgeordneten Staate, er sah das Beispiel in England und glaubte den Inbegriff vorhandener und bewährter Zustände in wissenschaftliche Regeln zu bringen. Der Irrthum des Verfassers verbreitete sich. Bei jeder Freiheitsbewegung, welche sich maßvolle Grenzen zog, berief man sich auf das Muster Englands, wie es Montesquieu gemeinverständlich machte. Gelehrte hielten das Buch für aufgezeichnete Staatsweisheit, Verfassungen wurden nach dem vorgeschriebenen Muster entworfen und eingeführt. Der Versuch der Ausführung ordnete nicht, sondern verwirrte die Verhältnisse; aber das wohlgefügte System und das Misverständniß des englischen Musters hat selbst praktische Staatsmänner so eingenommen, daß heute noch uns die

Mühe zufällt, das erlernte Falsche aus den Köpfen, die fehlerhaften Proben aus den Einrichtungen zu entfernen.

In flüchtigen Zügen habe ich einige Zustände berührt und Namen erwähnt, welche auf die Gestaltung und Kenntniß der drei bis heute vorwiegenden Staatsformen: Republik, absolute und constitutionelle Monarchie, von Einfluß gewesen sind. Zahllos sind die Schriften und Ideen, welche Gelehrte und Staatsmänner aus Erlebnissen oder fremden Lehren, eingehenden Forschungen oder lebhaft angeregter Phantasie über die Gesammtheit oder einzelne Zweige der Staatsweisheit niedergeschrieben haben. Manches habe ich durchstudirt, anderes aus zweiter Hand überliefert erhalten. Das Bemühen war nicht ganz ohne Lohn. Denn dies ist der Segen redlicher Gedankenarbeit, daß sie nebenher Gutes einstreut, wenn sie auch ihren Hauptzweck verfehlt, und nicht selten ist die Anschauung der Arbeit und des Mannes, welcher sie vollbracht, ein reichlicher Gewinn. Wir empfangen anregende Ideen, nützliche Beispiele aus der Geschichte, belehrende Mittheilungen über fremde Völker und Länder. Hier ergreift uns der selbstlose Eifer und reines Streben, dort überrascht der richtige Blick und das sicher treffende Urtheil. Aber in den leitenden Plänen herrscht ein Zusammenfluß von Irrthum, Willkür und Einseitigkeit. Falsche Beschreibungen dringen fortwährend aus gelehrten Büchern in die Berathungssäle und an die Conferenztische, wo die Unkenntniß heimischer Zustände und das mangelnde Geschick selbständiger Hervorbringung fremde Muster für Gesetz und Verwaltung anpreist. Seit Montesquieu bietet namentlich der kunstvoll verschlungene Bau der englischen Verfassung den Tummelplatz für die misverstandenen Erfahrungen erprobter Staatsweisheit. Das Studium fremder Verfassungen und Gesetze ohne Kenntniß der ergänzenden Anschauungen, Sitten und Einrichtungen verführt zu unpassenden Mustern und mislungener Nachahmung. Mit den Beschreibungen wetteifern die Systeme, denen ursprüngliche Gedanken oder Erfahrungen zu Grunde liegen. Von dem Herkömmlichen, den alten Lehren in neuen Redewendungen schweige ich; meine kurze Andeutung gilt nur den Versuchen des Fortschrittes, welche durch einiges Verdienst sich Eingang verschaffen, nicht ohne Nachwirkung,

vielleicht auch nicht ohne Nutzen vorübergehen, auf die Dauer aber durch ihre Einseitigkeit als untauglich sich erweisen. Eine Idee, welche neuerdings weitere Geltung erlangt hat, wird zum Staatsgedanken erhoben; eine Erscheinung, die neuerdings durch nützliche Untersuchungen entdeckt oder in ihren Einzelheiten besser erkannt worden ist, wird aus der Erfahrungslehre erborgt und zum Leitfaden der Regierungskunst gemacht. Als die Landwirthschaft zu höherer Blüte sich entfaltete und der fleißige Ackerbau zu Ehren kam, folgte die Lehre der Staatsweisheit: Unerschöpflich productiv sei allein die Pflege des Bodens, jedes andere Gewerbe diene dieser höchsten Arbeit gegen angemessenen Lohn; auf den Grundbesitz müsse der Staat sich stützen, die Grundbesitzer seien der feste Unterbau der Gesellschaft; aus den Erträgnissen des Bodens müsse der Staatshaushalt seine Mittel holen, auf die Erhöhung des Bodenertrages müsse die Regierung ihre Mühen verwenden; die übrigen Interessen der Wirthschaft und Cultur würden sich von selbst danach regeln. Als man den weitüberlegenen Reichthum des Gewerbfleißes, die Werthvermehrung durch Transport und Handel in ihrem vollen Umfange zu erkennen glaubte, sprach die Lehre der Staatsweisheit: Nichts als Entwickelung der Industrie und des Handels. Viele Perioden standen unter der Herrschaft des leitenden Gedankens, daß die Wachsamkeit des Staates (Polizei) verantwortlich sei für alle Beziehungen der Bürger, welche mit dem öffentlichen Leben zusammenstoßen; aus dieser Auffassung leitete der Polizeistaat seine ungemessenen Rechte und Pflichten her. Nachdem die vervielfältigten Interessen die Unzulänglichkeit der Staatsgewalt für jene Aufgaben bloßgelegt hatten, entstand ein System der Staatsweisheit, welches lautete: Nur unbeschränkte Freiheit fördert; unterdrücket den Zwang und lasset geschehen. Nachdem aufmerksame Reisende die Beschaffenheit des Erdbodens und der Länder untersucht, die Gewohnheiten der Menschen geprüft und Wechselwirkungen zwischen der Beschaffenheit des Bodens und den Sitten wahrgenommen haben, entwickelt sich die Lehre, daß Gesetz, Religion und Sitte der geographischen Lage folgen, und demnach gestalten sich verschiedene Staatslehren für Gebirgsland, Thäler und Ebenen, für die verschiedenen Zonen.

Neulich hat die Chemie die nährende Kraft der Speisen, die Physiologie deren Einfluß auf das Gemüth erforscht. Sofort erläutert ein hochstudirter Lehrer der Staatsweisheit aus dem Wachsthum und den Bestandtheilen des Reises die Verfassung der Inder, aus der chemischen Zusammensetzung des Fleisches die Verfassungen nordischer Staaten. Schroffe Einseitigkeiten, welche im gewöhnlichen Leben als fixe Ideen gemieden werden, erheben sich zu ernsten Staatslehren. Ich erinnere mich eines unbenannten Correspondenten, der mir jahrelang umfangreiche Briefe zusendete, mit verständigem Inhalt, nebenher aber in dem immer wiederkehrenden Grundton: Der Katholicismus sei der Erbfeind, von ihm rühre alles Uebel der Welt her. Trotz der verständigen Beithaten schien mir der Schreiber im bürgerlichen Sinne krank an einer fixen Idee. Aber nicht wenig überrascht war ich, den verwandten Gedankengang mit gleich starkem Nachdruck behandelt zu finden in einem staatsgelehrten Buche, welches in Europa großes Aufsehen erregt hat.

Indessen, auf das öffentliche Leben eines Volkes wirken Lehren und Systeme nur in dem Verhältniß, in welchem sie aus dem Leben selbst geschöpft sind. Die blos erdachten Systeme verschwinden spurlos, auch wenn sie zeitweilig den Büchermarkt und das vornehme Gespräch belebt haben. Nur die aus den Anschauungen, Bedürfnissen oder Empfindungen des Volkes entsprungen sind, bringen einen nachhaltigen Eindruck hervor; aber auch solche Eindrücke erhalten sich auf die Dauer nur nach dem Maße der vorbereiteten Empfänglichkeit. Es gibt eine Wechselwirkung zwischen der Herrschaft von Lehren und der Gestaltung von Staatszuständen. Ganze Völker, nicht blos ungeregelte Massen, sind von der aufregenden Macht eines Gedankens zu außergewöhnlichen Thaten, zu gewaltsamen Veränderungen eingelebter Zustände hingerissen worden. Aber nachdem die Thatkraft den kritischen Höhepunkt überschritten hatte, sonderten sich die Begebenheiten nach den Quellen, aus denen sie geflossen waren. Was im Verständniß der Vielen bis zur Klarheit der Handlung gediehen war, behauptete sich mit nachdauernder Wirkung; was dagegen in klugen

Schlüssen bevorzugter Köpfe seinen Ursprung oder weitere Ausbildung empfangen hatte, verschwand oder führte zu Irrungen, welche in schwerer Arbeit wieder entwirrt werden mußten. Drei Revolutionen in drei Jahrhunderten unter drei Völkern bestätigen die Regel.

Die Revolution der Independenten befestigte in England die Herrschaft der Gemeinen und das Recht des Widerstandes gegen königliche Willkür. Von Heinrich VIII. bis zu Karl I. hatte sich die Alleinherrschaft, erst unter dem Beifall, dann unter dem wachsenden Widerspruch des Volkes ausgebildet. Seit des Protectors Zeiten hat sie nie wieder eine anerkannte Macht erlangt, sondern von da ab galt der König, welcher sich absolutistische Rechte anmaßte, als Verschwörer, bis die zweite Revolution auch die Kraft der Auflehnung für immer brach. Das aus sich selbst schöpfende Recht der Legitimität kehrte mit der legitimen Dynastie nicht zurück, sondern die Quelle der Herrschaft blieb immer die gewollte Staatsordnung. Aber das Haus der Lords erstand sofort, nachdem der Druck des Protectors entfernt war, in seiner frühern Bedeutung; die Aristokratie setzte sich unbestritten in ihre unverminderten Rechte ein und ist seit Jahrhunderten ungestört in dem Besitz, welchen die Revolution der Independenten ihr nur vorübergehend entrissen hatte. Die gegen beide gerichtete Lehre von dem göttlichen Rechte konnte sich nur gegen die überwundene Legitimität behaupten, nicht gegen die Aristokratie, welche dem gemeinen Verstande noch nicht anstößig gewesen war.

Die Französische Revolution fegte mit einem Hauche die feudale Belastung des Bodens weg, beseitigte für immer die Rechtsungleichheit der Stände, die persönlichen und erblichen Vorrechte der bevorzugten Klassen, die Erbparlamente und das käufliche Patent ihrer Mitglieder, stieß unwiderruflich das erbliche Königthum vom Thron. Aber die phantastischen Versuche einer plötzlichen Umbildung des Menschengeschlechts führten zu flüchtigen Erscheinungen, welche den Tag mit vielem Ernst ausfüllten, mit schicksalsreichen Handlungen gepaart waren, bald aber aus den Gemüthern verschwanden. Manche dieser ernst betriebenen Dinge bilden sich in unserer Vorstellung wie Fastnachtsspiele ab. Bis

auf die Kleidung erstreckte sich der Mummenschanz. Selbst von manchen berechtigten Unternehmungen solcher Aufgaben, denen die Entwickelung des Menschengeschlechts zustrebt, hatte die Nachwelt keinen Gewinn, weil die Revolution der kommenden Erkenntniß voraneilte, sich selbst mit unklaren Begriffen belastete und unbrauchbare Lösungen hinterließ. Nicht ohne empfindlichen Verlust für den ganzen Verband der Völker, welche in gleicher Bildungsarbeit sich befinden, muß das Gewebe jener Zeit vielfach aufgelöst und mancher falsche Faden mühsam entfernt werden. Den größten Schaden trägt das unmittelbar betroffene Frankreich, welches bis auf den heutigen Tag an den unheilvollen Folgen unklarer oder nicht aus dem Leben geschöpfter Lehren leidet und doch die Revolution nicht verleugnen kann, weil sie so viele gereifte Wünsche erfüllt, vorbereitete Aufgaben zur Reife gebracht und gelöst hat. Vieles von dem, was uns an den heutigen Franzosen auffällig erscheint, namentlich das vielfache Nebeneinander entgegengesetzter Nationaleigenschaften, rührt von der Unsicherheit her, welche die Revolution schuf, indem sie lebensvolle und erkannte Wahrheiten mit erdachten und unklaren Regeln vermischte.

Was ich aus fremden Ländern und frühern Jahrhunderten nur in den größten Umrissen erfassen kann, nehme ich bis in die kleinsten Einzelheiten deutlich an den miterlebten Begebenheiten der eigenen Heimat wahr. Ich habe die Erschütterung von 1848 in voller Empfänglichkeit des aufstrebenden Jünglings erlebt und mit der bewegten Menge habe ich unter ihrem Gesammteindruck gestanden. Seit vielen Jahren verstehe ich zu unterscheiden, was jene Umwälzung begonnen und was sie vollendet, was sie von Dauer geschaffen, nützlich angeregt oder nur vorübergehend aufgeregt hat. Seit damals beobachte ich, wie die Besten der Nation bemüht sind nachzuholen, zu erhalten oder auszuscheiden. Dieselbe Bewegung hat einige Gebiete des öffentlichen Lebens ganz umgewandelt, andere ganz unberührt gelassen, andere in Unruhe und Ungewißheit versetzt. Mit einem Schlage und unwiderruflich vollendete sich die Befreiung des Bodens, die Selbständigkeit und ausschließliche Staatsamtschaft der Richter, das öffentliche Verfahren, die Wahlvertretung des Landes mit der vorbehaltenen Zustimmung zu

Gesetzen, Steuern und andern Staatslasten. Viele Rechte der Gutsherren wurden mit einem festen Striche außer Wirksamkeit gesetzt und aufgehoben, andere Exemtionen wurden beseitigt und die reactionärste Strömung der folgenden Jahre konnte sie nicht wieder ins Leben rufen, so sehr die einflußreichen Kreise sich darum bemühten. Die Gleichheit der persönlichen Rechte wurde im großen und ganzen aufrecht erhalten, obschon in Einzelfällen dieser Grundsatz oft vernachlässigt wurde und noch jetzt angefochten wird. Die Vereinsbildung und ein gewisses Maß der Preßfreiheit behaupteten sich gegen heftige Anfechtung; so weit hatte die literarische Bewegung der vorangegangenen Jahrzehnte den Sinn für das freie Wort gezeitigt. Dagegen wurden ohne großen Kraftaufwand Gewährungen zurückgenommen, bündige Versprechen blieben unerfüllt und großartige Vorschriften ohne jede Anwendung. Als eine schönste Zierde der preußischen Verfassung galt der Satz: die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei. Bestimmt genug ist die Vorschrift, sie gestattet keine Ausnahmen und es ist keine Bedingung ihr hinzugefügt im Stil der Zusätze, welche andere Vorschriften ihrer zwingenden Bedeutung entkleiden; dennoch hat die Revolution das Verhältniß der Obrigkeit zur Wissenschaft und zu ihren Lehren nicht um eine Haaresbreite verändert. In abgerundeten Sätzen hat das Jahr 1848 die Ansprüche des Systems anerkannt, daß der Staat mit der Kirche sich absinde, die Leitung und Aufsicht der Religionslehre zwischen beiden getheilt werde. Die großen Grundsätze, welche das System gegeben hatte, wurden als Grundrechte niedergeschrieben, die Ausführung wurde versprochen, zum Theil sogar begonnen, der gute Wille zur gänzlichen Erfüllung war bei der Regierung, der lebhafte Wunsch bei den Religionsgesellschaften vorhanden. Aber nach einem Menschenalter erwägen wir noch, wie Staat und Kirche sich auseinandersetzen sollen, und in den jüngsten Tagen haben wir erfahren, daß nicht eine bewußte Reaction uns zurückgehalten, sondern daß das System im Jahre 1848 uns auf Irrwege verlockt hat, daß der abgerundete Satz die vielseitigen Beziehungen zwischen Staat, Kirche und Schule nicht erfaßt.

An den fremden und heimischen Vorgängen habe ich bestätigt gefunden, daß ihre Wirkungen danach bemessen sind, ob

die anscheinend erfüllte Forderung aus dem Leben entsprungen oder in gelehrter Ausbildung ersonnen, ob sie vorher schon bis zur Krisis vorbereitet, oder ob sie noch in den Anfängen des ersten Strebens begriffen war. Wie am beseelten Leibe die Lebenskraft schwer ringt, um den eingedrungenen fremden Körper, welcher die Gesundheit stört, aus dem Organismus auszuscheiden, so im lebensvollen Staate die Kraft der Nation, um das Fremdartige und Unerträgliche aus den Einrichtungen wieder zu entfernen. Selbst an den vorbereiteten Fortschritten läßt die geschichtliche Entwickelung keinen Sprung gelten. Je länger in ruhiger Zeit der Weg bis zur Erfüllung noch gewesen wäre, um so wirksamer wird das Erreichte angefochten. Manches wird in schwerem Ringen erhalten, indem die fehlende Vorbereitung durch größere Kraftanstrengung ersetzt wird, anderes wird entrissen und muß aufs neue erobert werden.

Heillose Verwirrung haben die Einbrüche unfertiger Gedanken angestiftet. In dem biegsamen Geiste gleichen sich die Gegensätze leicht aus, Widersprüche bleiben unentdeckt oder werden verträglich gemacht; aber will die Idee in die Zustände gestaltend eingreifen, so muß sie vorher von jedem Widerspruch sich gereinigt haben. Bricht die Bewegung hervor, ehe der gärende Stoff bis zum durchsichtigen Gedanken sich geklärt hat, so geräth sie bald mit der wirklichen Außenwelt in Zusammenstoß, und je nach den Kräften, welche sie sich dienstbar macht, zerstört sie, was erhaltenswerth ist, oder sie entstellt sich selbst in wunderlichen Erscheinungen. Was in der Schule wie Weisheit klingt, erweist sich an den Thatsachen als Thorheit, und ist erst die Zuversicht geschwunden und der leitende Grundsatz, weil er sich als untauglich erwiesen, aus den Händen gelassen, so drängt sich die Verwirrung in alle Schichten ein, welche von der Bewegung ergriffen werden. Kenntniß der einfachsten Dinge fehlt in der unmittelbaren Behandlung des Lebens und die gute Absicht arbeitet gegen sich selbst, weil die Voraussetzung verkannt wird und die misverständliche Folgerung zum entgegengesetzten Ziel führt. Ein hochbegabtes Nachbarvolk leidet schwer an diesen Irrungen; kaum verstehen die Besten noch Wirkliches von Eingebildetem zu unterscheiden, und wie im Fieber

wechselt der Zustand des öffentlichen Lebens zwischen Auflehnung und willenlosem Gehorsam. Ein anderer Nachbarstaat verbringt müßige Jahre mit abwechselnden und unhaltbaren Versuchen entgegengesetzter Staatsmaximen. Wenn unsere deutsche Heimat, trotz der wiederholten Erschütterungen, das entgegengesetzte Schicksal erfährt, so danken wir es zumeist dem kräftigen Aufschwung des nationalen Geistes. Mit Unlust sehen wir auf fruchtlose Jahre zurück, da wir auf dem Gebiete innerer Gestaltung planlos herumirrten und Mühen verschwendeten. An dem gereiften Gedanken des Nationalstaates haben wir uns aufgerichtet; die in der Erkenntniß des Volkes erhärtete Idee übt ihre unwiderstehliche Gewalt aus. Umsonst haben Staatskünstler und Gelehrte sich bemüht, die Wohlthaten der Zersplitterung an kleinen Vortheilen der Vielstaaterei nachzuweisen; vergeblich haben die Interessen sich aufgelehnt und zu bestehen versucht. Im Volke selbst hatte die nationale Idee den Boden bereitet, jedes Körnchen wurde zum Samen und gedieh. Es gereicht uns zum Segen, daß die beiden großen Kriege die Idee der Nationaleinheit völlig gereift und geklärt antrafen. Der Krieg rüttelt immer die Völker auf. Ist der aufgeregten Kraft kein angemessenes Ziel angewiesen, so artet sie in Nichtigkeiten aus, legt meist zerstörende Keime und im günstigsten Verlauf erschöpft sie sich ohne Ergebniß. Uns aber hat das bewußte Streben nach dem Nationalstaat den richtigen Weg gewiesen und die Kraft wurde verwerthet durch die Ausführung der vorbereiteten That. An dem großen Beispiel eines zielbewußten Strebens und seiner fruchtbaren Verwirklichung treten wir in einen neuen Abschnitt staatlicher Entwickelung ein.

4.

Wir stehen an einem bedeutenden Wendepunkt und die ersten Erscheinungen erinnern lebhaft an das, was auf dem Gebiete der Naturwissenschaft sich heute vollendet. Auch über den Staat hatte der Gedanke sich in fruchtlose Formeln hineingespielt, und die be-

rufen waren, die wechselseitigen Beziehungen des Lebens zu befriedigen, ergaben sich unverwendbaren Theorien. Jeder Politiker kam mit einem fertigen Plane; ein Verzeichniß mußte die geläufigen Tagesfragen zusammenstellen und ein Bekenntniß sie erledigen. Es galt für verdächtig, ohne ein erschöpfendes Programm in das öffentliche Leben einzutreten. Jetzt wollen bei weitem die Meisten von einer theoretischen Betrachtung der Dinge nichts wissen. Eine Anzahl altgebildeter Gelehrten hält an der Unübertrefflichkeit der Systeme fest und sieht auf die systemlosen Geschäftsmänner mit vornehmer Geringschätzung herab; eine andere Zahl altgebildeter Politiker verehrt mit religionsartigem Eifer die schroffen Grundsätze und weist mit Verachtung die ausgleichenden Naturen zurück. Doch mit gleicher Verachtung der Grundsätze wird ihnen erwidert, und die altmodische Theorie wird, wie früher die altmodische Philosophie, mit Spott überhäuft. Die allgemeinen Sätze sind in Verruf. Wer an eine gewisse Schlüssigkeit der Gedanken erinnert, ist ein Doctrinär, wer an eine Gleichmäßigkeit des Handelns, ist ein Principienreiter. Keine Vergangenheit und keine Zukunft; handeln wir, ruft der heutige Politiker, wie der Tag es erfordert. Wer sich in schwierigen Umständen zurechtfindet, wird anerkannter Führer; wie nach der beseitigten Verlegenheit die Zukunft sich gestalten werde, bleibt außer Frage. Gegenüber der einmal bewährten Kraft verhallt die Kritik, weil der Mangel an Einheit, der Wechsel selbst als Zeugniß der Tüchtigkeit gilt. Ist die Wendung zuträglich und ohne Gefahren? Solange die Nation nur von einem Gedanken getragen wird, schadet keine Einseitigkeit und keine Methode des politischen Handelns. Auf allen Wegen strömt die gesammte Kraft dem einen Gedanken zu und hilft ihn verwirklichen. So in den letzten Jahren der Aufbau des deutschen Nationalstaates. Sobald aber die Aufgaben wieder sich vervielfältigen und die Naturgewalt nicht mehr ausreicht, die versprengten Thätigkeiten nach dem einen Ziele zu lenken, kommt der Werth der Methode wieder in Anschlag. Daher ist jetzt die Frage an der Zeit, ob die Wendung zuträglich und ohne Gefahren ist.

Die unmittelbare Gegenwart leidet unter den Nachtheilen des Ueberganges. Nicht ohne Schaden entbehrt man einen lange be-

nutzten Maßstab, bis ein bewährter Ersatz gefunden ist. Während den nützlichen Gelegenheitsmaßregeln gehuldigt wird, geräth die Ethik selbst ins Schwanken. Wenn bisher Ueberzeugungstreue die Probe des tüchtigen Mannes war, so fällt dieses wichtige Erkennungszeichen jetzt weg. Auch die guten Gesinnungen stehen unter der Herrschaft der wandelbaren Nützlichkeit. Der umfassende Geist wendet sich mit einigem Zwang von der Betrachtung des Allgemeinen ab; leicht drängt sich die bewegliche Menge hinzu. Der Eigennutz sieht die Scheidewand niedergerissen, welche ihn von der Gemeinschaft mit den Uneigennützigen ausschloß. Der kleine Sinn bläht sich auf, als ob er, nach dem Gebot der Zeit, in freiwilliger Einschränkung auf den kleinern Gesichtskreis sich zurückzöge. Die Vornehmheit des Geistes wird verdrängt und an ihren Platz rückt die virtuose Geschicklichkeit, welche des Tages Bedürfniß mit einem knappen Tagesvorrath versorgt.

Gewiß sind solche Erscheinungen nicht frei von Besorgniß. Dennoch leben wir in keinem Zustande des Verfalles, sondern der Schritt ist nach vorwärts geneigt. Sehen wir uns nur um, woher wir kommen. Der Nutzen älterer Forschungen war verbraucht, die Schulweisheit hat keinen Keim der Frucht mehr. In dem heutigen Drange liegt doch der Antrieb zu neuen Schöpfungen. Darum ist Eifer an die Stelle der selbstgenügsamen Abgeschlossenheit getreten, die blos tadelnde Unzufriedenheit wird ersetzt durch arbeitsames Handanlegen, das Niederreißen des Veralteten genügt nicht mehr, sondern wird ergänzt durch den Trieb zur Neubildung. So fruchtbar verändert sind die Motive des Handelns. Den Mangel großer durchdachter Plane und die Nachtheile dieses Mangels müssen wir tragen, denn wir gewinnen nichts, sondern fügen nur Schaden hinzu, wenn wir den neuen Geist verleugnen. Die Rückkehr zu den großen Grundsätzen und zu fruchtbaren Systemen ist unmöglich, ehe wir nicht neuen Stoff angesammelt haben; die Ordnung wartet auf neue Zufuhr. Freilich in der jetzigen Weise dürfen wir nicht genügsam verharren. Auf dem Scheidewege der beiden Richtungen kann die rechte Grenze allein durch genaue Kenntniß gefunden werden und das Wissen fehlt. An der Entwickelung der Naturwissenschaften haben wir gelernt, daß die verbrauchten Sy-

steme abgelöst werden müssen durch die beschwerliche Arbeit der Einzelerkenntniß.

Indem ich den Vergleich ziehe, entgeht mir nicht der Unterschied in den Hülfsmitteln. Die Erscheinungen und Kräfte der Natur werden durch Beobachtung und Versuche erforscht. In den Aufgaben des Staates ist das Gebiet der Versuche sehr eingeschränkt. Oeffentliche Einrichtungen dürfen nicht auf Probe eingeführt, Gesetze nicht erlassen werden, ehe der Gesetzgeber das Bild ihrer Wirkung mit plastischer Deutlichkeit vor sich sieht. Im Bewußtsein, daß unsere Kenntniß unzulänglich, der willkürliche Versuch ungestattet ist, haben wir durch entfesselte Freiheit das Feld allgemeiner Concurrenz eröffnet und die freie Thätigkeit der Einzelnen folgt dem Zuge der Zeit in zahlreichen Experimenten, welche nicht unter der Leitung der Gesetze stehen und für welche die Regierer nicht verantwortlich sind. Die massenhafte Bildung von Vereinen und Genossenschaften, Umwandlungen in Actiengesellschaften, die Häufung neuer Banken und der Andrang zu Börsenmärkten, die Arbeitseinstellungen, die Organisation der Arbeitnehmer in Gewerkvereinen und der Arbeitgeber in Verbänden, die Internationale, die Religionsbewegungen; — diese und ähnliche Vorgänge entspringen aus dem Drange, neue Grundlagen zu gewinnen. Aber auch unter der Verantwortlichkeit der Einzelnen rufen die Experimente vieles Misbehagen hervor. Die meisten leitet der Eigennutz, und die Empfindung kommt über uns, als ob in anderer Weise zwar, doch nicht ganz unähnlich, wie in den Zeiten des Faustrechts, die Verkehrsverhältnisse in einen Krieg aller gegen alle ausarten und die beunruhigte Gesellschaft abermals zum Schutz durch freiwillige Verbände ihre Zuflucht nehme. Wenn das Gleichgewicht erschüttert, die Bedingungen einer guten Wirthschaft gelockert werden, Misbehagen um sich greift und alles dies die Folge der in Freiheit entfesselten Experimente ist, so fordert man von der Staatsgewalt die Ausgleichung. Der kräftige Staat darf sich nicht lange Erscheinungen gefallen lassen, welche an die überwundenen Zustände der Staatenlosigkeit erinnern. Er hat die Freiheit geschaffen, damit die Gesellschaft zu einer fruchtbaren Entfaltung gelange, aber nicht um einen zerstörenden oder hemmenden Kampf freizugeben.

Aber wie ist zu helfen? Zu den bloßen Verboten und dem einschränkenden Concessionswesen lassen wir uns durch die Verlegenheiten des Ueberganges nicht zurückdrängen, denn wir haben diese Mittel soeben als schädlich und unzulänglich aufgegeben. Nach einem der vielen Rathschläge eine gesetzgeberische Ordnung versuchen? Die verfehlten Experimente der Gesetze sind nicht minder schädlich als die freiwilligen, welche aus der Mitte des Verkehrs sich entwickeln; sie mögen manchen Misbrauch verhüten, aber dafür bieten sie den großen Nachtheil, daß sie entweder das allgemeine Bewußtsein kränken und das Ansehen des Staates schwächen, oder unter dem Namen der höchsten Gewalt irreleiten und verderbliche Folgen für die Zukunft vorbereiten. Die volle Kenntniß der Dinge muß dem Gesetze vorangehen, und doch kann die Gesetzgebung nicht ruhen; je weniger klare Erkenntniß das Gegengewicht hält, um so mehr werden die Gesetzgeber von dem Drange der öffentlichen Meinung zu undurchdachten Schritten fortgerissen. In der Verlegenheit dieser Gegensätze befinden wir uns jetzt. Zahlreicher als je treten die Forderungen an uns heran und wir fühlen uns nicht vorbereitet genug zum nützlichen Eingreifen. Was die bisher geklärten Ideen über den Staat sicherzustellen vermochten, ist bereits verwerthet, die Theorien und Grundsätze führen nicht weiter und werden misachtet, neue Quellen der Erkenntniß sind noch nicht aufgefunden oder doch nicht ergiebig gemacht. Nach solchen aber müssen wir suchen und gewissenhafte Beobachtung muß diesen Dienst leisten. Es ist nicht genug, daß das Recht der freien Aeußerung eine Fülle von Ansichten und Rathschlägen hervorlockt. Die gehäuften Wahlrechte, die freiwilligen Versammlungen, gewählten Corporationen und ihr bereiter Wille zu Berathungen, Beschlüssen und Gutachten helfen der Noth nicht ab. Der ungeordnete Gedankenstoff ermüdet. Uns fehlt weder die Kraft der Combination noch die Kunst der Schlußfolgerungen, sondern die Kenntniß der bewegenden Ursachen; sogar die Kenntniß der Zustände, für welche die Regel gegeben werden soll, reicht nicht aus. In das Studium der Einzelheiten müssen wir uns vertiefen.

Was den offenkundigen Bewegungen des Lebens gewissermaßen mit unbewaffnetem Auge abzuschauen war, haben unsere Vorgänger

begriffen, behandelt und verwerthet. Die Weisheit der Grundrechte hat sich erschöpft; alle Forderungen werden nur noch mechanisch nachgesprochen, während der wahre Sinn ihnen nicht mehr beiwohnt, weil das Geforderte entweder, wie die Gleichheit der Stände, schon erreicht oder, wie die Freiheit der Religionen, noch nicht genügend vorbereitet ist. Die Volkswirthschaftslehre bewegt sich nach einem früher gegebenen Anstoß, aber sie arbeitet am alten Vorrath. Solche Erscheinungen kennzeichnen die Ueberlebtheit bisheriger Verhältnisse. Der Anfang des neuen Zustandes zeigt sich darin, daß das massenhafte Ansammeln vereinzelter Thatsachen zu hoher Schätzung gelangt ist. Aus der spielenden Neugierde ist ein sehr ernstes und sehr mühevolles Geschäft geworden, aber in der Mitte der Dinge stehen wir lange noch nicht. Das zu großer Wirksamkeit bestimmte Hauptinstrument, die Statistik, ist noch roh, wenig ergiebig und noch weniger zuverlässig. Ueber die offenbarsten Tagesereignisse fehlt uns sichere Auskunft. Selbst wo amtliche Aufzeichnungen uns die Grundlagen bieten und fortgesetzte Zählungen Gewißheit verschaffen sollen, müssen wir uns mit dem Ungefähr begnügen. Ueber den offenkundigen Besitz haben wir keinen Ausweis, von der Bewegung der Arbeitskräfte keine rechte Vorstellung, von der Bewegung des Kapitals geringe und wenig verwerthbare Kenntniß, die Besteuerung des Einkommens hat keine Unterlage in erkennbaren Thatsachen. Verhältnisse, welche eine spätere Zeit mit Recht für die ersten Elemente eines gedeihlichen Beisammenlebens halten wird, sind völlig unbekannt, werden vielleicht nicht einmal in erster Linie für wissenswerth gehalten. Und wie weit entfernt sind wir noch von dem Verständniß der Gesetze, welche den gewöhnlichsten Ereignissen des täglichen Lebens zu Grunde liegen. Selbst wo wir mit der größten Gewißheit ein streng gesetzmäßiges Zahlenverhältniß, eine unmittelbar wirkende Verbindung der Thatsachen als vorhanden annehmen, ist uns das Wie ein ungelöstes Räthsel. Für die meisten Beziehungen fehlt das Geschick, auch nur die Fragen richtig aufzuwerfen, und vielfach fehlt jene innere Wahrheitsliebe, welche die Thatsachen belauscht ohne die vorgesetzte Absicht eines bestimmten Beweises. Ich spreche nicht von bewußten Fälschungen, welche unter dem Deck-

mantel der Wissenschaft selten vorkommen, sondern von jener Vorliebe, welche sogar in der reinen Naturbeobachtung, beispielsweise in der Mikroskopie, dem voreingenommenen Forscher Sinnestäuschungen bereitet. Es sei mir gestattet, einige meiner Worte über die selbstlose Hingabe des Forschers zu wiederholen. Jeder vorgenommene Erfolg, ja schon die Lust nach einem vorgedachten Ausgang beeinträchtigt den Werth der Untersuchung und die Glaubwürdigkeit des Ergebnisses. An dieser Klippe ist schon in denjenigen Zweigen der Naturwissenschaft, welche dem gewöhnlichen Eigennutz ganz entrückt sind, die Reinheit manches Unternehmens gescheitert. Viel größer ist die Gefahr auf dem Gebiete der Statistik, wo das noch jugendliche Verständniß der Phantasie freiern Spielraum gibt, die Heftigkeit politischer Bewegungen die Ruhe gefährdet und der plumpe Eigennutz Erwerbsquellen aufsucht. Wissenschaftliche Autorität und politischer Parteigänger, oder wissenschaftliche Autorität und geschäftlicher Speculant, oder alles Drei in einer Person vereinigt, sind keine vereinzelte Erscheinung; die Kindheit der Wissenschaft gestattet solche Vorkommnisse, welche sonst nur dem Dilettantismus eigen zu sein pflegen. So im argen liegt noch die Statistik, welche mit den heimischen Zuständen sich beschäftigt. Der belehrende Vergleich mit andern Völkern ist angewiesen auf die Berichte, welche auf solche Weise zu Stande kommen. Der Irrthum wird blindlings geglaubt und den eigenen Forschungen als Erkenntnißquelle zu Grunde gelegt; die selbstprüfende Arbeit ist eine seltene Ausnahme. Wie wenige reisen zu diesem Zwecke, und von diesen wie äußerst wenige mit der Geduld und Ausdauer, welche der Zweck erheischt. Nach Mittelafrika, Inneraustralien, dem Nordpol und andern schwer zugänglichen Gegenden fremder Erdtheile entsenden wir Reisende, welche mit zahllosen Gefahren und Mühen die Beschaffenheit des Bodens und die Sitten der Bewohner erkunden, aber selten verwendet jemand ähnliche Sorgfalt, um Alltagserscheinungen im Nachbarlande an der Quelle zu beobachten.

Trotz der überall hervortretenden Mängel und Unvollkommenheiten beruhigt doch die Gewißheit, daß wir uns den Beobachtungen zuwenden. Die Systeme und Lehrsätze haben das

Zutrauen verloren; nur auf einen flüchtigen Augenblick verschaffen sie sich Gehör, wenn sie der Tagesströmung sich preisgeben und mit dialektischer Gewandtheit den Leidenschaften sich anbequemen. Aber auch diese verderbliche Neigung wird bald unterdrückt sein, wenn wir, wie in der letzten Epoche der Naturwissenschaften, die geschärften Instrumente der Wahrnehmung uns verschaffen und in Einzelforschungen uns ganz versenken. Solange die regen Geister dieser Richtung zustreben, nehmen wir die Abwendung von Grundsätzen, den Spott gegen die methodische Staatsweisheit in den Kauf. Auch dürfen wir nicht erschrecken, wenn dereinst die Menge der aufgefundenen Einzelheiten uns bewältigt. Ist erst der reiche Vorrath angesammelt, dann drängt er uns zum Zusammenfassen und wir kehren so gewiß zur Staatsweisheit zurück, wie gegenwärtig die Rückkehr von naturwissenschaftlichen Experimenten zur zusammenfassenden Philosophie sich vollzieht. Nur das Falsche wird ausgewiesen bleiben. Die Schlagwörter, welche in der Verflachung wie Unkraut gedeihen, werden sich vermindern; die Zudringlichen, welche die Unwissenheit ermuntert, wird die wiedergekehrte Wissenschaft verdrängen.

Der gleiche Gang der Entwickelung ruft gleichartige Erscheinungen hervor. Als die Philosophie auf dem tiefsten Grade der Verflachung stand, schwoll die Zahl der Systeme an und die Menge der Kenner war endlos; wer kein eigenes System ersann, war mindestens ein guter Kritiker und richtete über jede aufgeworfene Frage und jede in Betracht gezogene Person bestimmt und entscheidend. Als später die ernsten Arbeiten der Naturwissenschaft wirkliche Kenntnisse verbreiteten, hörte das Wachsthum der Systeme auf, die Zunft der Philosophen schmolz zusammen und die Kritik ging in die berufenen Hände der Wissenden über. Jetzt bereiten die Auserlesensten aus der Fülle gewonnener Kenntnisse die Rückkehr vor. Die Verflachung der staatswissenschaftlichen Lehrzweige und politischen Berufsarbeiten hat einen noch größern Kreis von Pfuschern und Zudringlichen großgezogen. Noch niemals gab es eine so große Auswahl neuer Staatsfundamente. Die Hallen sind mit Rufern gefüllt, und wer irgendwo zum Wort gelangt, fühlt sich zur endgültigen Kritik über Personen und

Zustände befähigt. Von dem Markte des politischen Lebens wird das Gedränge nicht verschwinden, aber das erweiterte Wissen wird die Geister nach Verdienst scheiden. Der Raum wird gesäubert werden, auf welchem die Staatsweisheit in der wahren Erkenntniß des Lebens ihre Wurzeln befestigen muß.

Wiederum übernimmt die deutsche Nation die Leitung. Diesmal ist es die besondere Gunst der Umstände, welche uns zu der hohen Aufgabe beruft. Was uns so lange gehindert, fördert uns jetzt. Der Kampf um die Bedingungen unserer Existenz hat die Geister lebhaft angeregt und zu großen Unternehmungen erwärmt. Der neugeschaffene Nationalstaat fordert ursprüngliches Denken heraus, denn die alten Formeln sind für ihn nicht passend. Die nationale Befriedigung gibt uns die volle Lust zu der schwierigen Arbeit und wir treten mit verjüngtem Gemüth an das Werk. Die Schwierigkeiten schrecken uns nicht ab: die wir Neues gegründet, werden nicht von der unfruchtbar elegischen Stimmung ergriffen, wenn wir Altes verfallen sehen. Wie lange wird die jetzt eingeleitete Entwickelung bis zu ihrem nächsten Abschluß dauern? Die Reihe der Jahre läßt sich auch nicht annähernd bestimmen, weil das Maß der Arbeit auch nicht annähernd übersichtlich ist. Alle Vergleiche passen nur bis zu einer bestimmten Linie; auch der Vergleich zwischen dem Entwickelungsgange der Philosophie und der Staatsweisheit läßt sich nicht so weit ausspinnen, daß ich danach die Länge der Stadien auch nur vermuthungsweise bemessen möchte. Aber Arbeit genug ist vorhanden für eine lange Friedensdauer.

II.

Ueber Anlagen und Erziehung.

Die Erziehung ist kein ausschließlicher Beruf Weniger, sie fällt in den thätigen Wirkungskreis fast aller Erwachsenen; vielleicht ist sie der einzige Gegenstand öffentlicher Pflege, an welchem wir einer gleichmäßigen Mitwirkung des gesammten Menschengeschlechts uns erfreuen. Denn die Frauen, welche sonst von öffentlichen Sorgen sich frei halten, erkennen in der Erziehung ihren heiligsten Beruf, und kaum der eigenen Vorbildung entwachsen, streben sie nach Erkenntniß der Aufgabe, welche im natürlichen Verlauf eines Frauenlebens frühzeitig einer jeden zufällt. Unter den Gebildeten haben die meisten über das Wesen der Erziehung, viele auch über das Verhältniß zwischen Erziehung und Anlagen nachgedacht; Pläne, wie die Erziehung zu verbessern sei, beschäftigen ernste Forscher und bilden einen Lieblingsstoff der gebildeten Unterhaltung. Diese allgemeine Theilnahme an dem Gegenstande, welchem die nachfolgenden Betrachtungen gewidmet sind, gestattet mir, Verständniß und Lust auch für schwierige Erörterungen in weiten Kreisen vorauszusetzen, gebietet mir aber zugleich Vorsicht in der Entwickelung meiner Gedanken. Im weitverbreiteten Gebrauch nehmen hergebrachte Meinungen leicht den Anschein unerschütterlicher Wahrheiten an. Manche Meinungen dieser Art werde ich erneuter Prüfung unterwerfen, und zuweilen werde ich den Sinn erläutern müssen, welchen ich mit den Ausdrücken verbinde, weil ich von dem üblichen Gebrauch mich entferne. Zu einer solchen Abweichung halte ich mich jedoch nur berechtigt, wo ich den wirklichen Inhalt des Begriffes durch unklare Vorstellungen verdunkelt glaube und Fehler des Denkens oder der Uebung daraus herleite.

Dies veranlaßt mich, schon an dem grundlegenden Begriff „Erziehung" zu erläutern, was ich unter demselben verstehe.

Die gewöhnliche Vorstellung bezeichnet ein bestimmtes Alter als das der Erziehung und scheidet hiernach das Menschenleben in bedeutungsvolle Abschnitte. Die früheste, noch wenig empfängliche Kindheit werde gewissermaßen mechanisch zu einigen Vorstellungen und Aeußerungen eingeübt; die eigentliche Erziehung beginne in den spätern, empfänglichern Jahren, von da ab bis zur Grenze des Erziehungsalters werde der Zögling für den Beruf und die gesammte Lebensrichtung vorbereitet; der Rest des Lebens und das fernere Geschick seien das Ergebniß der vollendeten Erziehung und zufälliger Begebenheiten. Die Dauer des der Erziehung gewidmeten Abschnittes wird verschieden gemessen, je nach Geschlecht und Beruf des Zöglings, nach den Gewohnheiten der Gesellschaftsschicht, welcher er angehört oder eingereiht werden soll, nach den Eigenschaften und Sitten der Nationen. Ein großer und wichtiger Theil der menschlichen Gesellschaft, das Mädchen der mittlern und höhern Erwerbsklassen, soll zu dem einen Beruf der Hausfrau herangezogen werden und recht früh, etwa um das achtzehnte Jahr, die Erziehung abschließen. Dem Jüngling werden mit dem steigenden Wohlstand, der steigenden Bildung oder in Vorbereitung zu einer höhern Erwerbsklasse längere Erziehungsfristen gestattet, etwa bis zur Mitte der Zwanzig. In der üblichen Sprachweise klingt es auffällig, wenn über das dreißigste Jahr hinaus von jemand gesagt wird, daß er seine Erziehung fortsetze. Innerhalb des bezeichneten Zeitraumes soll die Erziehung abgeschlossen, sollen die Grundzüge des Charakters ausgebildet sein, damit der entlassene Zögling nach der gegebenen Richtung sich fortentwickele. Auf jene vorbereitende Periode wird das Lebensgeschick der meisten zurückgeführt. Man findet es natürlich, wenn nach der versäumten Zeit der Mensch sich nicht aufraffen kann oder zu einem niedern Ziele heruntersteigt; schon während der Erziehung stimmt man die Erwartung herab und verändert den Lebensplan, wenn der Zögling in den entscheidenden Jahren die an ihn gestellten Ansprüche nicht erfüllt.

Von der Erziehung in diesem beschränkten Sinne spreche ich

nicht; die Einengung des Begriffes ist willkürlich und die willkürliche Grenze halte ich für den ersten Anlaß zu Irrthümern und schädlichen Folgen. Unter Erziehung verstehe ich die Pflege des Körpers, die Uebung des Geistes, welche darauf gerichtet sind, jede Phase des Lebens vollauf zu verwerthen und die Gesammtheit des Lebens nach dem höchsten Maße der gegebenen Bedingungen schön zu gestalten. Dies ist ein nie aufhörender Bildungsproceß, die gleichmäßige Arbeit aller Altersstufen, eine Thätigkeit ebenso zusammenhängend mit dem Leben und untrennbar von demselben, wie das stete Mühen um Kraft und Gesundheit. Der Lebensgang des einzelnen ist eine ebenso ununterbrochene Kette von Erziehungswerken, wie die Entwickelung des Menschengeschlechts, welche gewiß nicht bestimmt ist, an irgendeiner Altersgrenze abzubrechen, oder irgendwo einen Höhepunkt zu erreichen und auf demselben zu verharren oder gar von dort zurückzuschreiten.

Indem ich von der Erziehung in dem weiten Umfang ihres einheitlichen Begriffes spreche, lege ich keinen völlig neuen Maßstab an, sondern ich will das willkürliche Abbrechen in der Mitte verhüten. Als „Erziehung des Lebens" wird schon jetzt der Ausdruck in dem von mir erläuterten Sinne gebraucht, aber der Begriff gelangt nicht zum vollen Verständniß, und der Inhalt desselben wird nicht mit Bewußtsein und planmäßig angewendet. Die Wirkung läßt sich nicht ganz abweisen; obschon die Erziehung an eine bestimmte Altersgrenze geknüpft und der gesammte Haushalt danach eingerichtet wird, hören doch Umgebung und Ereignisse niemals auf, den Menschen umzugestalten, aber in jener gehemmten Weise und mit der geringern Wirkung, welche das Sittengesetz ausübt, solange es noch nicht erkannt ist. Dies ist der sichtbarste Nachtheil der heutigen Vorstellung, daß nur bis zu der willkürlich gezogenen Grenze die Erziehung mit Bewußtsein ihres Zieles und planmäßig geleitet, später aber blos erfahren wird. Die erziehende Kraft des Lebens muß sich aufdrängen, entbehrt die entgegenkommende Hülfe bewußter Empfänglichkeit und schwächt sich an den Elementen des Widerstandes, welche der Zufall stets bereitet. Meine Absicht ist, das Bewußtsein der Erziehungsthätigkeit zu verallgemeinern und auch der spätern Fortentwickelung die Förderungs-

mittel zuzuwenden, welche die zielbewußte Thätigkeit im Kampf mit den natürlichen und zufälligen Hindernissen hervorbringt.

1.

Die Aussonderung eines Erziehungsalters ist äußern Wahrnehmungen entlehnt und hängt mit einer allgemeinern Eintheilung des Menschenlebens zusammen, welche gleichfalls in natürlichen Vorgängen ihren Anhalt hat und gleichfalls der Berichtigung bedarf, ehe das Wesen der Erziehung völlig erkennbar und von den eingewohnten Irrthümern frei wird. Die Eintheilung des Menschenlebens in Jugend und Alter gibt für fast alle entscheidenden Einrichtungen die leitenden Grundzüge her und überschreitet weit das ihr gebührende Maß, aus ungenügender Beobachtung und irriger Erläuterung des Beobachteten. Im Zusammenhange mit physiologischen und moralischen Gesetzen denkt man sich den Verlauf eines vollen Menschenalters als ein Aufsteigen und Niedergehen der körperlichen und geistigen Kräfte und ein gewisses Alter als den trennenden Höhepunkt. Die Ausdrücke, welche den Verlauf der Tages- und Jahreszeiten bezeichnen, werden in gleichartigem Sinne für die Lebensalter verwendet, und aus den Gesetzen, welche durch jene Naturerscheinungen bedingt sind, werden Regeln für die Einrichtung des Lebens gebildet. Viel verbreitet ist der Glaube an ein Gesetz, welches in physiologischen Untersuchungen erkannt worden sei: daß von einem bestimmten Zeitpunkt des reifen Alters an das Gehirn sich zurückbilde und die Abnahme der Geisteskräfte dadurch bedingt werde. Der Mensch, sagt man, sei an Körper und Geist denselben Regeln unterworfen, welche wir an andern Thieren und im Verhältniß auch an den Pflanzen wahrnehmen. Alle Kräfte wachsen bis zu einem bestimmten Höhepunkte und gerathen sodann in allmählichen Verfall, Auf- und Niedergang haften als Gesetz allen Schöpfungen an, das Menschenleben folge demselben Gesetze, welches in dem Zustand der Bildungsfähigkeit zum Ausdruck gelange. Im Erziehungsalter könne der Mensch von Grund aus gebildet werden, in dem darauf-

folgenden Abschnitte könne er sich nur noch fortbilden; der reife Mann wirke mit der Fülle des gewonnenen Reichthums, aber die Fähigkeit der Fortbildung sei vermindert und nehme allmählich ab; das fortschreitende Alter müsse von dem Aufgesammelten zusetzen; der Greis lebe allein von dem Ersparten, seine Geistesthätigkeit aber sei abgeschlossen und bewege sich nur noch in durchwandelten Bahnen. Jugend und Alter gelten als die großen Gegensätze, welche unsere Ideale wie unsere wirthschaftlichen Verhältnisse mit den wichtigsten Folgen beherrschen, und zwischen ihnen liegt eine unausfüllbare Kluft. Unter dem Eindruck jener Vorstellungen ist die Jugend zum Inbegriff alles Schönen und jedes Glückes, das Alter aber zum Gespenst geworden, dessen Herannahen das Gemüth mit Sorgen erfüllt. Die Dichter preisen die Jugend, und wir werden gewöhnt, über das entschwundene Jugendglück zu seufzen; rückwärts bis zur ersten Kindheit steigert die Phantasie, fast im genauen Verhältniß zu der kleinern Anzahl der Jahre, die Vorstellung von der Schönheit und dem Genuß des Lebens. Das Alter dagegen sehen die meisten herannahen wie ein unabwendbares Unglück. Einige nehmen es schlechtweg für eine Art Krankheit; andere, die ihm nicht geradezu jeden Werth absprechen, beklagen doch im Vergleich mit der Jugend die verminderte Genußfähigkeit. Diese schmerzliche Empfindung ist weit verbreitet und zahlreiche, vielleicht die meisten Erscheinungen unsers heutigen Zustandes begünstigen sie. Denn meistens begegnen wir wirklicher Abnahme der körperlichen Rüstigkeit, wirklichem Erschlaffen der geistigen Spannkraft, und aus den häufig wahrgenommenen Erscheinungen bildet sich die Regel, welche die allgemeine Oekonomie beherrscht. Im Erwerb der Güter und im geistigen Streben sucht jeder Vorsichtige für das Alter wie für einen hülfsbedürftigen Zustand sich vorzubereiten. Kommen die Jahre heran, in denen man oft bei andern die Kräfte abnehmen sieht, und das vorgesteckte Ziel ist noch nicht erreicht, dann ergreift Furcht den Lässigen, den Thatkräftigen aber treibt ein fieberhafter Drang, er will noch erwerben und leisten, zum Vorrath für das bedürftige Alter. Nicht allein das Beispiel anderer warnt, die meisten schreckt die eigene Wahrnehmung, wie gewissermaßen als Vorläufer des Alters Uebel sich

einstellen, welche der Jugend fremd waren; fast ist der Anfang des Alters an diesem Merkmal zu erkennen.

So sind die Erscheinungen, aber meine abweichende Anschauung über das Verhältniß zwischen Jugend und Alter knüpft an die Ursache jener Erscheinungen an. Entspringen sie einem Naturgesetz, welchem wir uns unterwerfen müssen, oder sind sie eine Folge fehlerhafter Einrichtungen und abwendbar. Ein vernünftiger oder zweckmäßiger Plan wäre es nicht, der den Menschen zwänge, mit einer Fülle von Gütern zu beginnen und aufzuhören verarmt, enttäuscht und nicht mehr angezogen vom Genuß, wie der Anfang war. Aber nicht Zweckmäßigkeit oder Vernunft, sondern Gründe der Beobachtung bestimmen mich, nicht anzuerkennen, daß das Wesen des Menschen den heute üblichen Lebensgang nothwendig mache. Der Tod beendet jedes Menschenleben, aber das unvermeidliche Ende ist kein Beweis für eine frühere Abnahme des Lebenswerthes; von dem Wesen des Todes wissen wir nichts, was uns zum Rückschluß auf einen vorangehenden Zustand berechtigte. Man spricht wol von einem physiologischen Gesetz naturnothwendiger Rückbildung am Gehirn des Menschen, aber meine eigenen laienhaften Erfahrungen und eingehende Durchsprechungen mit namhaftesten Fachgelehrten haben mir die Ueberzeugung verschafft, daß ein solches Gesetz vielleicht für die alleräußersten Jahre, zu denen wenige Menschen vordringen, gelten mag; bis tief in die Siebziger hinein ist die Naturnothwendigkeit nicht erwiesen, und dies genügt für die großen Grundzüge der bürgerlichen Gesellschaft, in denen das noch höhere Alter keinen maßgebenden Factor bildet. Allmählicher Niedergang als Verschlechterung der geschaffenen Wesen oder als langsame Vorbereitung zum Ende ist kein allgemeines Naturgesetz. Andere Thiere als der Mensch scheinen mit dem zunehmenden Alter zu verfallen, aber die Stimmung, welche Jugend und Alter in ihnen bewirken, ist nicht genügend erforscht. Von allen Geschöpfen unterscheidet sich der Mensch, daß das Bewußtsein des Zusammenhanges zwischen Gegenwart und Zukunft durch Hoffnung und Sorge, zwischen Gegenwart und Vergangenheit durch die Erinnerung ihm als Grundelement der Bildung eingepflanzt ist; diese Auszeichnung vor allen

übrigen Geschöpfen würde die Anordnung eines unvermeidlichen Rückganges im Glück zu dem verkehrtesten Lebensplane machen. Ich vertrete nicht den Grundsatz einer allgemein erkennbaren Zweckmäßigkeit in allen Hervorbringungen der Natur, doch finde ich in der gesammten Anlage des Menschengeschlechts eine hinreichend ausgebildete Zweckmäßigkeit, welche mich an ein offenbar vernunftwidriges Naturgesetz nicht eher glauben läßt, als bis der Beweis unwiderleglich erbracht ist. Darum greife ich nicht vorschnell zu der leichten, doch wenig befriedigenden Erklärung, daß die Natur die Abnahme der Kräfte, die Verminderung der Freuden und der Genußfähigkeit der spätern Lebenshälfte auferlegt habe. Ich sehe zwar überwiegende Beispiele eines solchen Entwickelungsganges, aber die Naturnothwendigkeit als Ursache bestätigt sich nicht.

Am Kinde erfahren wir ohne jede Ausnahme, daß es auf die Welt kommt, unfähig zur freien Bewegung und zu andern Kraftäußerungen, zu denen es sich allmählich entwickelt; hieran erkenne ich ein Naturgesetz. Wäre je ein Kind in Geistesreife geboren worden, so würde ich die gewöhnliche Unreife nicht mehr einem Naturgesetz zuschreiben, sondern andern vermeidlichen Ursachen, welche das Werden der meisten Kinder begleiten oder ihm vorangehen, und die Wissenschaft müßte nach den unbekannten Ursachen forschen. Aber noch nie ist ein Kind an Geist und Körper völlig ausgebildet wie ein Erwachsener auf die Welt gekommen; keine Ausnahme wird berichtet, und mir ist nicht bekannt, daß auch nur die Fabel eine Ausnahme unter den Menschenkindern gedichtet hätte. In den ersten Stufen des allmählichen Aufsteigens sind wir so sehr an bestimmte Zwischenräume gewöhnt, daß, wenn einmal die Entwickelung eines Kindes dem üblich frühesten Zeitpunkt um einiges voraneilt, wir sofort von einem Wunderkinde sprechen, weil ein wunderartiges Erstaunen uns ergreift, daß die Fähigkeiten sich früher einstellen, als die Regel zu gestatten schien. Aber niemals sprechen wir von einem Wundergreise, auch nicht, wenn Geist und Körper im höchsten Alter ihre volle Rüstigkeit bewahren und die Wirksamkeit des thatkräftigen Mannes zulassen. Männer von solcher Beschaffenheit verzeichnet die Geschichte aller Zeiten, viele Früchte des klarsten und mächtigsten Geistes, Thaten des ent-

schlossensten Willens und bezwingender Kraft, Meisterwerke der Kunst und des Wissens, welche im Greisenalter gezeitigt und vollendet worden sind. Nach dem siebzigsten Jahre hat Sophokles Tragödien gedichtet, welche unter seinen bewunderungswürdigen Schöpfungen hervorragen und in nie verwelkender Frische heute noch die Gebildeten aller Nationen entzücken. Bis in das höchste Greisenalter hat Plato sein philosophisches Dichterwerk mit nicht abnehmender Fülle der Phantasie und unverminderter Gedankentiefe fortgesetzt, und vielleicht das Nützlichste überliefert er uns in den aufgezeichneten Gesprächen, welche der siebzigjährige Sokrates unmittelbar vor dem Tode geführt hat. Seine kühnsten, kräftigsten und charaktervollsten Reden hat Cicero als Greis gegen Antonius gehalten. Voltaire hat bis an die äußerste Grenze seines ungewöhnlich hohen Alters den klaren, zierlichen, verständnißreichen Geist, die unermüdete Kampfestüchtigkeit bewahrt, und von den mannichfachen Flecken seines Charakters haben ihn die letzten Lebensjahre gereinigt. Alexander Humboldt hat den Kosmos, welcher das Gesammtergebniß seiner Forschung zusammenfaßt, nach dem siebzigsten Lebensjahre begonnen und in jahrelanger Arbeit abgeschlossen. Die Untersuchungen der beiden Grimm zeigen keine Abnahme der Aufmerksamkeit und des Urtheils im Greisenalter. Ranke setzt seine Geschichtschreibung in der Mitte der Siebzig fort und scheint noch immer in der Kunst der Darstellung zu wachsen. Lord Lyndhurst war ein achtzigjähriger Greis, als er wenige Tage vor seinem Tode, durch eine der kraftvollsten Reden im Hause der Lords, seinen Ruf als des ersten Redners befestigte. Palmerston hat im Greisenalter das letzte Ziel seines fünfzigjährigen Ehrgeizes, das Amt des ersten Ministers, errungen, und bis an seinen Tod wußte er es in der Mitte eifersüchtiger Parteien zu behaupten, blieb er der gewandteste Staatsmann, reich an Auskünften und geschmeidiger Ueberredung. Franklin hat, nach einem Vorleben in bescheidenen Verhältnissen, als Greis mit bewunderungswürdiger Klugheit die werdenden Anfänge der Nordamerikanischen Union an den Höfen und bei den Völkern Europas vertreten und wegen dieser Verdienste seinen ersten Platz unter den hervorragenden Begründern jenes mächtigen Staatswesens sich erworben. Friedrich der

Große hat die ihm eigenthümliche Hoheit des Geistes bis an das Lebensende besessen, hat die Zügel der Regierung straff in den gealterten Händen gehalten, hat auch in seinen letzten Regierungsjahren dem aufstrebenden Kleinstaat das Ansehen, die Macht und den Einfluß eines großen Staates erhalten und vermehrt, und er war ein Fürst, welcher ganz aus seiner eigenen Kraft regierte und die Staatskunst aus seiner Weisheit schöpfte. Nach einem nur wenig hervorragenden Vorleben stand der siebzigjährige Blücher plötzlich als der kühnste Feldherr vor dem erstaunenden Europa, erwarb er sich durch die rastlose und stets gegenwärtige Heerführung den für das Greisenalter besonders bedeutsamen Titel des „Marschall Vorwärts". Die ausdauernde Kriegführung des achtzigjährigen Radetzky hat die Macht Oesterreichs in Italien beinahe aus dem Zusammensturz wieder aufgerichtet. General Berg war in der Mitte der Siebzig, als er berufen wurde, das revolutionäre Nebenregiment in Warschau zu unterdrücken, und seiner persönlichen Wachsamkeit, seinem unermüdlichen Eingreifen ist das schwierige Unternehmen gelungen. Die größte staatliche Umwälzung der Neuzeit, die Aufrichtung des Deutschen Reiches mit den vorangegangenen Kämpfen, knüpft sich auch an Namen und an die wesentliche Mitwirkung solcher Männer, welche erst im Greisenalter aus den gewöhnlichen Reihen zu den höchsten Stufen zeitgenössischen Ruhmes sich erhoben haben. Das niedergeworfene, zerrüttete Frankreich ist von dem mehr als siebzigjährigen Thiers zu geordneten Zuständen und neuen Anfängen staatlicher Größe zurückgeführt worden, und wie verschieden man über den bleibenden Werth seiner Regierungsweise urtheilen mag, so muß man doch die rüstige Anlage des Geistes anerkennen, welche den Hochbetagten ein so schweres Amt jahrelang zum Nutzen des Staates verwalten ließ.

Die Beispiele an Einzelnen lassen sich aus der Geschichte leicht häufen, mehr als das Verhältniß zum Umfang dieser Betrachtungen gestattet. Nur auf einige allgemeine Erscheinungen will ich noch hinweisen. An hervorragenden Leistungen der Staatsleitung, welche doch die höchste Umsicht und Gewandtheit des Geistes fordert, an den größten Thaten der Kriegführung, welche doch

die vollste Lebensfrische verlangt, nimmt das Greisenalter im Verhältniß einen bedeutenden Antheil. In den ersten uns bekannten Staatsverfassungen, welche auf sorgfältiger Berechnung aller bürgerlichen Zustände und auf freier Auswahl der besten Kräfte beruhten, in den Verfassungen der griechischen Städterepubliken, finden wir das Collegium der Greise als eine öffentliche Einrichtung, welche die Weisheit der wichtigsten Beschlüsse verbürgen soll. Den meisten Päpsten, deren starke Persönlichkeiten den wunderbaren Weltbau der römischen Kirche allmählich vollendet haben, ist die höchste Würde und Macht der Curie erst im hohen Greisenalter zugefallen. Venedig hat seine Dogen vorwiegend aus den greisen Staatsmämnern ausgewählt und einige der ältesten haben durch ihre kräftige Persönlichkeit über das Mittelmaß erblicher Fürsten hervorgeragt. In der modernen Geschichtszeit hat England wiederholt die oberste Staatsgewalt Hochbetagten anvertraut. Vielleicht fällt das Verhältniß bedeutendster Geistesleistungen, wenn alle in Betracht kommenden Umstände ermittelt werden, zu Gunsten des hohen Alters aus. In den bürgerlichen Berufen stellen sich tägliche Beispiele rüstiger Leistungen und erfreulicher Lebensbilder in Hochbetagten dar. Die Beispiele gelten als Ausnahmen, doch ihre häufige Wiederkehr zeigt an, daß das Gegentheil keine weitumfassende Regel bildet. Kenner einfacher Verhältnisse, besonders des Bauernstandes, versichern mir, daß unter denselben als Regel das Alter bis zu achtzig Jahren in zufriedener Genußfähigkeit gedeiht. Ich selbst habe seit vielen Jahren die Bekanntschaft mit Greisen aufgesucht, nach ihren Lebensgängen mich erkundigt, ihre Geistesbeschaffenheit und Seelenstimmung zu erforschen gestrebt, und aus dieser Erfahrung bezweifle ich, ob die Bezeichnungen Regel und Ausnahme auf den Verfall und die Erhaltung der Geisteskraft im Alter passen.

Die dem Alter abgeneigte Kritik liebt es, alle Mängel im Verhalten oder in den Werken Hochbetagter greisenhaft zu nennen, und die häufigen Merkmale derselben Beschaffenheit faßt sie als Unfähigkeit des Alters zusammen; mit Unrecht. An den Vollbringungen jedes Lebensabschnittes zeigen sich am häufigsten die Unvollkommenheiten, welche diesem Abschnitte eigenthümlich sind.

Mindestens ebenso oft, wie an tüchtigen Werken des Alters ein greises Erschlaffen, ist an tüchtigen Werken der Jugend vorschnelles Wesen und Unbesonnenheit wahrzunehmen; doch sind es nur die Pedanten, welche diesen häufig wiederkehrenden Fehler als Unfähigkeit der Jugend zusammenfassen. In vielen Hinsichten ist das Alter schlechter gestellt als die Jugend. Den Unvollkommenheiten der Jugend hilft die Zeit ab, die des Alters heilt die Zeit nicht, sondern vermehrt sie oft. Die Jugend trägt ihre Unzulänglichkeit ohne Kenntniß des Bessern, das Alter empfindet die Verschlechterungen und entbehrt schwerer im Vergleich der Gegensätze. Für die unbehülfliche Jugend sind Stützen geschaffen und von der Gesellschaft reich ergänzt; das gebrechliche Alter muß sie suchen und findet sie schwer, selten in einem ausreichenden Maße. Aber die Unvollkommenheiten der Jugend entspringen einem Naturgesetz, sind allgemein und unabänderlich, die des Alters sind den einzelnen vermeidlich und lassen für die Gesammtheit sich mildern. Die Noth des Alters spielt in den heutigen Gesellschaftszuständen keine geringe Rolle, aber durch das Verschulden unserer Einrichtungen erlangt sie ihren weiten Umfang. Der Noth und der Gebrechlichkeit steht eine vollkommenere Fülle des Lebensinhaltes gegenüber und bekundet die höchste Fähigkeit des Alters. Nach den Schicksalen und Gewöhnungen des vorangegangenen Lebens richtet sich der Werthgehalt der spätern Hälfte. Vielen, vielleicht den meisten, ist das Alter eine Bürde; sie gehen ihm entgegen mit der quälenden Empfindung wiederkehrender Hülflosigkeit; aber dieser Zustand ist eine Folge der herrschenden Verhältnisse. Noch ist die Jugend der meisten mit Mühen überladen, von der angemessenen Pflege ausgeschlossen, zum vorzeitigen Verbrauch der Kräfte verurtheilt. Dazu kommen viele, welche aus Mangel an richtiger Leitung, durch Misverständniß anderer oder durch eigene Irrung, den Vorrath künftigen Wohlbehagens verschwenden und aufgerieben in das Alter eintreten. Dagegen die wenigen Begnadigten, welche ohne Ueberbürdung und ohne freiwillige Zerstörung durch das Leben wandeln, bringen in das Alter die volle Fähigkeit zu wirken und zu genießen; und zu den Genüssen, welche die Verhältnisse ihnen darbieten, gibt das Alter jene verklärende Milde, welche die Härten

besänftigt und die Schönheit selbst mit noch höherm Reiz ausstattet. Denn dem wohlgebildeten Alter eigen ist die stilvolle Ruhe, um welche Kunst und Weisheit als um die höchste Vollkommenheit sich bewerben.

Es gibt über das Alter viele entgegengesetzte Zeugnisse von großem Gewicht; neben den üblichen Klagen bedeutsame Lobredner. Zwei entgegengesetzte Darstellungen aus der neuern Zeit erwähne ich als vollgültige und lehrreiche Zeugnisse, weil beide Darsteller unmittelbar aus ihren Gemüthern schöpfen und die innern Empfindungen mit beredter Treue wiedergeben. Ungefähr gleichzeitig haben Bogumil Goltz und Jakob Grimm in ausführlichen Reden über das Alter gesprochen, jeder gegen den Schluß seines bald darauf vollendeten Lebens. Bogumil Goltz ist das Alter eine verzweifelte Krankheit, das Aufhören des gegenwärtigen Genusses und der frohen Erwartung. In grellen Farben und doch mit dem Ausdruck der Wahrheit beschreibt er die Schrecken der abnehmenden Geisteskraft, des drohenden Stumpfsinnes. Von einem solchen Alter gibt es nur eine Sehnsucht, nach dem Tode, weil er das Ende dieses Elends bringt. Ein solcher Abschluß läßt das gesammte Vorleben als nichtige Eitelkeit erscheinen. Die Schilderung ist eine schwere Anklage gegen das Leben, aber gegen ein Leben, wie es Bogumil Goltz zurückgelegt hatte, planlos, in aufreibendem Kampfe für den Unterhalt, in ruhelosem Streben nach einem hervorragenden Platze unter den bevorzugten Männern der Nation. Jakob Grimm dagegen hatte auf der festen Grundlage der feinsten Bildung, fruchtreicher Arbeit und sittlicher Frische ein heiteres Leben sich aufgebaut, und an der Neige eines solchen Lebens schildert er die Glückseligkeit des Alters, die gewonnene Ruhe und den erhöhten Genuß. Der Geist ist klarer, die Leidenschaften sind zum Schweigen gebracht; frei von jeder Trübung überschaut er Dinge und Ereignisse, erkennt ihr Wesen schärfer und weiß sie leichter zu verwerthen, als unter dem heftigen Drange der Jugend. Die edelsten Gefühle und Eindrücke, welche die Jugend fast nur ahnt oder im Wechsel des Ungestüms nur ungleichmäßig und unvollkommen empfindet, entfalten sich dem Greise in ihrer ganzen Hoheit und Tiefe. Das Antlitz des Freundes erwärmt das Gemüth, aus

jedem Baume, aus jeder Blume, dem Anblick des Firmaments, den Farben und Gestalten der Wolken, aus dem Spiel der Schatten und Lichter fließen die Strahlen der Schönheit. Der Spaziergang wird zum Fest und das eigene Haus ein Tempel des Friedens und stiller Freuden. Diese Rede Jakob Grimm's ist ein hohes Lied des Alters, aber kein Gebilde der Phantasie, die unerschöpfliche Glückseligkeit wird nicht an einen fernen Ort verlegt, nicht andern angedichtet, sondern aus dem eigenen Innern kommt der Bericht. Die Worte überzeugen den Hörer, daß Wirklichkeit ihn umgibt, und er wird nicht von der Sehnsucht nach einem Unerreichbaren ergriffen, sondern er nimmt Theil an dem Glücke, welches sich vor ihm erfüllt. Und ein solches Alter ist kein Geschenk des Geschickes an einen Auserwählten, sondern erreichbar jedem Menschen, welcher nicht durch die fehlerhaften Einrichtungen der Gesellschaft, durch verfehlte Erziehung oder eigene Schuld von den Vorbedingungen ausgeschlossen ist, sofern er mit geeigneten Mitteln das Leben für einen solchen Abschluß vorbereitet.

Die Vorbereitung kann nicht erspart werden; die Glückseligkeit des Alters ist keine Gabe, welche unverdient in den Schos fällt. Wenn ich gegeneinander stelle, aus welchen Quellen die Jugend und das Alter schöpfen, so erklärt sich mir leicht, weshalb der sehnsüchtige Rückblick nach dem entschwundenen Jugendglück so viele Phantasien beschäftigt und so viele Vorstellungen aus der vernünftigen Ordnung entrückt. Das Glück der Jugend ist ein Geschenk; die Empfänglichkeit der Jugend ist eine noch nicht verdiente Gabe, mit welcher die Natur den Menschen ausstattet, während er die schwierige Wirthschaft des Lebens beginnt. Die Glückseligkeit des Alters aber wird nicht umsonst gegeben, sondern muß schwer errungen werden, und wer sie nicht durch die Arbeit der vielen Jahre verdient, besitzt sie nicht. Darum ist sie seltener als das Jugendglück, doch im Vergleiche vollkommener. Freilich gilt vielen die kleine unverdiente Gabe begehrenswerther als ein mühseliger, obschon größerer Erwerb; doch Erfahrung und Einsicht lehren, daß im Durchschnitt das Wohl auf dem Erwerbe beruht. So viel von der glückseligen Jugend gesprochen und gesungen wird, ein auf ernste Beobachtungen gestützter Vergleich entfernt selbst den

Schein des größern Glückes. Der schnelle Wechsel in den Empfindungen des Kindes, die Bedrängnisse, welche bei geringen Anlässen oft im Kinde die Empfindung eines schweren Leides hervorrufen, die Unselbständigkeit, die geringe Widerstandskraft, die Verehrung des Kindes für den Erwachsenen wie für ein höheres Wesen, die Begierde des Kindes, selbst ein solches Wesen zu sein; die Leidenschaften des Jünglings, die häufige Hingabe an Ziele von untergeordneter Bedeutung, der immer noch schnelle Wechsel in Streben und Stimmung; und dagegen die maßvolle Ruhe, welche dem gut durchgebildeten Alter natürlich ist, zeigen dem verständigen Beobachter, wo die höhere Summe des Glückes zu suchen ist. Der Kunstsinn lehrt früh, daß der stark bewegte Genuß nicht zu den höchsten Genüssen gehört. Die Kunst hat den Beruf, unsere Leidenschaften zu mäßigen, sie fruchtbar zu machen, unter bestimmte Regeln zu stellen, von Willkür zu befreien und nach dieser Läuterung unsere Genußfähigkeit zu erhöhen. Das Alter ist die Zeit der Vollendung, wie sie die Kunst vorbereitet.

Wenn dennoch vor unsern Augen das Alter von den meisten wie ein Uebel empfunden und das Leben schlecht abgeschlossen wird, so liegt schon an der Oberfläche ersichtlich ein nicht geringer Theil der Schuld in den Ursachen, welche ich bereits angedeutet habe. Noch ist die Jugend der meisten mit Mühen überladen, von der angemessenen Pflege ausgeschlossen, zum vorzeitigen Verbrauch der Kräfte verurtheilt. Wenige treten ohne muthwillige Erschöpfung des Geistes und des Körpers in die spätere Lebenshälfte ein. Zum Aufsammeln von äußern Gegenständen des Besitzes wird angestachelt, doch wenig wird gethan, um das möglichste Maß von Rüstigkeit zu bewahren. Aber die tiefere Ursache für jenen Misserfolg der meisten Leben liegt in den verkehrten Anschauungen, welche über die Beziehungen, Aufgaben und Abschnitte des Lebens in den Köpfen der meisten durch falsche Erziehung hervorgerufen und befestigt werden. Hieraus entspringt das weitverbreitete Streben gegen die Anlagen, die Vorbereitung zu schädlichen Lebensweisen. Der Widerspruch zwischen dem innern Antrieb, welcher sich niemals ganz unterdrücken läßt, und der Gewöhnung schafft eine allgemeine Unzufriedenheit, welche die ergiebigste Quelle wirklicher und eingebil-

deter Leiden ist. Die Natur weist jedem Lebensabschnitt einen angemessenen Kreis von Aufgaben zu. Dem Kinde eigen ist sorgloser Genuß des Augenblicks, Ernst im Spiel, Lerntrieb, Gehorsam neben einer gewissen Hartnäckigkeit, Harmlosigkeit. Dem Jüngling gehört rasches Handeln, kühnes Wollen, Werben und Erobern, Freude an den schäumenden Genüssen des geselligen Lebens, Lust an heftiger Erschütterung, an Gefahren. Den Mann soll Zweckmäßigkeit leiten, selbst das Ideal soll auf praktische Ziele gerichtet sein; Muth darf ihm nicht fehlen, aber der aufbrausende Muth steht ihm nicht schön an. Gegen das höchste Alter hin soll die Beschaulichkeit wachsen, der Blick sich erweitern, der gefällige Schein nicht mehr den frühern Reiz ausüben, das Wesen der Dinge klarer zum Verständniß gelangen. Dieser natürlichen Verschiedenheit entsprechend, ist der Kreis von Aufgaben und Genüssen je nach den einzelnen Altersstufen verschieden. Wer der natürlichen Anleitung gemäß sein Verhalten einrichtet, kann aus jeder Altersstufe den höchsten Gewinn ziehen, wer dagegen die Rollen gewaltsam verschiebt, muß sich einen schweren Abzug gefallen lassen oder erleidet nur Miswirkung. Unerträglich wäre das Los eines Kindes, welches dem Erwachsenen gleich unwillig wäre, einem fremden Befehl zu gehorchen; unwürdig dagegen ist das Geschick des Erwachsenen, welcher geneigt oder gezwungen ist, sich wie ein Kind einem fremden Willen zu unterwerfen. Der durch und durch praktische, gedankenschwere Jüngling, welcher die Freuden munterer Geselligkeit meidet und jedes Aufwallen unterdrückt, ist kein anmuthiges Bild; noch abstoßender erscheint der gealterte Mann, welcher sich in den heftigen Bewegungen des Jünglings gefällt und auf Triumphe ausgeht, welche allein die tändelnde Jugend zieren. Der Greis wird in diesen Misgriffen lächerlich und überall, wo er die weise Mäßigung vergißt, stößt er an die Grenze des Vermögens und büßt mit Unlust den verfehlten Versuch. In den ersten Lebensjahren sorgt die Natur gegen eine allzu starke Verschiebung der Rollen. Dem Kinde fehlt jeder Reiz und in den meisten Beziehungen auch das Vermögen, den natürlichen Anlagen zu widerstreben; es muß sich dem Willen des Erwachsenen fügen, weil es keine ausreichende Kraft zum Widerstand besitzt. Je mehr aber mit den fortschreitenden Jahren

der Zwang vor der Willensfreiheit weicht, um so schädlicher können die Einwirkungen der Erziehung werden, wenn diese den natürlichen Anlagen entgegenarbeitet. Zum Tummelplatz eingebildeter und wirklicher Leiden, welche der Widerspruch zwischen den Anlagen und der Gewöhnung schafft, wird das Alter durch die grundsätzlich genährte Vorstellung, daß der wahre Genuß und der wahre Werth des Lebens doch nur der Jugend angehöre. Der Geist wird mit allen Mitteln der Erziehung verführt, an die Jugend sich fest anzuklammern, das Alter aber zu fürchten. Daher leiden die meisten Menschen an der Vorempfindung des Alters und sie verleben das Alter schlecht, weil sie es widerwillig aufnehmen und unangemessen verwenden. Sie erkennen den Werth der Genüsse kaum, weil Gedankengang und Empfindung ihnen darauf eingeübt ist, die Genüsse der Jugend allein zu schätzen; und weil jeder Mensch am würdigsten erscheinen will, der Werth der Jugend aber den Jungen und den Alten als der höchste vorgespiegelt wird, mühen sich die meisten Alten, das Aussehen der Jugend so lange zu erhalten, als der Schein gestattet. Weil die Jugend in größern Ehren steht, quälen sich Alternde oft zu einer ihnen ungeziemenden Lebensweise, und gerade in dem Lebensabschnitt, in welchem das Verhalten immer ernster, wahrer und zweckmäßiger werden sollte, tritt häufig Schein, Verstellung und eine zweckwidrige Lebensweise ein. „Jeder Mann will sich verjüngen", läßt Goethe (in den „Wahlverwandtschaften") Ottilien ins Tagebuch schreiben, und kaum merkt der Leser, daß in diesem naiven Satz ein Grundübel unserer gesellschaftlichen Zustände bezeugt wird; mit einiger Uebertreibung zwar, doch in weitem Maße zutreffend. Zu den schädlichen Nachwirkungen, denen ohnehin, durch die Schuld unserer Einrichtungen, das Alter unterworfen wird, tritt der freiwillig übernommene Nachtheil, welcher die irregeleitete Vorstellung zuerst groß zieht, dann festhält. Und die Wirkungen aller Verkehrtheiten, welche das Glück des Alters beeinträchtigen, werden zu einer neuen Ursache. In den zunehmenden Bürden des Alters und im Verschwinden der Freuden wirbt die Ascese Anhänger für ihre Lehre, daß das Glück dieser Welt trügerisch sei und das höchste Ziel in der Entsagung liege;

ein neues Element zu fehlerhaften Plänen der Erziehung, zu Irrwegen für den Einzelnen und für das Menschengeschlecht.

2.

Dieselbe Vorstellung, welche fälschlich anleitet, die Jugend für den Höhepunkt des Glückes zu halten, weist die Erziehung ausschließlich bestimmten Jugendjahren zu; und wie sie den lebenswerthen Inhalt des Lebens in die Jugend verlegt, so richtet sie die Erziehung ausschließlich oder vorwiegend auf das, was der Jugend tauglich ist, und die Bedingungen dafür sucht sie in der möglichsten Entfaltung der Anlagen, welche der Jugend eigenthümlich sind. Die so geleitete Erziehung nimmt einen Theil für das Ganze und hebt die von der Natur angedeutete und geforderte Einheit der Entwickelung auf. Das Leben aber stellt unaufhörlich neue Ansprüche, für welche der Mensch vorbereitet sein soll, und zu jeder Zeit gibt es Impulse der Selbsterziehung, welche im letzten Grunde von keiner andern Beschaffenheit sind, als irgendeine andere Weise der Erziehung, welche als solche allgemein anerkannt ist.

Kein Lebenslauf ist so einförmig, daß sich die Tage blos wiederholten. Nur der Stumpfsinn ist gegen die Einwirkungen des Wechsels verschlossen; der empfindende Mensch geräth von selbst in ein gewisses Verhältniß zu ihnen, welches je nach der Kraft seines Eingreifens sich verschieden gestaltet. Eine starke Persönlichkeit macht den eigenen Willen zum Mittelpunkt der wechselnden Ereignisse und zwingt diese, so weit nur immer möglich, sich dem Willen anzupassen. Eine schwache Persönlichkeit wird von den Ereignissen fortgerissen, wird gezwungen, die Richtung des eigenen Willens nach den äußern Einwirkungen zu verändern; sie selbst kreist im Wechsel. Zur Erzeugung der Kraft, welche sich zum Mittelpunkt innerhalb des Wechsels macht, gehört die angemessene Vorbereitung auf die kommenden Ereignisse; am leichtesten bewältigt wird der Ueberraschte. Die Veränderungen kommen nach Gesetzen oder Zufällen, kommen plötzlich oder langsam. Die Aufgabe der Erziehung

ist, auf alle denkbaren Lagen vorzubereiten; auf sie eingerichtet sein, ist der Inhalt der Bildung. Wer unvorbereitet in eine neue Lage geräth, ist in Gefahr, das Unzutreffende zu thun; Schaden zu erleiden, wo er Nutzen hätte gewinnen können; die Ursache des Mislingens, welche in seinem Verschulden liegt, den Ereignissen und Zuständen zuzuschreiben und mit ihnen in eine ohnmächtige Gegnerschaft zu gerathen. Die lerneifrige Erfahrung dagegen bereitet auf das Kommende vor, gewährt mindestens eine annähernde Kenntniß desselben und bietet eine Handhabe für das nützlichste Verhalten. Das Kind gewahrt zum ersten mal die Flamme, wird von ihrer Schönheit angezogen, greift nach ihr, verbrennt sich die Hand, empfindet den Schaden und zieht sich scheu zurück. Später nochmals angezogen verfährt es zweckmäßiger; es hat erfahren, daß das Licht erfreulich dem Auge ist, daß aber andere Sinne schmerzhaft ergriffen werden, wenn man sie in eine ungeeignete Verbindung mit der Flamme setzt. Von jetzt ab sucht das Kind, wenn es der Flamme begegnet, den diesem Begegniß entsprechenden Gewinn und meidet den Schmerz. In der ersten Kindheit wiederholen sich fast ununterbrochen dieselben Entwickelungen: ein fortwährendes Beobachten, Staunen, Angreifen, Zurückweichen und Wiederannähern; Versuche eines zweckwidrigen Gebrauchs und Abneigung, Erfahrung des richtigen Gebrauchs und Versöhnung. Minder augenfällig, doch den Grundzügen nach gleichartig, verläuft die spätere Entwickelung. Viele Lagen sind durch Natur und Einrichtung den Menschen gemeinsam, viele treten wie zufällig auf, aber jedes Leben ist eine Kette solcher Zufälle. In dem einfachsten Leben der Frau, welche auf den üblichen Bahnen aus dem Aelternhause in das eigene Haus zieht und auf gleich einfache Weise die Kinder ausstattet, ereignet sich doch schon die größte Mannichfaltigkeit wechselnder Lagen. Aufzuzählen sind sie nicht, aber sie lassen sich andeuten in den mächtigen Einschnitten, welche nach unsern Sitten oder Lebensgängen dieser einfachsten Art gemeinsam zu sein pflegen: der Eintritt in die Schule, das Verlassen der Schule, die Einsegnung, die beginnende Huldigung, der erste Ball, die aufkeimende Neigung, der Brautstand, der Hochzeitstag, die Herrschaft im Hauswesen, die Offenbarung des Mutter-

segens, der Empfang und die Pflege des ersten Kindes, die Pflege des folgenden Kindes, die Wiederkehr der eigenen Lebenswendungen bei der Tochter, die neuen Erfahrungen an den Entwickelungen des Sohnes, die Silberne Hochzeit, die Goldene Hochzeit. In dem Lebensgange des schlichtesten Mannes treten den entsprechenden Geschicken noch andere bewegte Momente hinzu: die Prüfungen, die Begründung des selbständigen Nahrungszweiges, das Amt, das Aufsteigen zu höhern Graden, bürgerliche Würden, die Jubiläen. Neben diesen die minder scheinbaren, doch wirksamen Einschnitte in den Lebensweg, und außer den gemeinen Schicksalen die tausendfachen Zufälle, welche als Glück oder Unglück über den Menschen kommen. Wer nicht genügend vorbereitet ist, benimmt sich in jedem neuen Zustande fremd und unbeholfen; und gelingt es ihm, sich allmählich zurechtzufinden, wozu es gleichfalls eines durch Erziehung erworbenen Vorraths an Wissen und Charakter bedarf, so geht ihm doch während dieser Arbeit ein Theil des mit den Ereignissen verknüpften Lebensinhalts verloren. In wiederholten Vergleichen habe ich wahrgenommen, wie die eine Braut an ihrem Hochzeitstage in die volle Größe der Feier sich zu schicken, die ihr geziemende Stellung auszufüllen verstand und die Weihe des Tages genoß; wie dagegen eine andere Braut, in Verlegenheit befangen, zu keiner Sammlung gelangte und kaum von den Begebenheiten um sich her Kenntniß erhielt. Daran vermuthlich hat sich der wirkungsreiche Gegensatz entwickelt, welchen ich bei verheiratheten Frauen beobachtet habe, daß die eine den bedeutungsvollen Inhalt des Hochzeitstages in ihre Nacherinnerung übernahm, die andere keine deutliche Vorstellung desselben in Erinnerung behielt und die reiche Ausbeute verlor, welche die inhaltsvolle, nie wiederkehrende Lage dem empfänglichen Gemüth gewährt. Bei Silbernen und Goldenen Hochzeiten habe ich ähnliche Verschiedenheiten in dem Benehmen der Gefeierten beobachtet. In allen gleichartigen Fällen tritt klar hervor, wie viel an gegenwärtigem Genuß und nützlicher Erinnerung durch Befangenheit verloren geht, und um wie viel größer der Lebensinhalt des Menschen ist, welcher durch Vorbereitung und Einsicht auch in neuen Lebenslagen sofort die rechte Stelle findet. Und dies ist der Zweck der Erziehung. Die Lagen hören nie auf zu wechseln und neu zu

sein. Auf alles durch Erfahrung und vergleichende Schlüsse sich vorzubereiten, ist die große, nie aufhörende Arbeit des Lebens, bis zuletzt auch das Ende nicht überrascht, sondern als der in dem natürlichen Verlauf erwartete Abschluß kommt und der würdevolle Tod zur Bestätigung des würdigen Lebens wird.

Erziehung ist die stete Vorbereitung, in der Mitte der sich aufdrängenden Umgebung die Herrschaft zu erlangen und zu behaupten. Nicht Spielball, sondern Leiter der um ihn her wirkenden Kräfte zu sein, ist des Menschen Naturtrieb und berechtigtes Streben. Aber die Ueberlegenheit fällt ihm nicht von selbst zu, sondern er muß sie erwerben mit den Anlagen, welche ihm die Natur als Handhaben bietet. Zu dieser Arbeit befähigt ihn die Erziehung, welche zur Herrschaft verhilft, indem sie zu einem richtigen Benehmen vorbereitet. Eine falsche Erziehungsmethode angewöhnt häufig ein äußeres Verhalten, welches, ohne das Wesen der an den Menschen herantretenden Dinge zu ergreifen, doch den Schein der Herrschaft verleiht. Mit dieser Art von Ueberlegenheit haben seit dem uns bekannten Anfang der Geschichte die Formeln und Mysterien sich beschäftigt, und heute noch stellt diese Art fast unvermittelt im Hofceremoniell sich dar. Mit dem Formenwesen im Militärdienst hängt die oft beobachtete Erscheinung zusammen, daß Offiziere, welche während ihrer Dienstzeit Bataillone wie Puppen regieren und außerhalb der Dienstübung in ihrer Uniform mit gewohnter Sicherheit auftreten, in gewöhnlicher bürgerlicher Kleidung diese Sicherheit verlieren und nach dem Austritt aus dem Dienste unbeholfen und rathlos den gewöhnlichen Vorkommnissen gegenüberstehen. Die äußere Abrichtung gibt nur den Schein der Ueberlegenheit, und auch dieser dauert nicht länger, als die vorher angeordneten Bedingungen genau eingehalten werden; jedes unvorhergesehene Ereigniß wirft die Ordnung über den Haufen. Die richtige Erziehung muß im Menschen selbst die Ursache schaffen, welche ihn den wechselnden Lagen gewachsen macht. Der Gehorsam der umgebenden Welt muß bedingt sein durch die überlegene Macht des Menschen, welcher jene zwingt, seinem Willen

sich anzupassen. Zu dieser Herrschaft fähig ist nur, wer sich im richtigen Verhältniß weiß zu den Kräften und den Umständen, welche mitbestimmend auf ihn einwirken. Der Mensch bewegt sich nicht mit unbedingter Freiheit in einer allerwärts nachgiebigen Sphäre; Wille und Geschicklichkeit allein bestimmen nicht seine Bahn, sondern in der Außenwelt und in seinen eigenen Anlagen begegnet er Kraftäußerungen, welche gleichsam Raum und Aufmerksamkeit beanspruchen. Vergeblich wäre das Mühen, sich von der Außenwelt abzusondern und die Ueberlegenheit in der Herrschaft über sich allein anzustreben. Solche Versuche sind angestellt, aber die Erfahrung beweist die verkehrte Richtung dieses Weges. Durch die Emancipation von der Außenwelt wird eine scheinbare Selbstherrschaft errungen, bis der nächste Zufall die Berührung nothwendig macht und die gänzliche Hülflosigkeit offenbart. Der Zusammenstoß mit der Außenwelt bleibt nicht aus, sowie einer nur sich von ihr unabhängig denkt. Keinen größern Gewinn bringt der Umgang mit der Außenwelt, wenn er nicht mit der Vertiefung in das Wesen derselben verbunden ist. Die bewegliche Phantasie, welche die Vorstellung nach Willkür gestaltet, führt zu dem verkehrten Benehmen des Don Quixote. Wer die Störungen vermeiden und die gegebenen Kräfte sich dienstbar machen will, muß die Grenze aufsuchen, wo die Neigung zum Nachgeben beginnt. Eine Last von Centnern widersteht der durchschnittlichen Körperkraft eines Menschen, gibt aber nach, wenn der Angriff durch einen Hebel geleitet wird. Wer ohne Kenntniß dieses Verhältnisses an die Last herantritt, erschöpft sich gewinnlos an dem unzweckmäßigen Unternehmen; wer das Gewicht richtig schätzt und den Hebel richtig ansetzt, lenkt die Last nach seinem Belieben. Je nach ihrer richtigen oder falschen Schätzung, nach ihrer richtigen oder falschen Behandlung, sind diejenigen Dinge, welche in das Herrschaftsgebiet des Menschen fallen, zum Widerstand, Nachgeben oder Dienen bereit. Allein durch Kenntniß und verständiges Abwägen der Kraftverhältnisse erwirbt der Mensch das höchstmögliche Maß der Herrschaft, eignet er sich in der äußern Lage angemessenes Benehmen an. Die Erziehung, deren Ziel es ist, für alle Lagen zu einem solchen Benehmen zu befähigen, muß also darauf gerichtet sein,

jene Kenntniß zu verschaffen und zur richtigen Schätzung einzuüben. Keinen andern Inhalt soll die Erziehung haben, welche während der Jugend ertheilt, welche nach der Jugend fortgesetzt wird, und keinen andern Inhalt hat der richtig erfaßte Begriff, welchen man mit der Schule des Lebens bezeichnet. Auch sie bedeutet nicht die Bändigung, welche der Mensch durch den Andrang von außen thatsächlich erfährt, sondern die fortwährend richtig zu regelnde Beziehung der Person zu der umgebenden Welt; nur für denjenigen, welcher in solcher Uebung sich erhält, ist das Leben eine Schule.

Der Mensch steht als Handelnder in dem Mittelpunkt derjenigen Welt, welche seine Umgebung bildet. Nicht alle Dinge der Außenwelt unterhalten solche Beziehungen zu ihm, daß er irgendetwas an dem gegebenen Verhältniß ändern könnte. Der Aufbau des Kosmos kümmert sich nicht um den Willen des Menschen. Die Sterne behaupten ihren Platz, gehen ihre Bahn, und sie werden durch keine Anstrengung des Menschen aufgehalten oder gefördert. An solche Wesen reicht höchstens die Beobachtung, aber nicht die Macht des Menschen heran. Wir belehren uns, wenn wir ihre Beschaffenheit oder Gesetze besser erkennen, wir ändern vielleicht auf nützliche Weise unser Benehmen, aber wir ändern nichts an ihrer natürlichen Einwirkung auf uns. In diese Reihe gehört alles Außerirdische. Anders verhält es sich mit den Gegenständen, welche in das Herrschaftsgebiet des Menschen fallen. Auch sie gehorchen nicht unbedingt; durchweg sind sie behaftet mit Eigenschaften, welche widerstreben, und mit andern Eigenschaften, welche unter richtiger Handhabung zu Gehorsam geneigt sind. An jedem wahrnehmbaren Gegenstande muß die Schwere des Gewichts durch einen Verbrauch von Kraft überwunden werden, und keiner verzichtet auf einen seinem Umfang angemessenen Raum; andererseits ist jedem Gegenstand ein gewisser Grad von Elasticität eigen, welche zum Nachgeben bestimmt. Wie in der Außenwelt, so findet der Mensch in sich selbst neben der Willensfreiheit den Zwang, welchen die Anlagen auf ihn ausüben. Auch ihm sind Eigenschaften gegeben, welche zur Einübung des Willens verschieden sich verhalten, und dieselben Gesetze wie in dem Verkehr mit der Außen-

welt machen sich ihnen gegenüber geltend. Es gibt Anlagen, welche der Umbildung fähig sind, andere können verwerthet, aber nicht umgestaltet werden, andere begrenzen das Vermögen und unterordnen sich keinem freigesteckten Ziel. Die zwingende Kraft einzelner Anlagen ist so allgemein und leicht erkennbar, daß niemand, außer im Zerstörungstrieb, sie unbeachtet läßt oder ihnen entgegenzuwirken unternimmt. Niemand versucht, dauernd jede Nahrung abzuweisen, das Athmen aufzuhalten. Andere Anlagen von gleich zwingender Kraft und allgemeiner Geltung entziehen sich zwar der bewußten Erkenntniß, werden jedoch thatsächlich befriedigt. Wenige Menschen wissen, daß ebenso wie das Athmen auch die Thätigkeit der Haut zum Stoffwechsel unentbehrlich und eine Lebensbedingung ist; doch ohne Kenntniß vollzieht ein jeder was die natürliche Anlage verlangt. Außer den absoluten Lebensbedingungen gibt es Anlagen von allgemeiner Beschaffenheit, welche in einer bestimmt vorgeschriebenen Weise verwerthet sein wollen, um das Behagen zu fördern, oder um eine bestimmte Absicht zu erreichen. Die Augen darf nicht verschließen, wer den erfreulichen Eindruck des Lichtes empfinden will. Sehen, Hören, viele Empfindungen und Kraftäußerungen sind an das Vorhandensein und die bestimmte Thätigkeit von Organen geknüpft, welche als allgemeine Anlagen einer bestimmten Art bezeichnet werden dürfen, obschon sie Einzelnen fehlen und in Einzelnen verschiedenartig ausgebildet sind. Daneben gibt es einen fast unerschöpflichen Kreis von Anlagen, welche keinen großen Grundzug der Gemeinsamkeit, keine innerhalb naher Grenzen sich vollziehende Gleichheit aufweisen, sondern von selbst an den verschiedenen Personen verschieden auftreten oder gegen ihre ursprüngliche Beschaffenheit großer Umgestaltungen fähig sind (individuelle Anlagen).

Um die zuverlässigste Kenntniß und den besten Gebrauch der außer uns liegenden Gegenstände und ihrer Eigenschaften, um die Erfahrung und Beobachtung der allgemeinen Anlagen der Menschen ist die *Wissenschaft* bestrebt; um die genaue Ergründung der individuellen Anlagen, um die zweckmäßigste Art, an jeder Person die ihr eigenthümlichen Anlagen zu gestalten und zu verwerthen, ist die *Erziehungskunst* bemüht. Die wissenschaftliche

Forschung sammelt aus vereinzelten Erscheinungen Regeln und entdeckt nicht selten eine gemeingültige Ursache, wo vorher individueller Zufall zu walten schien. Aber nach wie vor unerschöpflich bleibt das Gebiet der Anlagen, welche allein an dem Individuum zu erforschen und nach ihrer Beschaffenheit eigenthümlich zu gestalten sind; in gleichem Maße unvermindert bleibt die Aufgabe der Erziehungskunst, so sehr sie hier und dort abgelöst wird durch eine allgemeine Erkenntniß, welche die Wissenschaft zu Tage fördert.

Allen Einzelwesen einer Gattung sind neben den allgemeinen besondere Anlagen eigen. Dem abstracten Begriffe nach äußert sich die Natur auch hierin an allen Geschöpfen gleichartig, aber mit der feinern Organisation der Gattung steigt in dem Einzelgeschöpf die Mannichfaltigkeit der besondern Anlagen und die Umgestaltungsfähigkeit, welche durch diese bedingt ist. An der Stoffbeschaffenheit des Gesteines läßt sich durch den Einfluß des Menschen wenig ändern. Die Pflanzen gewinnen durch Pflege und werden durch Zucht veredelt. An den Hausthieren nimmt die Zucht eine höhere Stelle ein, und bei einzelnen, welche zum edlern Gebrauch, zum unmittelbaren Umgang mit dem Menschen oder zur Verwendung im Hauswesen dienen, wie bei Pferden edler Gattung, bei Wach- und Jagdhunden, Schosthieren, steigert sie sich bis zu einem allerdings beschränkten Maß von Erziehung. Den Höhepunkt bildet der Mensch; je höher die Bildungsstufe, in so reicherer Fülle entfalten sich die besondern Anlagen des Einzelnen, und in gleichem Verhältniß wächst die umgestaltende Kraft der Erziehung. Der Werth der Gegenstände wird nach dem Nutzen geschätzt, welchen sie der menschlichen Gesellschaft gewähren können; mit Ausnahme weniger Liebhabereien richtet sich hiernach die Mühe, welche auf den Erwerb, die Erhaltung und Verbesserung der in Dienst genommenen Gegenstände aufgewendet wird. Unter den Menschen aber soll jeder einzelne einen höchsten Zweck darstellen; daher die Größe der Ansprüche, welche an die Erziehung gestellt, die Größe der Mühe, welche auf die Erziehung eines einzelnen Menschen aufgewendet werden, aber auch die Größe des Lohnes, welchen der Einzelerfolg gewährt.

Die Erziehung läßt sich nicht bewirken in der bequemen Methode der Wissenschaft, sondern, nach dem schwierigern Beruf der Kunst, kann sie zwar allgemeine Regeln aus aufgesammeltem Wissen lernen, aber in der Ausübung ist sie immer neu, und für die feinern Schattirungen muß der Ausübende die Fähigkeit des Stoffes aus der liebevollen Vertiefung in das Einzelwesen des Zöglings, die Fähigkeit der Gestaltung aus sich selbst entnehmen. In der großen Aufgabe des Menschen, als Herrscher in der Umgebung zu walten, nehmen die eigenen Anlagen eine gleichartige Stelle ein, wie die Gegenstände außer ihm. Der Wille kann nur an solchen Gegenständen sich bewähren, welche an irgendeiner Grenze dem Herrschaftstrieb des Menschen sich unterwerfen; ebenso hat es die Willensfreiheit nur mit den bildungsfähigen Anlagen zu thun. Diese unterwerfen sich dem Herrschaftstrieb und unterstützen ihn, wenn sie richtig benutzt werden, widerstehen aber und hindern, wenn sie vernachlässigt oder gar falsch angewendet werden. Die Erziehung muß dieses Gesetz achten, und daraus ergibt sich die erste Voraussetzung ihres kunstgemäßen Wirkens, daß sie die dem Zögling eigenthümlichen Anlagen erforsche, ihnen gemäß den Willen richte und die Thatkraft leite. Wie der Versuch, die äußern Dinge gegen ihre Natur zu verwerthen, nur Schaden stiftet, aber richtig erkannt und richtig behandelt jeder Gegenstand bereit ist, den höchsten Nutzen zu gewähren, welchen er für den Lebensinhalt des herrschenden Menschen gewähren kann, gerade so verhält es sich mit der Verwerthung der Anlagen. Durch die natürlichen Anlagen und durch Eindrücke werden die Neigungen bestimmt; die Arbeit der Erziehung ist leichter oder schwerer, je nachdem mit Hülfe der Neigungen oder gegen sie erzogen wird. Es ist nicht immer nützlich, den natürlichen Neigungen nachzugeben, oft müssen sie bewältigt werden; aber dies geschieht nicht ohne Gegenpreis. Es genügt nicht, zu wissen, daß der gewünschte Erfolg, der an sich wünschenswerthe Zustand erreicht werden kann, sondern man muß auch wissen, um welchen Preis. Die Neigungen werden nicht ohne einen Verbrauch von Kraft überwunden; es ist zu untersuchen, ob der Gewinn der Ueberwindung im Verhältniß steht zum Kraftaufwand, zu der Einbuße des Erfolges, welcher mit der nach ihrer

Neigung entwickelten Anlage zu erreichen gewesen wäre. Eine häufige Erscheinung an dem Zöglinge und ein bekanntes Räthsel für die Erziehung sind die dichterischen Neigungen. Die Gewalt der Phantasie führt in Verbindung mit einer bis zur Ahnung gesteigert schnellen Erkenntniß der angeschauten Zustände zur höchsten Stufe der Vollkommenheit, in Verbindung dagegen mit einer langsamen oder gar unrichtigen Auffassung zu verkehrten Zielen. Zwischen den beiden äußersten Endpunkten pflegt die Leitung zu schwanken. Hier begünstigt der eine Erzieher den poetischen Hang, obschon die ergänzenden Anlagen nicht vorhanden sind oder nicht ausgebildet werden, und bereitet ein verkehrtes Leben vor oder verschwendet mindestens nützliche Jahre. Dort scheut der Erzieher den möglichen Mißerfolg, bekämpft mit Opfern die schädliche Neigung, während sie vielleicht nur in der Form der Dichtung schädlich, aber zu andern Uebungen des Geistes nützlich zu verwenden wäre. Um die Betrachtung allgemein zu gestalten: Uebermäßige Sinnlichkeit bedroht jedes Leben mit verderblichen Neigungen, aber nach den besondern Anlagen muß beurtheilt werden, ob es geboten ist, einen zu stark hervortretenden sinnlichen Zug, vielleicht unter Zerstörung eines nützlichen Triebes, ganz zu unterdrücken, oder ob es gelingen kann, ihn zu einer reinen Genußfähigkeit zu mäßigen, der Gesammtbildung förderlich zu machen. Der ganze Umfang des Lebensglückes hängt von der richtigen Würdigung und Behandlung der Anlagen ab. Aus der Quelle ungetrübter Zufriedenheit schöpft das Leben, welches von Haus aus mit glücklichen Anlagen begabt war und eine den Anlagen entsprechende Erziehung genoß. Die Begnadigten, welche heiter durch das Leben wandeln, die Jugend froh, das Mannesalter thatkräftig vollbringen und als Greise auf dem Höhepunkte menschlicher Großheit weilen, verdanken dieses Los dem Glück und dem Verdienst, daß ihre Anlagen zeitig erkannt und gefördert wurden, daß sie selbst die den Anlagen gemäße Erziehung durch den Rest des Lebens fortgesetzt haben. Fast aus unmittelbarer Erinnerung kennen wir Goethe als Beispiel, an welchem, mit Ausnahme geringer Schwankungen, die eben bezeichneten Merkmale beglaubigt sind. Dagegen der Kampf der Erziehung gegen die Anlagen streut Keime der Unzufriedenheit aus,

welche nur zu oft die Jugend schon ankränkeln und den Schwung des Lebens herabstimmen, ein gebrechliches oder stumpfsinniges Alter vorbereiten. Selbst der Sieg im Kampfe wird mit einem entsprechenden Abzug, zuweilen mit Erschöpfung bezahlt. Das Erziehungssystem, welches die Askese anempfiehlt, den Willen gegen die Anlagen zu üben, schafft schwache oder verkrüppelte Gestalten des Geistes und des Körpers, keine productiv gefällige Natur. Die gute Erziehung beobachtet sorgfältig, wohin die Anlagen führen, welche Summe im Streit der Anlagen überwiegt, und fördert das Individuum auf dem ihm angemessenen Wege; aber sie folgt der natürlichen Richtung nicht blind, sondern wie den Außendingen gegenüber sucht sie das Verhältniß zwischen der bestimmenden Freiheit, den zwingenden Anlagen und andern einwirkenden Bedingungen auf, und so befähigt sie sich, zu verbinden und umzugestalten.

Die Gegensätze der Anschauungen über Anlagen und Erziehung, über das Verhältniß der freien Einwirkung zu dem auferlegten Zwang beschäftigten fortwährend die Geister. Auch die Gesundheitslehre ist, seitdem sie die wichtige Rolle der erblichen Anlagen erkannt hat, in ernste Forschung eingetreten, ob und mit welchen Mitteln die schädlichen Anlagen beseitigt werden können. Von der wachsenden Theilnahme dieser in sachlicher Forschung geübten Wissenschaft erwarte ich für den gesammten Umfang der Erziehung einen neuen Aufschwung durch allmähliches Ansammeln nützlicher Erfahrungen. Bisher sind die Beobachtungen, welche auf die rein geistigen Elemente der Erziehung sich beschränkten, vereinzelt geblieben und sehr unvollkommen angestellt worden; die Berichte sind spärlich, liefern kein zuverlässiges Material, und die Schlüsse bewegen sich in fast schrankenloser Willkür. Daher erklärt sich, daß es immer noch, selbst unter den Pädagogen, Vertreter aller Meinungsgrade gibt, daß nichts, daß alles, vieles oder weniges gegen die Anlagen sich verändern lasse. Doch tägliche Vorkommnisse beweisen, daß die besondern Anlagen bis zu einem gewissen Grade zwingend, bis zu einem andern Grade biegsam sind.

3.

Auch in den großen Grundzügen unserer geschichtlichen Entwickelung sind die Gegensätze auf die mannichfaltigste Weise zum Ausdruck gelangt. Die positiven Religionen haben sich derselben zu ihren Zwecken bedient. Erbsünde und ewige Verdammniß entspringen der düstern Anschauung, daß die verfehlte Anlage des Menschen weder durch die Erziehung des Einzelnen, noch durch den Fortschritt des Geschlechts sich beseitigen oder umgestalten lasse. Zu einigem Trost dient die Hülfslehre, daß der Mensch zwar nicht durch sein eigenes Verdienst, doch durch die Güte der Vorsehung die verderbliche Anlage überwinden könne. Aehnliche Anschauungen werden besonders lebhaft von denjenigen Religionsbildungen vertreten, welche darauf ausgehen, eine weltliche Gewalt über ihre Gläubigen zu erlangen, sie mit dem Bewußtsein eigener Hülflosigkeit zu erfüllen und auf die Gnade des offenbarten Glaubens anzuweisen. In völligem Gegensatz hierzu steht die freundliche Anschauung, daß das Menschengeschlecht aus geringern Anfängen sich fortbilde und zu immer höherm Inhalt sich erziehe. Ueber alles bedeutsam ist, wie nach dem Ideengange eines unserer tiefsten Denker die positiven Religionen in weit erhabenerer Weise den Beruf der Erziehung erfüllen, als die Verfechter ihrer weltlichen Herrschaft ihnen zuschreiben. Die Religionen, lehrt Lessing, sind offenbart, den Menschen zu höherer Vollkommenheit hinaufzuleiten; sie gehören zur Erziehung des Menschengeschlechts, jede einzelne Offenbarung ist angepaßt dem Culturzustande, für welchen sie die Vorsehung berechnet, und ihr Inhalt erhält sich durch sich selbst so lange in Kraft, als er noch wirksam ist und die Fortentwickelung nicht hindert. Auf einem weltlichern Wege lehrt die Naturwissenschaft, daß das Menschengeschlecht seine Anlagen von sehr niedrigen Anfängen aus entwickelt hat und zu entwickeln fortfährt; unter dem Druck der Nothwendigkeit habe der Mensch, wie andere Thiere auch, an die verliehene Geschicklichkeit angeknüpft und diese durch Uebung zu immer höherer Geschicklichkeit umgestaltet, bis sogar ein Grad erreicht worden sei, welcher jetzt als eine besondere Art menschlicher Vernunft bezeichnet werde; und

der Mensch fahre fort, in gleichmäßiger Uebung sich höher hinauf zu entwickeln. Dies im wesentlichen ist, abgesehen von den naturwissenschaftlichen Vermuthungen über die besondere Thiergestaltung unsers Ursprungs, die Lehre, welche jetzt in Darwin ihren namhaftesten Vertreter hat.

Der Streit, welcher um diese Lehre geführt wird, beeinträchtigt den Gang meiner Betrachtung nicht; er berührt nur äußere Merkmale und nicht das Wesen des Erziehungswerkes. Für die Erkenntniß des Wesens ist es gleichgültig, von welcher äußern Beschaffenheit die Thiergattung gewesen ist, welche die Fähigkeit in sich trug, bis zu der Culturstufe des heutigen Menschen sich zu entwickeln. Die schwache und angreifbarste Seite der Lehre ist die zuversichtliche Behauptung, daß dem Menschen ursprünglich eine andere, bestimmt bezeichnete Thierform eigen gewesen sei; nicht in der Natur der Behauptung, sondern, wie ich urtheile, in dem mangelnden Beweise liegt der Angriffspunkt. Auf dem Standpunkte sittlicher Erwägung aber steht die Entwickelungslehre Darwin's auf gleicher Höhe mit der Erziehungslehre Lessing's. Der gemeinsame geistige Inhalt läßt sich nicht besser ausdrücken als durch den gemeinsamen Gegensatz zur biblischen Legende. Diese erzählt, daß der Mensch vollkommen geschaffen, in den behaglichsten Zustand eingesetzt worden, durch sein Verschulden aber auf eine tiefere Stufe des Geisteslebens herabgefallen und in einen unbehaglichen, verwilderten Zustand gerathen sei. Lessing und Darwin stimmen dagegen überein, daß der Mensch mit unvollkommener Gabe in das Erdenleben eingetreten ist, daß die Natur in seinen Anlagen ihm den Antrieb und Handhaben der Entwickelung gegeben hat; mit diesen Hülfsmitteln und gegen äußere Hindernisse muß der Mensch an sich fortwährend die Arbeit der Erziehung vollbringen, und diese wird mit einer stetig aufsteigenden Entfaltung der Kräfte belohnt, welche sogar das Aussehen und das Wesen einer völligen Umgestaltung annimmt. Wenn der eine Forscher mehr an den moralischen Aufschwung, der andere Forscher an die frühere Entwickelung des Leibes anknüpft, so sind dies die beiden Arten der Betrachtung, welche in der Philosophie aller Zeiten als anscheinende Gegensätze auftreten, jedoch dieselbe Wahrheit in zwei verschiedenen Methoden

entwickeln. Den einen freut zu beobachten, wie das Sittengefühl immer empfindlicher wird, immer feinere Regeln und Gesetze ins Leben ruft, und er knüpft den Ausgangspunkt seiner Gedanken an die geschichtliche Offenbarung, welche nach einem sichtbaren System die Sitte in erste Pflege genommen hat; den andern freut zu beobachten, wie in der Uebung des Körpers, welche die Noth des Daseins auferlegt, die Beweglichkeit der Glieder zunimmt und ein vollkommeneres Geschöpf sich entwickelt. Jenes ist der Leitfaden Lessing's, welcher an die offenbarten Religionen anknüpft, dieses der Leitfaden Darwin's, welcher mit der Körperbeschaffenheit des Menschen anfängt. Aber von jedem der beiden Gesichtspunkte aus sehen wir, wie neue Fertigkeiten des Leibes, neue Vorzüge des Geistes entstehen. Die beweglichern Glieder sind dem Willen dienstbereiter und machen den Geist rühriger, die feinern Bewegungen des Geistes verklären den Gesichtsausdruck und Gliederbau zur Schönheit.

In beiden Lehren ausgeprägt ist der Gegensatz zu der religiösen Legende von dem vollkommen erschaffenen, durch den Sündenfall herabgekommenen Menschen. Und in diesem Gegensatz finde ich dieselbe Verschiedenheit wieder, welche ich gegen die geläufige Anschauung des täglichen Lebens vertrete. Auf der einen Seite die beglückte Jugend, aus welcher der Mensch unrettbar dem minder vollkommenen oder gar unglücklichen Zustand des Alters entgegengeht, auf der andern Seite die unvollkommene Gabe, mit welcher die Jugend das Leben beginnt, und der immer wachsende Reichthum, welchen der arbeitsame Mensch bis in das höchste Alter hinauf durch Erziehung aus den dürftigen Anfängen entwickelt.

Daraus ergibt sich, wohin ich neige. Ein Gesetz beherrscht das Menschengeschlecht und die einzelnen Menschen. Der Entwickelungstrieb des Geschlechtes wurzelt in der jedem Einzelnen angeborenen Lust nach Herrschaft; der Entwickelungsgang wird bestimmt durch die Hemmung, welche jeder einzelne durch die Grenzen seiner eigenen Anlagen und das Gegenstreben anderer erfährt. Mit uneingeschränkter Selbstsucht beginnt jedes Kind; der Erwachsene aber erfährt, daß er nur gegen Achtung fremder Rechte seine eigenen zu sichern vermag, und er unterwirft sich den Ansprüchen der

Gesellschaft. Denselben Weg hat, wie beglaubigte Andeutungen sicher schließen lassen, der Mensch in der Geschichte zurückgelegt, und vor unsern Augen setzt er ihn fort. Auch in der geschichtlichen Entwickelung des Geschlechtes sehen wir ihn mit uneingeschränkter Selbstsucht beginnen; der Aneignungstrieb leitet ihn, und er greift zu nach allem, was er zur Erhaltung braucht oder aus Lust zur Herrschaft bewältigen will. Unter den Angriffsmitteln wählt er das ihm nächstliegende. Zum Bewältigen dient die überlegene Gewalt und er benutzt sie allein, solange sie für seinen Zweck ausreicht. Wo er auf eine überlegene Kraft stößt, nimmt er eine andere Anlage in den Dienst. Im Kampf mit minder begabten Thieren benutzt er den Vorzug, daß er den Plan zum Angriff und zur Vertheidigung schneller wechseln, den Einfluß der Umgebung und den Erfolg besser berechnen kann. Die Kraft des Körpers unterstützt er mit Netzen und Maschinen, welche ihm helfen, den Angegriffenen hindern. Im Kampf unter Gleichartigen versucht ein jeder, worin er durch Anlagen oder Erfahrung dem Gegner überlegen ist. Muth, Angst, List, Ueberredung, alle Instincte, die Künste der Sprache und des Mienenspiels helfen hier, schaden dort. Der Wetteifer, die allseitige Steigerung der zu Angriff und Abwehr tauglichen Gaben und Kräfte zwingt zu immer größerer Mühe, zum Gebrauch feinerer Anlagen. Gesellige Beziehungen entstehen, der Verkehr beginnt, aus Interesse und Neigung ergreifen Andere Partei für und gegen; es gilt zu überzeugen, Beistand zu gewinnen, fremde Hülfe gegen Lohn oder durch Verbündung zu erkaufen. Wo viele mitwirken, denen nicht unmittelbar Vortheil oder Nachtheil zufällt, läßt der Streit sich gütlich schlichten; Ueberlegen hilft oft besser zum Ziel als der Zufall der augenblicklich stärkern Gewalt. Eine Leitung wird anerkannt und entwickelt sich zur Herrschaft. Der geregelte Verkehr bildet eine Gemeinschaft, in welcher tausend Interessen einander binden und gegeneinander reizen. Nützliche Erfahrungen werden, zur Schlichtung zukünftigen Streites, aufbewahrt, festgehalten, zu Gesetzen erhoben und aufgezeichnet. In ruhiger Erwägung schlichten sich die Streitigkeiten besser, stiftet sich die Versöhnung sicherer, als in der Unruhe kampfbereiter Leidenschaften; jeder will gehört

sein, will überzeugen und widerlegen. Jedem wird ein bestimmter Platz angewiesen, eine bestimmte Zeit eingeräumt. Formen entstehen und regeln auf kunstvolle Weise ein Verfahren, welches Allen Raum gönnt und das Urtheil vorbereitet. Ein strenges Maß wird als Richtschnur gesucht, das Rechtsgefühl bildet sich aus, und je nach Anlage und Uebung werden die einmal anerkannten Regeln mit geringerer oder größerer Strenge durchgeführt. Indessen haben die Verhältnisse sich erweitert und immer mehr verwickelt; die Einrichtungen, Regeln und Formen, welche die Ordnung und den besten Zustand des Verkehrs zu verbürgen schienen, erweisen sich vor neuen Erfahrungen zu eng. Wir sind in der Mitte der Vorgänge, welche die Geschichte seit Jahrtausenden verzeichnet, der gesellschaftlichen Schwierigkeiten, welche seit Jahrtausenden die Menschen bewegen, und es ist im Gange meiner Betrachtungen der Ort, zu untersuchen: an welches Endziel soll diese Entwickelung leiten, auf welcher Etappe befinden wir uns jetzt?

Vielleicht läßt sich das Ende der menschlichen Fähigkeiten noch nicht übersehen; ich spreche nur von Zielen und Fortschritten, welche der bisherige Verlauf der Geschichte bereits erkennen läßt. Der Verkehr und das Bedürfniß eines friedlichen Zusammenlebens hat, neben den natürlichen und unvermeidlichen Verschiedenheiten der Einzelnen, künstliche Ungleichheiten und Abstufungen ganzer Klassen geschaffen. Bald ist es die Geburt, bald der Beruf, bald sind es die Vermögensmittel, bald die Schicksale der Nation oder der Familie, welche den höhern oder niedern Rang anweisen, das größere oder geringere Behagen bestimmen. Dieselbe Culturentwickelung, welche das Geschlecht von den ersten Kämpfen der Gewalt bis zur Herrschaft des Gesetzes und der Staatenbildung leitete, schuf auch den weitern Abstand zwischen der unbeschränkten Herrschaft des Fürsten und dem willenlosen Gehorsam der Sklaven, bildete den Uebergang durch zahllose Stufen der Werthschätzung. An Rechten, Besitz, Genüssen, Ansehen und wirklicher Macht reichte der Höchste bis an die Grenzen der Aneignungsfähigkeit, und durch den Reichthum der Ausstattung erschien er den Untergeordneten beinahe wie ein übermenschliches Wesen, während der Unterste, der Freiheit beraubt, der persönlichen Rechte ganz entkleidet, mit geringem Ein-

fluß und wenig Selbstbestimmung, in den Dienstrang und in die Werthstufe der Thiere hinuntergerückt galt. Demselben Trieb und demselben Bedürfniß entsprungen sind die aufsteigende Entwickelung bis zur Herrschaft der Gesetze und die tiefe Erniedrigung bis zur gesetzlich anerkannten Ungleichheit, bis zur Entwürdigung gleichbefähigter Geschöpfe. Sehen wir doch in dem feingebildeten Alterthum gesellschaftliche Einrichtungen darauf begründet, daß der willenlose, der Rechtssphäre des Thieres angereihte Sklave einer höhern Bildungsstufe angehört, als sein Herr und dessen Standesgenossen. Der Sklave ist der Verwalter der Wirthschaft, ist ausübender Künstler, ist Lehrer und Erzieher der Kinder, ist zuletzt im Ausdruck und Betragen Muster für den Herrn. Zu solchen Widersprüchen konnte die künstliche Einrichtung der Gesellschaft führen. Auch die gerechtfertigte, ja die gebotene Abweichung von den Grundzügen der Natur und von eingelebten Gewohnheiten vollzieht sich nicht ohne Nachtheile. Auch der berechtigte Fortschritt bringt das Urtheil ins Schwanken und schafft Unebenheiten. Das Geschlecht erhebt sich über den unerquicklichen Zustand der kämpfenden Gewalten und siegenden Uebermacht, unterordnet sich einem Leiter, gibt sich Gesetze, zähmt die Leidenschaft, veredelt sein Denken, und begleitet ist dieser Fortschritt des Geschlechtes von Druck und Unterjochung für viele. Wohl mag sich der neue Zustand eine Zeit lang erhalten, aber was Entwürdigendes an ihm ist, besteht im letzten Grunde nur durch dieselbe Ueberlegenheit der rohen Gewalt, welcher man zu entrinnen strebte. Wenn das Geschlecht in der fortgeschrittenen Ordnung den Einfluß der feinern Fähigkeiten zu vermehren, den Genuß zu erhöhen, das Gefühl der Befriedigung zu befestigen strebte, so haben nur die Wenigen auf den obersten Stufen das vorgesteckte Ziel durch wirklichen Erwerb erreicht; die auf die mittlern Stufen gestellt sind, befriedigen sich höchstens im Vergleich zu den noch tiefer Stehenden, indem sie gegen den Preis eines vergleichungsweisen Vorzugs auf einen Theil der natürlichen Würde verzichten; auf der untersten Stufe aber, mit welcher die Mehrzahl sich begnügen muß, ist jeder Anlaß zur äußersten Unzufriedenheit gegeben. Bildet doch der Trieb zum Herrschen den innersten Kern des Menschwesens, den Inbegriff seiner

Vornehmheit; der Einzelne lernt den Trieb zähmen, um gegen das Opfer an roher Ueberlegenheit die fruchtbarere Herrschaft gesteigerter Geisteskraft einzutauschen; er will nicht einbüßen, sondern Macht und Adel gewinnen. Aber die Menschen der untersten Stufen haben nur eingebüßt und sehen sich von der Befriedigung ihres edelsten Triebes weiter entfernt, als das Geschlecht auf der ersten Naturstufe war. Freiwillig und mit Ueberlegung ertragen die Benachtheiligten das ihnen auferlegte Los nicht lange. Die Bessergestellten ersinnen Künste und raffen alle Mittel zusammen, um jene unten zu erhalten, weil die ihnen zusagende Ordnung dies zu gebieten scheint. Ihre überlegene Macht unterdrückt den widerstrebenden Willen der andern. Durch kluge Vorkehrungen wird die Kraft der wenigen über die Kräfte der vielen erhöht; jene bewaffnen sich, diese werden entwaffnet. Doch das wirksamste Mittel der Herrschaft finden die Wenigen in der Ueberlegenheit des Geistes, indem sie durch Erziehung ihren eigenen Aufschwung fördern, den geistigen Aufschwung der andern hemmen. Aber so abgeschlossen bleibt der Mensch gegen den Menschen nicht, daß die Scheidewand wie unter Gattungsverschiedenheiten dauernd sich erhalten ließe. Das einmal angefachte Feuer wirft seine Funken bis in die untersten Klassen hinein. Irgendein Herr über Leben und Tod liebt eine Sklavin mit reiner und inniger Neigung und haucht ihr das edelste Verlangen ein; irgendein Herr findet Gefallen an den Seelenkeimen eines Sklavenkindes und wird zum sorgfältigen Pfleger des empfänglichen Bodens. Die Menge selbst bewegt sich nicht, den untern Thieren gleich, im befriedigten Dienst um den Herrn; die Genüsse, Uebungen und Merkmale der Gewalt gleiten nicht unempfunden von ihren Wahrnehmungen ab; verwandte Anlagen werden berührt, verwandte Regungen entstehen und gleichartige Begierden werden empfunden. Bei irgendeinem Anlaß erwacht die Masse zu dem Bewußtsein des Verlustes, welchen sie unter einer solchen Ordnung leidet, und sie lehnt sich auf gegen einen Zustand, der nur besteht, weil sie die ihnen zugefügten Unbilden geduldig ertragen. In der Aufregung erhält der niedergehaltene Geist die Schwungkraft, welche die Bessergestellten als ihr Vorrecht sich angeeignet hatten, und jeder Vorwand zur Be-

vorzugung scheint weggefallen. Die Gleichheit wird gefordert, errungen, oder gar die Unterdrückung wendet sich gegen diejenigen, welche bisher die Bevorzugten waren. Doch keine lange Uebung des Geistes läßt sich in einem An weglöschen; die über das gewohnte Maß sich hinaufschwingende Erregung gründet keine Ordnung, welche nicht mühevoll vorbereitet war, der Aufschwung selbst erhält sich auf seiner Höhe nur in den eingeübten Geistern. Auf irgendeine Weise wird der ungenügend vorbereitete Erfolg wieder rückgängig gemacht.

Das ist das Bild heftiger Störungen, welche die geschichtliche Entwickelung der Menschen aufweist. Aber neben diesen heftigen Schwankungen geht eine stetige, nach vorwärts gerichtete Bewegung. In ausdauernder und besonnener Arbeit wirken alle bewegenden Kräfte der Gesellschaft sie zu erhalten. Aufstrebende knüpfen an neue Einsichten und Ereignisse an und verwerthen sie für das Befreiungswerk. Selbst die Bessergestellten bleiben nicht immer unempfindlich für die Forderungen und Bedürfnisse der Untergeordneten; theils bewegt die den Menschen eigene Mitempfindung, theils die Furcht vor den Erschütterungen, welche immer der Gegenwart Schaden zufügen. In jedem herangereiften Fortschritt verbessert die ganze Gesellschaft ihr Los, und der so gewonnene Erfolg geht dem Geschlecht nicht mehr verloren. Wie sehr die Erscheinungen an einzelnen Orten und zu einzelnen Zeiten wechseln, wie auch an der großen Fläche nur Wellen auf- und niederzusteigen scheinen, unaufhaltsam geht der Strom vorwärts derjenigen Gleichheit entgegen, welche durch gleiche Fähigkeit und gleiche Mühe verdient und gesichert wird; demjenigen Zustand entgegen, in welchem der einzelne Mensch das größte Maß von Zufriedenheit erreicht, wenn er auf keinem Punkte seines Lebenswandels seine Erziehung vernachlässigt und das Leben seinen Anlagen gemäß gestaltet.

Niemals wird jedem ein zufriedenes Los verbürgt, wird die Gleichheit in jedem Einzelnen dargestellt sein. Die Natur läßt das Leben mit dem gleichmäßigen, aber unvollkommenern Glück der Jugend anfangen, und sie selbst weist an, den Weltlauf zu

beginnen, welcher das vollkommenere Glück je nach Anlagen und Erziehung in verschiedenem Maß austheilt und zuweilen ganz versagt. So wird es immer bleiben; an der ganzen Vollkommenheit des Geschlechts wird nicht jeder theilnehmen, und einzelne werden über die Durchschnittshöhe hervorragen. Aber nicht an die Ausnahmen, sondern an den Durchschnitt lege ich den Maßstab an, während ich den heutigen Zustand untersuche. An dem heutigen Durchschnittslos der Menschen gewinne ich die Ueberzeugung, daß wir noch in Vorübung begriffen sind. Bei weitem die meisten verkümmern auf ihrem Lebensgange. Krankheit, Noth und Kränkung sind übermäßig weit verbreitet; an irgendeinem Punkte reißt der Faden des Glückes ab, tritt Misbehagen ein, und Unzufriedenheit ist Grundton der Stimmung, welche den Genuß vermindert, die Entbehrung empfindlicher macht. An dem Schicksal der meisten erweist sich, was ich als den verkehrtesten Lebensplan bezeichnet habe, daß sie mit dem größern Glück anfangen, in immer schmerzlichern Enttäuschungen den Lebenslauf fortsetzen; daß der Vorrath an Kräften, Gütern und Glück sich vermindert und zuletzt erschöpft. Sowenig wie in den Gesetzen des Leibes, erkenne ich in dem System der Schöpfung oder in den Zwecken der gesellschaftlichen Ordnung die Bedingungen eines solchen verkehrten Lebensplanes als unvermeidlich an. Denselben Wahnwitz finde ich in der religiösen Lehre, daß die meisten Menschen zur ewigen Verdammniß geboren und nur wenige auserwählt seien, wie in der gesellschaftlichen Lehre, daß Unzufriedenheit und Verkümmerung das unabwendbare Los der meisten und der Vollgenuß des Daseins nur wenigen erreichbar sei. Die unverwüstbare Lebenslust beweist mir das Gegentheil. Nur die ewig quellende Empfindung, daß die Lebenskraft stets neue Handhaben des Glückes darbietet, erhält in der Mitte der Verkümmerung die Lebenslust als das herrschende Gesetz. Spräche die Natur nicht laut und kräftig genug, um die Irrungen der Gesellschaft und die fehlgeleiteten Anschauungen zu überbieten, so würde Furcht nicht dagegen schützen, daß als Regel der glücklose Mensch, sobald er die fortschreitende Verkümmerung spürt, durch einen freiwilligen Tod sich rettete. Denn die Todesfurcht ist kein Naturtrieb; das

Gegentheil beweisen die Selbstmorde, die gefährlichen Handwerke, denen der Mensch aus Gewinnlust, die gefährlichen Berufsarten, denen er aus Ruhmsucht oder edeln Gefühlen sich unterzieht, die Gewohnheiten ganzer Völker, denen, auf hohen und auf niedrigen Stufen der Bildung und der Tugenden, die Gleichgültigkeit gegen den Tod anerzogen ist. Nur der stete Hintrieb zum frohen Genuß, die stete Bereitschaft des Geistes, sich aufzurichten, erhält die Lebenslust. Mit diesem natürlichen Triebe im Kampfe sind die Einrichtungen, aus denen die Unzufriedenheit fließt und die Freuden trübt. In dem verkümmerten Lebensgang der meisten ist die Unzufriedenheit weder eine willkürliche Verstimmung, noch die ausschließliche Schuld der Einzelnen, sondern das Geschlecht muß die vielverbreiteten Uebel als Merkmal gemeinsamer Verschuldung anerkennen und auf gemeinsame Hülfe bedacht sein.

Diese Hülfe muß die bessere Erziehung bringen. Ganz irrig ist der Glaube, daß man nur zuzugreifen, einige Einrichtungen zu verändern brauche, um die Zufriedenheit zu verallgemeinern. In verwickelten Krankheiten leistet die Heilung nach Symptomen schon viel, wenn sie für den Augenblick lindert, in der Regel aber verschlechtert sie. Für eine Heilung mit solchen Mitteln sind die Missstände der Gesellschaft viel zu verwickelt; eine augenblickliche Linderung mag den kurzlebigen Einzelmenschen erfreuen, doch für das Geschlecht, welches immer den schmerzlichen Rückfall erlebt, ist sie kein Gewinn. Das Misbehagen über die ungleich vertheilten Güter und den ungleichmäßigen Erwerb ist tausendjährig, und von Zeit zu Zeit, wie beispielsweise gegenwärtig, drängt es sich als Problem in den Vordergrund. Auch ich finde in der heutigen Vertheilung der Güter einen Grund für viele Missstände, aber ich halte sie weder für eine Urquelle noch für die alleinige oder eine besonders reiche Quelle der Ungleichheit. Der Erwerb bildet die überwiegende Grundlage des heutigen Besitzstandes, die Erwerbsfähigkeit hängt überwiegend von den allgemeinen Fähigkeiten ab. Einrichtungen und Erziehung verschulden, daß die meisten in einem geringern Stande der Fähigkeiten zurückgehalten werden; dadurch entstehen schädliche Ungleichheiten, welche wiederum zu einer selbständigen, wenn auch nicht Hauptquelle von Uebeln werden. So

dann ist dem Umfang des Besitzes zwar eine gewisse Einwirkung auf die Schönheit des Lebens eigen, aber es gebührt ihm, bei einer sorgfältigen Leitung der Lebenspläne, nicht entfernt der Einfluß, welchen er heute auf die Geschicke der Einzelnen ausübt. Unsere heutige Erziehung gewöhnt daran, die Genüsse zu überschätzen, welche allein mit Gegenständen des Besitzthums bewirkt oder erworben werden können. Der reiche Inhalt an Glück, welchen ein gesunder Körper und wohlgeordneter Geist, der uneigennützige Verkehr und die freigiebige Natur unabhängig von dem Umfange des Besitzstandes gewähren, wird gering veranschlagt, und das Verhältniß der Werthe wird geradezu umgekehrt. Für die vielen Mängel und Plagen, welche die verfehlte Erziehung den meisten auferlegt, suchen die Begüterten einen Ersatz in käuflichen Genüssen, die Unbegüterten aber müssen diesen Ersatz entbehren und empfinden die Kränkung, welche Zufall und Erziehung ihnen auferlegen, ungemildert. Gegen diese Uebelstände kann nicht eine kühn ersonnene Neuordnung, sondern die verbesserte Erziehung des Geschlechts muß Abhülfe bringen. Wie sehr man auch hier und da durch willkürliche Abänderungen erleichtern mag, die Gesellschaft fällt doch bald auf die Flächenhöhe zurück, welche die tausendjährige Vorarbeit geschaffen hat. Allein der durch Erziehung bewirkte Fortschritt ist eine Eroberung von Dauer; denn alle gesellschaftlichen Einrichtungen beruhen im letzten Grunde doch auf den Eigenschaften der Menschen, welche das Ergebniß sind der durch Erziehung gestalteten und durch Erziehung geleiteten Anlagen.

4.

Erst wenn die Richtung erkannt ist, nach welcher die Entwickelung des Geschlechts hinstrebt, läßt sich eine annähernde Schätzung gewinnen des Zustandes, in welchem wir uns befinden, und der Bildungsmittel, welche wir in Dienst genommen haben und welche wir noch auffinden oder in Thätigkeit setzen müssen. Gleichviel ob das Menschengeschlecht zahllose Alter gebraucht haben

mag, um sich aus Naturgestalt und von Naturlauten zum Menschengesicht und zur Wortbildung emporzuarbeiten, und von da wiederum wie viele Alter, bis eine geschichtsfähige Gesellschaft sich gebildet hat; über die Uranfänge gibt es keine Gewißheit, und die Vermuthungen bieten weder ein anschauliches Bild von der Vergangenheit, noch einen Leitfaden für die Zukunft. Auch will ich den Gang meiner Betrachtungen nicht bei der nachfolgenden Periode aufhalten, da mit bewußter Absicht nur ein Theil der Menschen zum Lebensglück erzogen wurde, die andern dagegen mit unterwürfiger Duldung dienten und auf keiner Seite das Gefühl der Zusammengehörigkeit angeregt war. Endlich erwacht in den Köpfen thatkräftiger Denker, in der Mitte eines empfänglichen Stammes der Gedanke, daß ein gemeinsames Band das ganze Geschlecht umfaßt, daß alle Menschen von gleichem Stoff geschaffen und zu gleichem Lose berufen sind. Diese Erkenntniß regt eine neue Erziehungsmethode an. Der Grundgedanke kommt nicht rein zum Vorschein, dringt nicht überall durch, behauptet sich nicht ungestört, aber er schreitet vor, wird durchsichtiger und ist zur Universalherrschaft bestimmt. Als geschichtliche Erscheinung war es die Religion, welche das erste kosmopolitische Mittel der Erziehung darbot. Das religiöse Gefühl zähle ich zu den allgemeinen Anlagen, deren Ursprung ich nicht zu erforschen strebe. Ich glaube nicht, daß geschichtliche Ueberlieferungen einen Anfang des Gottesbewußtseins bezeichnen, und ich bin überzeugt, daß kein Denken die Wahrheit desselben bestätigen oder erschüttern wird. Wir müssen es anerkennen als eine Thatsache, welche geschichtlich sich kundgethan hat, auf einen organischen Ursprung in der Anlage des Menschen schließen läßt und keiner bessern Erläuterung fähig, aber auch keiner dialektischen Ableugnung unterworfen ist. Aus der Gemeingültigkeit dieses Gefühles hat sich die Einrichtung entwickelt, welche als gestiftete Religion oder als Kirche die Leitung des Menschengeschlechts übernommen hat, um es dem höchsten Ziele der freien Entfaltung aller menschlichen Fähigkeiten auf dem Wege der Gleichheit aller Menschen entgegenzuführen. Die überlieferte Religion, gleichviel ob wir sie als offenbart oder als menschliche Satzung denken, hat diese Aufgabe übernommen.

In unserer Literatur hat Lessing zuerst auf den Erziehungsberuf der gestifteten Religionen aufmerksam gemacht, in Form des Zweifels zwar, jedoch mit der überzeugenden Gewalt einer im innersten Kern ergriffenen Wahrheit. Die unmittelbare Absicht seiner Darstellung war, eine weise Duldung aller überlieferten Religionen zu lehren und auch die offenbarte Religion als wandlungsfähig darzustellen. Dieser Absicht trete ich nicht entgegen, noch setze ich mich mit der leitenden Idee unsers großen Forschers in Widerspruch, wenn ich scheinbar einschränkend den Gedanken vertrete, daß die Religion ihrem Wesen nach nicht im Stande ist, die Erziehung des Menschengeschlechts zu vollenden. Die Religion als öffentliche Einrichtung knüpft an das religiöse Gefühl des Einzelmenschen an; die Einrichtung kann sich nicht über den Stoff erheben, aus welchem sie gebildet ist. Das religiöse Gefühl im Einzelmenschen bändigt zwar manche Leidenschaft und entwickelt manchen nützlichen Trieb zum Gedeihen, aber für sich allein schafft es keinen auch nur im Verhältniß der Umgebung vollkommenen Menschen, sondern es überreizt, erschlafft und tödtet, wo es die Alleinherrschaft übernimmt, und schädigt neben dem Nutzen, wo es mehr als billig überwiegt. Gleiche Grenzen und Einschränkungen muß ich für die Religion als öffentliche Einrichtung behaupten. Ohne die Wohlthaten der überlieferten Religionen zu verkennen oder zu verkleinern, fühle ich mich doch zu dem Bekenntniß gezwungen, daß sie nur bis zu einem bestimmten Zeitpunkt im Leben des Menschengeschlechts als taugliche Erziehungsmittel verwendbar sind, und daß sie auch bis dahin neben der Förderung des großen Hauptzweckes unvermeidlichen Schaden gestiftet haben.

Das Wesen der Religion besteht darin, alle Schicksale und Empfindungen unter dem Gesichtspunkte der Beziehung der Menschen zu Gott zu betrachten. An diesen Inhalt gebunden ist die ihr eigene Erziehungsweise, welche darin besteht, die Vorstellung einer absoluten Gleichheit hervorzurufen und zu befestigen. Die Beziehung des Menschen zu Gott leitet zu dem unmittelbaren Bewußtsein, daß wir alle absolut wenig sind; im Verhältniß zu der unendlichen Entfernung verschwinden die kleinen Verschieden-

heiten als völlig bedeutungslos, wie wir in räumlicher Entfernung hervorragende Unebenheiten ganz ausgeglichen glauben. Wenn in den Anfängen des religiösen Gesammtbewußtseins die naive Empfindung der irdischen Verhältnisse sich einmischt, Götterwelt und Menschenwelt in Verbindung bringt und die Gestaltungen der menschlichen Gesellschaft auf das Wirkungsgebiet der Gottheit überträgt, so ist dies ein Zustand, in welchem der religiöse Gedanke sich noch nicht rein entwickelt hat. Der naive Mensch wird vom religiösen Gefühle bewegt, doch in keinem Moment seines Denkens kann er sich von den Eindrücken der irdischen Umgebung frei machen. Seine Götterwelt ist mit herrschenden und dienenden, verführerischen und verführten, starken und schwachen, arbeitsamen und müßigen, klugen und naiven, schmerzlich erregten und ewig frohen Göttern bevölkert; nur bleibt jeder ein Gott und weit erhaben über das Menschenleben, am deutlichsten in der Vorstellung, daß die Zeit keine Macht über ihn ausübt: daß der Gott der menschlichen Vergänglichkeit entrückt ist und nicht altert. Ungleich wie die Götter, sind auch die Menschen; einige durch Geburt und Eigenschaft unerreichbar dem vollkommensten Streben, wie die Helden, welche, aus der Umarmung von Gott und Mensch entsprungen, schon im irdischen Leben als Halbgötter ausgestattet sind. So versöhnt der naive Mensch die Gottempfindung, der er nicht widerstehen, mit den Eindrücken der Umgebung, denen er sich nicht entziehen kann. Diese Religion schließt die Mannichfaltigkeit nicht aus, aber sie fördert auch das Bewußtsein der Gleichheit nicht weit. Sie gestattet den individuellen Anlagen, dem Einfluß der Umgebung auf das Wirken der Menschen einen weiten Spielraum, aber sie bringt von ihrem Wesen nur einen geringen Beitrag an Bildungskraft in das große Erziehungswerk ein. Auch sie mahnt ab vom irdischen Uebermuth, auch sie ruft den Starken der Erde den Spruch der Verantwortlichkeit zu: „Fürchtet die Götter!“ Aber es sind doch die Götter, welche selbst mit den Menschen fühlen und leiden, welche selbst unter einem Schicksal stehen, welche die Schwächen der Menschen theilen, Nachsicht üben und nicht immer gerecht sind. Wie will man die Leidenschaft durch das Beispiel der Götter oder durch die Scheu vor ihnen bändigen,

wenn der Höchste der Götter nach Art der Menschen leidenschaftlich erglüht, Sitte und Gesetz durchbricht, mit List oder Gewalt überwindet? Wie soll die Achtung aller Menschen, das Gefühl der Gleichheit zur zwingenden Regel werden, wenn Nachkommen der Halbgötter auf den Thronen weilen und die Großen der Erde mit übermenschlichen Kräften und Vorzügen ausgestattet sind? Aus solchen Religionen holen sich Weise und Künstler Beispiele der höchsten Vollkommenheit, welche in der Gestalt das Schöne, in den Gesinnungen das Gute enthüllen, in Wechsel und Vergänglichkeit den Begriff des Ewigen anregen. Aus solchen Religionen, doch durch eigenes Hinzuthun, entwickelt der Forscher Gesetze der Schöpfung, Triebe der Natur, Bewegungen der Seele und beherrschende Regeln der Moral. Aus solchen Religionen lernt der Starke freiwillig in den Momenten der höchsten Kraftfülle oder der höchsten Noth sich unter einem stärkern Willen beugen. Aber die Merkmale einer äußern Einrichtung, welche mit überwältigender Kraft das Menschengeschlecht zu einer heilsamen Lehre bändigt, besitzt eine solche Religion nicht. Darum läßt Lessing das Erziehungswerk mit der ersten offenbarten Religion beginnen. Dies ist der Zeitpunkt, an welchem der Offenbarer den Menschen kundthut, daß mit jenem ungeläuterten Gottbegriff der Menschheit wenig gedient sei; der dem Erdenleben zugewendete Gottbegriff schließt den Andrang der äußern Eindrücke nicht aus, und der Gläubige gewinnt in ihm keinen Leitfaden für das Gewirr der Erscheinungen und Empfindungen. Jetzt offenbart sich der Gott, welcher weit erhaben ist über alles, was auf Erden sich bewegt und ereignet. Jetzt vertieft sich die Religion in das Wesen Gottes, welchem gegenüber alles Geschaffene als klein und nichtig verschwindet. Irdische Begebenheiten, menschliche Anlagen sind gleichgültig, Fortschritte ohne jede Bedeutung. Der Wille Gottes beherrscht und wendet alle Geschicke; völlige Ergebenheit in diesen Willen, das volle Bewußtsein der Nichtigkeit ist das einzig verdienstliche Handeln. Die Gnade allein erhält, die Erlösung allein erhebt den Menschen. Vor dieser Größe gibt es keine Würde, denn wir alle verschwinden in gleicher Niedrigkeit; gibt es kein Fortkommen durch eigenes Verdienst, denn alle Geschicke sind im voraus zugewogen.

Wahrheit ist allein in der Demuth und in der Entsagung. Vor Gott sind wir alle schwach, arm und sündhaft; in der nächsten Minute ist die ganze Erdenwelt wie Staub verweht. Solcher Art ist die Erziehung, welche alles Thun und Sein der Menschen unter den Gesichtspunkt der Beziehung zu Gott stellt. So weit diese Uebertreibung des religiösen Gefühls Gewalt über die Menschen übt, bändigt sie die widerstrebende Kraft, aber zu einer fruchtbaren Verwerthung des Lebens führt sie nicht. Sie entwürdigt die Arbeit, verleiht Werth einem träumerischen Müßiggang, unterhält einen steten Widerspruch der angeborenen Triebe mit dem vorgesteckten Ziele, vernachlässigt die Pflege und Ausbildung der Anlagen, verdunkelt das Schätzungsvermögen für das Maß der äußern Einwirkungen. Von allem, was zum behaglichen Genuß, zur maßvollen Herrschaft, zur zweckmäßigen Umgestaltung und Verschönerung des Stoffes beiträgt, bewirkt sie das Gegentheil. Und weil doch immer Einzelne von dem Einfluß der Religion sich befreien und auf irdische Herrschaft ihren Sinn richten, so bemächtigen diese sich leicht der sonst verschmähten Güter, bedienen sich ihrer als Mittel zur Erhöhung ihrer Gewalt und eignen sich eine Herrschaft an, gegen welche die andern jeder Gegenwehr beraubt sind. So entwickelt sich gegenüber der unterscheidungslosen Gleichheit, welche die Religion aus dem allgemeinen Unwerth irdischer Dinge ableitet, die Ungleichheit der überlegenen Gewalt, welche den verschmähten Gebrauch der Dinge zu handhaben weiß.

Jede gestiftete Religion, welche großen Einfluß auf die Gemüther erlangt, hat im Laufe der Zeit jene Wirkung hervorgerufen. Die reine Quelle und der ursprüngliche Adel der Lehre schützen nicht, sondern erhöhen die Gefahr. Je mächtiger die Gläubigen von der Wahrheit des offenbarten Wortes ergriffen werden, je sichtbarer die Wohlthaten des Glaubens hervortreten, je weitere Gebiete die Kirche erobert und je vollkommener sie die Zugehörigen erfaßt, um so stärker werden die Gemüther der Menge zu blindem Gehorsam vorbereitet und die Herrschbegierigen gelangen zu schrankenloser Gewalt. Während aus der völligen Hingebung eine maßlose Unterwürfigkeit gegen Gott sich entwickelt,

erfreuen sich die Eingeweihten einer vergleichungsweisen Freiheit und gewinnen dadurch ein Uebergewicht, welches zum Herrschen befähigt und die Herrschaft herausfordert. Auch die Kirche, welche auf der lautersten und erhabensten Grundlage das höchste Erziehungsziel sich vorgesetzt, entging dem allgemeinen Gesetz nicht, nachdem sie in der meistgebildeten Welt den größten Kreis erobert und die Gläubigen mit der größten Macht ergriffen hatte; als sie in Wahrheit sich Weltkirche nennen durfte. Während sie das Geschlecht zum Bewußtsein der Gleichheit zu erziehen sich vorsetzte, mit dieser einzigen Idee die Gemüther ausfüllte, während sie den ganzen Erziehungsberuf für sich in Anspruch nahm, alle andern Bildungselemente zurückdrängte und die Gesellschaft allmächtig beherrschte, schlug ihre Wirksamkeit in das Gegentheil ihres ursprünglichen Berufes um. Die Organisation der siegreichen Kirche wurde eine Stütze aller Ungleichheiten, und ihre eigenen Leiter bethätigten sich an der Ausbeute der Herrschkraft. Die Frömmsten lehnten sich gegen diesen Zustand auf und die Besten traten in die vorderste Reihe des Angriffes. Welchen Sinn hatte die Einrichtung noch, wenn sie den Grund ihres Entstehens, die Erziehung zur Gleichheit, vergaß, die Gläubigen verbildete und aus Begierde zur Herrschaft die Unterdrückung duldete und ausübte? War nicht der religiöse Begriff selbst in Gefahr, unter der schädlichen Abirrung der Kirche Schaden zu leiden? Reformen wurden gefordert; die Kirche müsse zu dem ursprünglichen Ziel der Offenbarung, zu den Absichten der ersten Stifter zurückkehren. Mit umfassenderm Blick erweiterten andere die Frage: Ist nicht, was die Kirche zur Erziehung des Geschlechts beitragen konnte, bereits erschöpft; bedarf es der großen Organisation noch zu dem ursprünglichen Zweck? Die Kirche hat aus den wiederkehrenden Angriffen bisher ihr Bestehen gerettet. Einen Theil der Widerstandskraft verdankt sie gewiß dem innern Grund, daß ihr Beruf noch nicht ganz erfüllt ist, einen andern Theil ebenso gewiß der geschichtlichen Nachwirkung alt eingelebter Verhältnisse. Weder die Macht des Gedankens noch das Mühen der Besten reicht hin, um die durch Jahrhunderte von der Kirche herangezogenen und von ihr ganz erfüllten Menschen mit einem Schlage ihrer Gewalt zu entreißen.

Auch hier gilt es, in ausdauernder Thätigkeit den Platz zu gewinnen und zu behaupten, der Menge für den zugemutheten Verlust gleichwerthigen Ersatz zu leisten. Soweit dies geschehen, hat der Erfolg nicht gefehlt. Die Kirche hat an der angreifbarsten Stelle nachgeben und einen Theil ihres Einflusses abtreten müssen. Ihrem eifrigsten Widerstreben ist es nicht gelungen, den Erziehungsberuf ausschließlich zu behaupten.

Seit der Periode der wiedererwachenden Wissenschaft stemmt die Kirche sich gegen die andringende Gefahr, aber schrittweise wird sie zum Nachgeben gezwungen. Keine einzelne Triebkraft, wie vorwiegend sie auch die Geister beschäftigt, vermag die übrigen Triebkräfte ganz außer Thätigkeit zu setzen. Ursprünglich wie das religiöse Gefühl ist auch der Forschungstrieb, und zu keiner Zeit war er ganz unterdrückt. Noch unter der unbestrittenen Herrschaft ihres Erziehungsberufes wies die Kirche nicht die Vortheile zurück, welche die Wissenschaft gewährte. Außer der durch die Religion ihr zugewendeten Macht über die Gemüther benutzte sie für ihre Herrschaftszwecke gern die Ueberlegenheit der bessern Kenntniß. Die Diener und Herren der Kirche ließen sich die Wissenschaft gefallen und begünstigten sie, als sie noch die Nebenbeschäftigung weniger war und auf die Erziehung keinen Einfluß übte. Unter dem Schutz und zum Frommen der Kirche wurde sie in den Klöstern und von den Geistlichen gepflegt, während sie sonst überall durch die Religionsübung verdrängt war und als erloschen galt. An diese Reste knüpfte die spätere Geschichte das unterbrochene Gewebe wieder an. Denn gerade unter der Allgewalt des kirchlichen Sinnes mußte die Einsicht sich aufdrängen, daß die Religion mit ihrer einseitigen Moral der Entsagung, mit ihrem kurzgefaßten Katechismus der Nichtigkeit aller Dinge nicht ausreichte. Das durch einseitige Erziehung verbildete Geschlecht gerieth an allen Ecken und Enden mit dem Leben in Widerspruch, und man begann zu empfinden, daß gegen die eingetretene Verwirrung nur die bessere Erkenntniß der erkennbaren Dinge helfen könnte. Die Wissenschaft war zu diesem Dienste bereit und begann die läuternde Arbeit.

Die reine Wissenschaft hatte innerlich niemals mit dem Erziehungssystem der Kirche in Einklang sich befunden; sie konnte die unterscheidungslose Gleichheit aller Dinge nicht gelten lassen, weil dieselbe der von ihr erkannten Wahrheit zuwiderlief. Um dieses Gegensatzes willen hüllte die Wissenschaft ihr innerstes Wesen gern in ein schwer zugängliches Geheimniß und sie lebte zurückgezogen von den Blicken der Menge. Als jedoch das Leben nach Erkenntniß drängte, verließ sie die Einsamkeit der Bibliotheken und Gelehrtenstuben, und allmählich stieg sie von ihren obersten Stufen herunter, um ausgedehntere Gebiete für das Forschen zu erobern, immer weitere Kreise des Volkes zu ergreifen. Nach dem Wiedererwachen der Wissenschaft im Mittelalter erblühten die Hochschulen, welche nur wenigen und diesen nur gegen die größten Mühen und Opfer zugänglich waren. Indem ich die Benutzung der Hochschule und die fortschreitende Ausdehnung des Unterrichts schildere, schließe ich mich den geschichtlichen Vorgängen in Deutschland an. Der wohlhabende Jüngling muß auf schwierigen Wegen die Vorbildung erringen, muß sich beschwerlichen und kostspieligen Reisen unterziehen, um einen der seltenen Lehrer zu hören. Wie Eingeweihte kehren die Söhne der Patricier und Adeligen aus der Ferne heim, Städte und Fürsten ziehen sie bei der Vertheilung lohnender Aemter vor, weil man erkennt, daß das angeeignete Wissen die Herrschfähigkeit erhöht. Der materielle Vortheil erweitert den Kreis der Strebsamen, man will die Ehre und den Gewinn nicht allein den Vornehmsten und Reichsten überlassen. Die Vorbereitung wird bequemer gemacht, man stiftet höhere und Gelehrtenschulen, welche als Vorstufen zu den Universitäten gelten und immer zahlreichern Besuch erhalten. Je weiter sich diese Studien ausbreiten, um so mehr befestigt sich die Ansicht, daß zu den Aemtern und den wichtigsten Berufsstellen vorzüglich die Unterrichteten heranzuziehen seien. Es wird zur Regel, und sobald die Zahl der geeigneten Bewerber hinreicht, wird es zum Gesetz, daß die vornehmsten Aemter, ja sogar gewisse schwierige, der Kenntniß bedürftige Nahrungsgeschäfte nur denjenigen zugänglich sind, welche auf gelehrten Schulen vorgebildet sind. Selbst einfachere Berufe, der Handel und das Handwerk werden von dem Eifer ergriffen und fordern

von ihren Jüngern außer der technischen Geschicklichkeit eine bestimmt vorgezeichnete Vorbildung und ein nachgewiesenes Maß erlernter Kenntnisse. Ausbildung und Kenntnisse werden wichtige Bedingungen des Ranges und des Fortkommens, Schulen werden öffentliche Anstalten der Erziehung. Der Staat, wohlhabende Gemeinden, kräftige Corporationen und Vereine errichten und unterhalten Schulen, die Reichen statten sie mit Stiftungen aus, der edlere Wohlthätigkeitssinn wendet sich ihnen zu. Auch die tiefern Schichten erfaßt der Drang nach einem bescheidenen Maß von Kenntnissen. Das Lesen darf nicht das Geheimniß, das Schreiben nicht die Kunst Weniger bleiben. Der völlig Unkundige sieht sich zurückgesetzt und nicht allein in seiner Ehre, sondern auch in seiner Nahrung und in andern Interessen des täglichen Lebens bedroht. Die gewöhnliche Hantierung erfordert einige Fertigkeit im Lesen, Schreiben und Rechnen, eine gewisse Kenntniß der Länder, gegenwärtiger und vergangener Begebenheiten, gegenwärtiger und ferner Zustände. Der Staat selbst erklärt ein bestimmtes Maß von Wissen für einen unentbehrlichen Bestandtheil der Jugenderziehung; er verlangt, daß jeder Erzieher dem Pflegling die vorschriftsmäßige Summe von Elementarkenntnissen zuwende; er übernimmt die Sorge, daß überall Schulen und Lehrer zu diesem Zwecke bereit und jedem Kinde zugänglich sind. Der Schulzwang wird zum verfassungsmäßigen Grundgesetz des Landes, wird zum Grundrecht für die Aeltern, welche ihren Kindern die Wohlthat einer zweckmäßigen Erziehung zuwenden wollen, wird zum Grundrecht für die unmündigen Kinder, über deren zukünftiges Wohl der Staat wacht, wenn die Aeltern ihre Pflicht vergessen.

Der Schulzwang, welcher jeden Erzieher verantwortlich macht, daß das Kind den Elementarunterricht genieße, welcher jede Gemeinde verantwortlich macht, daß eine der Kinderzahl entsprechende Anstalt für den Unterricht bereit stehe, welche einen großen Theil der jugendlichen Arbeitskraft dem Erwerb, der Verwerthung im Hause entzieht und dem Unterricht zuweist, ist ein epochebezeichnender Markstein eines siegreichen Weltgedankens. Seine Rechtfertigung findet der gesetzliche Zwang in der allgemein gewordenen Ueberzeugung, daß ohne gewisse Schulkenntnisse der

Mensch nicht befähigt ist, seinen Pflichten gegen die Gesellschaft nachzuleben; in der völligen Allgemeinheit des Zwanges liegt der Entschluß ausgedrückt, alle Klassen der Gesellschaft zu den öffentlichen Pflichten und Rechten gleichmäßig heranzuziehen. Der Schulzwang ist eine Errungenschaft der modernen Gesellschaft, für welche eine lange Vorbereitung nothwendig war. Vereinzelte Versuche hat es schon früher gegeben, wie beispielsweise Sparta den Unterrichtszwang in sein System der Staatserziehung aufgenommen hat. Doch dieser und gleichartige Versuche bezeichnen den Vorgriff einer kräftigern Person, welche in sich einen Zukunftsgedanken gereift hat und ihn durch Macht oder Ueberredung dem nicht gleichgesinnten Volke als Probe auferlegt. Einen dauernden Sieg und ihre Wurzel in der Ueberzeugung eines ganzen Volkes hat die Idee des Schulzwanges erst in den beiden letzten Jahrhunderten errungen. Das Alterthum hat an der Stätte, an welcher die Bildung ihren höchsten Glanz erreicht hat, eine großartigere und umfassendere Anschauung von der öffentlichen Erziehung aufzuweisen; die Schulen und Gymnasien Athens umfangen den Zögling mit allen seinen Anlagen, umgeben ihn mit Mustern der Schönheit, mit Beispielen nachahmungswerther Handlungen, regen ihn zur Uebung an, locken seine Fähigkeiten hervor und leiten ihn zu den nach der damaligen Vorstellung höchsten Zielen. Dieses Andenken antiker Hoheit ragt als Wegweiser auf der großen Bahn der Bildungsgeschichte in unsere Zeit hinein, wie die hoheitsvollen Werke der Dichtung, der Geschichtschreibung, des Denkens und der bildenden Kunst, aber gleichfalls behaftet mit der Beschränktheit des Gesichtsumfanges, aus welchem das classische Alterthum sich nicht herausheben konnte, daß alle Schönheit und Größe nur für wenige Bevorzugte sich bereiten lasse. An jenen Denkmälern sollen wir lernen, aber wir dürfen sie nicht nachahmend übertragen, weil sie in dem engen Raum einer abgeschlossenen Welt entstanden und nach Ursprung und Wirkung auf eine Minderzahl beglückter Menschen beschränkt sind. Der Zwangsunterricht in den aller Orten errichteten Elementarschulen gehört der Entwickelungsperiode an, in welcher, durch die Einwirkung der Religion, das Gefühl der Gleichheit uns bereits an-

erzogen war und nun noch das Bewußtsein hinzukam, daß die Gleichheit nicht in der Entsagung, sondern in einem werthvollen Inhalt zu suchen ist, jeder Werth aber Kenntnisse und Wissen voraussetzt.

Viele Jahrhunderte dauert der Culturproceß, welcher jetzt mit dem Unterrichtszwang einen Abschluß gewinnt. Unter dem Widerstand der Kirche wurde er begonnen, und es ist belehrend wahrzunehmen, wie der Inhalt und das Schicksal des Kampfes an den heftigen Streit um die Reform der Kirche sich anschlossen. Zwei rein protestantische Länder haben in der christlichen Welt mit dem großen Gesetz des Schulzwanges den Anfang gemacht und den neuen Wendepunkt der Culturentwickelung eingeweiht. Die Ehre des ersten Platzes gebührt Schottland, wo der heftige geistige Kampf gegen die alte Kirche entbrannt und der Name „Katholisch" zum Abscheu geworden war. Die zweite Ehrenstelle nimmt Preußen ein, welches, als es diesen Platz sich erwarb, in dem Kern seiner Besitzungen nicht als blos überwiegend, sondern als rein protestantisch bezeichnet werden konnte. Ich will nicht den Inhalt der beiden Confessionen, welche in den Ländern des europäischen Staatensystems vorherrschen, mit der Annahme oder Abweisung des Schulzwanges in ursächliche Verbindung bringen. Aber für den größern Eifer und die Abneigung war die geschichtliche Stellung der beiden Religionsformen von wichtigem Einfluß. Die katholische Kirche vertrat die unterscheidungslose Gleichheit und Niedrigkeit alles Geschaffenen und barg in der Unfehlbarkeit des Oberhauptes oder des Bischofscollegiums die Geringschätzung alles irdischen Wissens bereits in sich. Dagegen waren der schottische und der deutsche Protestantismus noch getragen von der Bewegung, welche die Freiheit der Meinungen entfesselte und die Entwickelung des Menschengeschlechts in die Fortschritte des forschenden Geistes verlegte. Später hat auch der erstarrte Protestantismus in den Kampf gegen den allgemeinen Unterricht sich eingemischt und mindestens zu hemmen gestrebt, wo er nicht mehr rückgängig machen konnte. Aber die einmal ins Leben eingeführte Idee wirkte selbständig und wich nicht zu den Grenzen zurück, welche die Tendenzen der Kirchen ihr anzuweisen strebten. In Deutschland hat derselbe Geist, welcher

die religiöse Befreiung der christlichen Welt zu einem national-deutschen Werke stempelt, auch der Idee des Schulzwanges zum durchgreifenden Siege verholfen. Auch in dieser Entwickelung zeigte sich, daß nicht ein einziges, wenn auch noch so hervorragendes Cultur- und Erziehungselement den Entwickelungsgang bestimmt; die große Summe zusammenwirkender Elemente kommt im nationalen Gesammtbild richtiger zum Ausdruck als in der herrschenden Kirche allein, deren Beistand oder Bekämpfung fördert oder hemmt, aber nicht entscheidet. Alle Staaten Deutschlands haben den Schulzwang übernommen; auch in den katholischen überwog die nationale Denkweise. Nächst Deutschland hat der Schulzwang in einzelnen der vereinigten Staaten Nordamerikas sich Anerkennung verschafft; in diesem lebhaft bewegten und aufstrebenden Lande gibt es keine zum Stillstand hinneigende oder zur Ruhe verführende eingelebte Rangordnung, und die stete Auffindung neuer Quellen des Wohlstandes lehrt der Bevölkerung, welche Macht und welchen Vortheil das Wissen verschafft. Deshalb haben dort Angelsachsen, Deutsche, Romanen jeder Gattung dem Schulzwange sich leicht unterworfen, kommt es der freiesten Bevölkerung der Welt nicht in den Sinn, diesen Zwang für eine Einschränkung der berechtigten Freiheit zu halten, und die hochreligiöse Bevölkerung findet in der Religion kein Hinderniß gegen die zwangsweise Ausdehnung des Kenntnißgebietes. Dagegen in Altengland wurde die Annahme des Schulzwanges durch die festgegliederte und hierarchische Ordnung der Gesellschaftsklassen aufgehalten; unter diesem Schutzmittel entwickelte sich das Gefühl subjectiver Freiheit gegen den Zwang. An der Reformation aber fand die Idee keinen Anhalt wie in Schottland, weil der englische Protestantismus halbstarr ins Leben eintrat, von keinem positiv schöpferischen Zuge erfüllt, und als es sich um den Schulzwang handelte, die herrschende Staatskirche zu einer der katholischen ähnlichen Hierarchie geformt, der religiöse Geist noch nicht durch Sektenbildung befreit war. Deshalb hat das protestantische, wohlhabende Altengland neben dem lebhaftesten Bildungsstreben der obern Klassen am längsten dem Schulzwange widerstrebt. In Frankreich wird dasselbe Widerstreben genährt, einmal durch die Abneigung der herrschenden katholischen Hierarchie

gegen die Ausbreitung der Kenntnisse, sodann durch den allerwegs misverstandenen und so oft misangewendeten Begriff der Freiheit. Indessen die Idee hat bereits gesiegt und ist überall in der Ausführung begriffen, obschon hier und da noch die gesetzliche Anerkennung fehlt und die Durchführung lückenhaft ist; die Zukunft ist ihr aller Orten gesichert. England hat vor wenigen Jahren den Schulzwang gesetzlich gestattet, Frankreich und Rußland bereiten ihn unter momentanen Schwankungen und Hindernissen vor. Bald wird die ganze civilisirte Welt unterworfen sein.

Die Kirchen können nicht mehr bestreiten, daß die Schule in das Amt der Erziehung eingetreten ist; aber sie verlangen jetzt die Leitung der Schule und begründen ihren Anspruch mit dem bisherigen Besitzstand. Weil die Schule eine öffentliche Anstalt der Volkserziehung sei, deshalb müsse sie unterthan sein den Anweisungen der Kirche, welche als äußere Einrichtung der Religion den Beruf habe, die Erziehung zu leiten. Auf je weitere Kreise die Anstalt sich erstreckt, je bedeutsamer ihr Lehrstoff für die allgemeinen Grundlagen der Erziehung ist, um so inniger gehöre sie der Kirche als der berufsmäßigen Erzieherin zu; am innigsten natürlich die Elementarschule, welche die ganze erziehungsbedürftige Jugend in ihren Unterricht zwingt. Mit gleichem Eifer wird der Anspruch bestritten. Der Sieg des Zwangsunterrichts bedeute eben, daß die Erziehung aus dem Wirkungsgebiet der Religion in das des Wissens übergegangen sei; dem Siege dieser Idee widerstreite es, die Kirche zur Leitung oder mit irgendwelchem Einfluß zuzulassen. Habe sie doch, solange sie es vermocht, die Ausbreitung des Wissens bekämpft und nur widerwillig das Feld geräumt. Noch heute müsse die Kirche von dem fortschreitenden Wissen die Einbuße ihres besten Machtmittels besorgen. Von einer solchen Leitung und Aufsicht sei keinerlei Förderung, sondern Hemmniß zu erwarten. Wie in allen Zeiten des Ueberganges versuchen mittlere Ansichten, den alten und den neuen Zustand durch Ausgleich zu versöhnen. Innerhalb solcher Grenzen bewegt sich der Streit zwischen Kirche und Schule um das Amt der Jugenderziehung, aber der Wechsel hat sich vollzogen, der Erziehungsberuf der Schule ist unbestritten.

5.

Abermals stehen wir vor einer Einrichtung, welche nach der Meinung Vieler den Entwickelungsgang des Menschengeschlechts zu ordnen bestimmt ist. Dies bezeichne die neue Culturepoche, daß nicht mehr die Religion, sondern die Schule berufen sei, die Erziehung zu leiten. Die Schule bilde die Jugend, bestimme dadurch den geistigen Inhalt der zukünftigen Generation, und auf der gewonnenen Grundlage baue das kommende Geschlecht über das vergangene hinaus. In einer meisterhaften Rede, welche unter der Bezeichnung „The schoolmaster is abroad" berühmt geworden ist, hat Lord Brougham vor einem halben Jahrhundert den neuen Herrn unserer Civilisation gefeiert. Der Schulmeister leiste jetzt in seinem bescheidenen Berufe für die Geistessaat dasselbe, was der Landmann in seinem bescheidenen Berufe für den Ertrag der nährenden Frucht. Nicht mehr das Schwert, nicht die Kirche, sondern der Schulmeister beherrsche jetzt die Welt. Schnell verbreitete sich die Rede durch England und weithin über den Continent, weil sie die Meinung Vieler ausdrückte, und mehr noch, weil sie die schwierigste Aufgabe des Menschengeschlechts in einem einzigen und leicht begreiflichen Grundzuge darlegte. Seitdem ist der Gedanke in einen jener Sätze gefaßt worden, welche als politische Axiome die öffentliche Meinung beherrschen und nach praktischer Verwerthung streben. „Wer die Schule hat, besitzt die Zukunft." Ueber die Wahrheit dieses Satzes herrscht vielseitige Uebereinstimmung, wenn auch mit dem Worte nicht überall derselbe Sinn verbunden wird. Die vornehmere Denkweise umfaßt den Gesammtumfang des Schulwesens, von der Elementarschule bis zur Universität und Akademie als den Träger des Wissens und des Fortschritts, als den Inbegriff der Erziehung, welche eine Nation sich gibt. Die breitere Denkweise haftet an der ausgedehntern Grundlage, gesteht den höhern Schulen, welche doch nur für eine kleinere Zahl bestimmt sind, einen geringen Antheil an der directen Mitbestimmung des Culturstandes zu, legt den untern Stufen nach dem Grade ihres Absteigens eine immer höhere Bedeutung bei und verweilt

zuletzt bei der Elementarschule als dem Maßstab der Nationalbildung, als dem wirklichen Träger der Nationalerziehung. Um an das Gleichniß des berühmten Redners anzuknüpfen: der Menge ist es eine freudige Empfindung, nicht allein die körperliche Nahrung durch Korn und Frucht, sondern auch den stolzen Aufbau des Geisteslebens der harten Arbeit einer in der Rangordnung unten stehenden Erwerbsklasse anvertraut zu sehen. Aus diesem Ideengange hat die Elementarschule ihre höchsten Ehren abgeleitet, und sowol die Staatskunst wie die gesellschaftliche Anschauung sind nicht unerheblich nach dieser Richtung gedrängt worden. Hierher wenden sich alle Besorgnisse und Hoffnungen. Um den Besitz, die Verwaltung und innere Einrichtung der Elementarschule sind die heftigsten Parteikämpfe geführt worden.

Auch den neuesten Ausbruch kirchlicher Reaction hat die katholische Hierarchie mit dem Programm eingeleitet, daß die Kirche in Gefahr sei, die Herrschaft über die Elementarschule zu verlieren, und ihre ganze Macht hiergegen einsetzen müsse. Von gleicher Anschauung bewogen, legte die politische Reaction, welche von 1850 ab in Preußen unter den denkbar heftigsten, wenn auch nicht äußerlich gewaltsamsten Erscheinungen auftrat, den höchsten Werth auf die Regulative des Herrn von Raumer, welche die Erziehung der Elementarlehrer und den Unterricht der evangelischen Elementarschule in einem streng kirchlichen Sinn anbefahlen, Lernstoff und Lehrmethode dieser Absicht ganz anpaßten. Die katholische Elementarschule war für die Zwecke jener Reaction unter der Leitung der Bischöfe und Aufsicht der Ortspfarrer in sichern Händen. Die protestantische Elementarschule sollte durch die neuen Anweisungen in gleiche Bahnen gebracht werden. Damit getraute sich die Reaction den wörtlich ausgesprochenen und den nicht figürlich, sondern gleichfalls wörtlich gemeinten Zweck zu erfüllen, daß die Wissenschaft der deutschen Nation umkehren und der Bildungsgang nach einer andern Richtung sich wenden müsse. Und die Gegner fürchteten von dem gewählten Mittel die Erfüllung der verwegenen Absichten und richteten deshalb ihr energischstes Thun und Denken auf die Abwehr dieser Gefahr. Von den unter den Regulativen erzogenen Lehrern erwartete man eine im innersten Kern veränderte Unterrichtsmethode,

von den unter den Regulativen unterrichteten Kindern erwartete man einen völlig veränderten Charakter und Gesammtinhalt der geistigen Fähigkeiten. So fest eingelebt ist die Anschauung von dem bestimmenden Uebergewicht der Elementarschule, daß man den Einfluß anderer Erziehungsmomente auf die breiten Schichten des Volkes kaum in Anschlag brachte. Nicht blos Solche, welche gewohnt sind, sich in einseitigen Gedanken zu bewegen, sondern auch selbständige Denker schrieben nach den Kriegen von 1866 und 1870 der Elementarschule und den Elementarlehrern den größten Theil des Verdienstes zu. „Unsere Schullehrer haben die Siege von Sadowa und Sedan errungen"; diesen Ausspruch habe ich in täglichen Gesprächen und in feierlichen Reden, aus dem Munde der schlichten Bürger, der Pädagogen, Schriftsteller, Gelehrten und Staatsmänner in steter Wiederholung vernommen. Das Genie der Generale, die Tapferkeit und Umsicht der Offiziere, die Verbesserung der Waffen, alles zusammen erhöhe die Kunstfertigkeit des Kriegführens und sichere die gute Leitung. Aber zuletzt beruhe doch die Macht eines jeden Heeres in der Tauglichkeit des Materials, aus welchem Unteroffiziere und Mannschaft gebildet sind, zuletzt komme es im Kriege nicht auf erlernte Bewegungskunst, sondern auf die Erziehung des ganzen Mannes an, und diesen letzten Ausschlag habe der Elementarlehrer gegeben, aus dessen Unterricht der Staat das unvergleichliche Rekrutenmaterial empfangen habe. Nun melden sich die Freunde der Raumer'schen Regulative, welche nach den Lebensjahren der Rekruten genau ausrechnen, daß die Soldaten von Sadowa und Sedan ihren Elementarunterricht nach jenem Plan erhalten haben. Die Gegner aber lassen den Beweis nicht gelten, weil die Regulative noch nicht ihre volle Wirksamkeit ausgeübt; viele Schullehrer seien noch in den ältern Seminaren vorgebildet, viele Unteroffiziere, Landwehrmänner und Reservisten in den ältern Schulen unterrichtet worden. Wären nun eine Anzahl Jahre später die Erfolge der preußischen und der deutschen Waffen gefährdet? Hätte eine längere Gültigkeit die Regulative den Durchschnittswerth der Bevölkerung vermindert? Die thatsächlichen Beobachtungen gestatten diese Annahme nicht. Zwanzig Jahre hindurch hat die von der Reaction ersonnene Methode gegolten und

ſtrenge Anwendung gefunden; ihr ſchlechter Einfluß auf die Seminare und Volksſchulen läßt ſich nicht leugnen, aber der Bildungsſtand des preußiſchen Volkes iſt während dieſer Zeit in keinem erkennbaren Grade geſunken. Ein ſorgfältiger Beobachter wird anerkennen, daß auch unter dem Druck der Reaction kein Stillſtand in den allgemeinen Fortſchritten eingetreten iſt, daß die Verſchlechterung der Elementarſchule nicht merklich aufgehalten hat.

Vom Syſtem der Elementarſchule wird zu viel gefürchtet und zu viel gehofft, und der Grund von beidem iſt, daß das Verhältniß der Elementarſchule zu dem Geſammtſtande der nationalen Cultur unrichtig beurtheilt wird. Wäre ſie wirklich die Hauptquelle der Volksbildung, ſo ſtände es ſchlecht um die deutſche Nation. Im Verhältniß zu unſerer Durchſchnittsbildung haben die preußiſchen Elementarſchulen einen ſehr engen Lehrplan und erfüllen ihn ganz unvollkommen. Die meiſten ſind weit entfernt davon, eine wirkliche und feſt eingeprägte Fertigkeit des gewöhnlichen Schreibens, Leſens und der Rechnenelemente den Schülern beizubringen. Die Prüfungen bei der Aufnahme in den Militärdienſt ergeben, daß ein nicht geringer Procentſatz der Rekruten im Gebrauch der Elementarkenntniſſe wenig über die Analphabeten ſich erhebt. Zuſchriften und wirthſchaftliche Aufzeichnungen haben mich oft überraſcht durch die bis zur Unleſerlichkeit unbeholfene Form der Buchſtaben, durch die bis zur Unkenntlichkeit entſtellende Falſchſchrift der Worte des täglichen Haushalts. Dieſer Schrift ſah man an, daß ſie nicht als gewohntes Hülfsmittel der Aufzeichnung diente, ſondern wie eine ſchwierige Arbeit in einer peinlichen Lage zu Stande gebracht wurde. Nur Wenige beherrſchen die ſchriftliche Darſtellung irgendeines noch ſo einfachen Ereigniſſes; die meiſten Briefe ſelbſt ſolcher Perſonen, welche durch Reiſen und andere Schickſale über den Mittelſchlag hinausgehoben ſind, zeigen dennoch, daß der Schreiber mit der Schwierigkeit des Ausdruckes nicht glücklich gekämpft und aus Mangel an Geſchicklichkeit nicht entfernt zur Mittheilung gebracht hat, was der ungeübteſte Sprecher deutlich und vollſtändig hätte ausdrücken können. An jedem Unterrichtszweig könnte nachgewieſen werden, wie ſehr das Erlernte hinter den Zwecken des Schulplans zurückbleibt und wie

wenig das Gelernte zum praktischen Gebrauch verwendbar gemacht ist. Der Entlassene kennt weder die Geschichte seines Vaterlandes oder seiner nähern Heimat, noch die Beschaffenheit des Landes oder auch nur die Lage der weitern Umgebung, er kennt nicht die hervortretenden Ereignisse und Personen seiner Zeit, versteht nichts von den Beziehungen der Einzelnen zur Gesellschaft, von den Triebfedern des Verkehrs. Die weit überwiegende Mehrzahl wird in den Dorfschulen unterrichtet; man frage nur die Beaufsichtiger, wie völlig unbekannt mit den einfachsten und verständlichsten Gesetzen der Natur, mit den höchsten Höhepunkten geschichtlicher Weltereignisse, mit den Bewegungen der gegenwärtigen Gesellschaft sie die Schüler der Dorfschule finden, selbst diejenigen, welche nicht aus Schüchternheit ganz verstummen, sondern auf bekannt anklingende Fragen sich zur Antwort hervordrängen.

Gewiß ist die Elementarschule fähig ihre Leistungen zu steigern. Viele Nachtheile erleidet sie durch die Fehler der Verwaltung. Um nur von äußern und allgemein anerkannten Mängeln zu sprechen: in manchen städtischen und in den meisten Dorfschulen ist der Lehrer ungenügend besoldet, die Zimmer sind überfüllt und unsauber, der Zustand jener Schulen flößt den Hausvätern nicht die Achtung ein, welche einer Anstalt für die Heranbildung ihrer Kinder zufallen müßte. Im Zusammenhang hiermit bestreiten die Gemeinden mit Unlust die Ausgaben für die Schule und gehen in deren Pflege nicht über das geringste Maß hinaus, welches Gesetz und Verwaltung ihnen auferlegen. Daher der Mangel an tüchtigen Bewerbern, die erzwungene Annahme untüchtiger, der häufige Stillstand oder Rückgang in dem Streben angestellter Lehrer. Die Aufsicht ruht noch nicht in geeigneten Händen, die Kräfte einer gut geleiteten Selbstverwaltung sind noch nicht entfesselt, das Gesetz fordert sie nicht, und die freiwillige Theilnahme der Gemeindemitglieder fehlt oder wird gelähmt durch die Eifersucht der Behörden. Sobald hiergegen Abhülfe kommt, werden die Leistungen der Elementarschule um einiges steigen. Jeder kleinste Fortschritt auf diesem Gebiete verdient unsere angestrengteste Theilnahme und ist reicher Opfer werth, aber unzulänglich wird die Elementarschule immer bleiben, weil dies in ihrem Wesen begründet ist und

keiner zufälligen Gestaltung entspringt. Selbst unter den ihr günstigsten Bedingungen wird sie nicht im Stande sein, die ihr gewidmete Zeit voll zu belohnen, dem Lernvermögen der Schüler zu genügen, sondern viele für den Unterricht unschätzbare Jahre gehen verloren, und der Gewinn der meisten Schüler bleibt hinter ihren Fähigkeiten zurück.

Beobachten wir einen Schultag, während fünfzig Kinder in den Anfangskenntnissen und in einigen Fertigkeiten angeleitet werden. Der Lehrer schreibt die Buchstaben so langsam an die Tafel, daß der entfernteste, im Wahrnehmen und Auffassen langsamste Schüler das Werden der Züge mit Nutzen verfolgen kann und bis zur Nachahmung verstehen lernt. Dann ruft er zunächst wol eines der tüchtigsten Kinder an die Tafel und läßt es die Schriftzüge nachahmen, damit er sich überzeuge, wie viel von seiner Anweisung richtig, was falsch verstanden worden, wie viel gut wiedergegeben wird und was der bessernden Nachhülfe bedarf. Derselbe Versuch wird an einem minder fähigen und abwärts bis zu den schwerfälligsten Kindern gemacht, denn alle müssen den Gegenstand erfaßt und gelernt haben, ehe der Unterricht fortschreiten darf, und vielleicht nur die ganz Unfähigen werden zuletzt unberücksichtigt gelassen. An einem der nächsten Tage wird das Erinnerungsvermögen an den einzelnen Schülern stufenweise nach der Schärfe des Gedächtnisses ausprobirt und die frühere Uebung mit Rücksicht auf die geringern Fähigkeiten im Festhalten wiederholt. So werden die Buchstaben, die Zahlen, und in verwandter Weise wird das Lautiren, Singen, jeder andere Unterrichtsgegenstand eingeübt. Hieraus erklärt sich, daß acht lerneifrige und lernfreie Jahre auf ein äußerst dürftiges Maß von Kenntnissen verwendet werden. Diese Darstellung fußt nicht auf zufälligen Mängeln der heutigen Einrichtungen, sie zieht nicht in Betracht, was in den vielen vernachlässigten Schulen störend eingreift und die Wirksamkeit unter den Durchschnitt herabdrückt, sondern ich denke mir eine wohlausgerüstete Anstalt, eine gute Methode, einen tüchtigen Lehrer, keine übermäßige Schülerzahl, eine geräumige Schulstube, willige und aufmerksame Schüler. Unter den günstigsten Verhältnissen windet sich der Unterricht langsam durch die zahllosen Aufhaltungen, ist

die reichste Ausbeutung eines Schultages gering, und es gibt viele Tage, an denen der Schüler nicht einen Fortschritt im Wissen oder Können macht. Beobachten wir dagegen ein Kind von gleichen Anlagen in freier Beschäftigung sich überlassen, unterstützt, beobachtet, zu Fragen angeleitet und belehrt von einem Erwachsenen, welcher zu erziehen versteht. Wie viele Bilder ziehen an dem einen Tage vorüber, wie viele Gedanken und Empfindungen werden erweckt, wie viel Wissen eingesammelt, Fähigkeit angeregt und Vermögen hervorgelockt. Es bedarf keiner übermäßigen Geschicklichkeit des Erwachsenen, daß er bei irgendeinem Anlaß Buchstaben und Ziffern in den Sand malt, nachgestalten läßt, die Namen lehrt, und das Kind bringt neben der Fülle von Eindrücken und dem Reichthum ihrer Wirkungen wie eine kleine Beigabe so viele Kenntnisse zurück, als die Elementarschule einem gleich tüchtigen Kinde in derselben Zeit und in ausschließlicher Beschäftigung beigebracht hat.

Aber die Schule unterrichtet nicht blos, sie erzieht auch. Aus Ehrfurcht vor der Macht des Wissens ist der Unterrichtszwang entstanden; das Gesetz wurde von der Idee getragen, daß ohne ein gewisses Mindestmaß von Kenntnissen der Mensch nicht befähigt ist, seinen Pflichten gegen die Gesellschaft zu genügen. Auf diesem Grundgedanken hat die Stufenfolge der öffentlichen Schulen sich aufgebaut. Die vielen Opfer an Zeit und Geld widmet die moderne Gesellschaft dem Unterrichtswesen in der Ueberzeugung, daß der Werth des Menschen durch den Umfang seines Wissens bedingt werde. Die Schulen aber werden heute nicht allein nach diesen ersten Zielen ihrer Einrichtung gewürdigt, in den Anschauungen der Menge steht jetzt ihre Aufgabe als Erziehungsanstalt im Vordergrund, und aus dem Doppelberuf des Unterrichts und der Erziehung tritt die zweite Seite immer bedeutsamer hervor. Eine naive Empfindung hiervon hat die Hausfrau, wenn sie das Kind sorgfältiger wäscht, kleidet, ausstattet und mit behaglichem Gefühl auf einige Stunden aus der eigenen Aufsicht entläßt. An den Lernfortschritten des Kindes erfreuen sich die Aeltern ab und zu in den Mußestunden, aber täglich empfinden sie die Wohlthat, wenn das zu Haus unbeschäftigte oder gar lästige Kind für einen

großen Theil des Tages „gut untergebracht" ist; gut untergebracht, weil es, nach ihrem Vertrauen zur Schule, während seines dortigen Verweilens nicht vernachlässigt, sondern zu einem gesitteten Benehmen und jeden Augenblick zu irgendeiner bildenden Thätigkeit angehalten wird. Dieses Zutrauen ist weit verbreitet und von den einschneidendsten Folgen. Es beruhigt die Gewissen der meisten Aeltern und verlegt für eine wichtige Lebensperiode der meisten Kinder den Schwerpunkt der Erziehung aus der Familie in die Schule. Ist das Zutrauen in dem Maße gerechtfertigt, in welchem es die Vorstellungen und Gewohnheiten beherrscht?

Die öffentliche Schule besitzt viele eigenthümliche Momente der Erziehung, welche außerhalb derselben nicht gleich vortheilhaft zu erlangen sind. Die Zusammenkunft vieler Kinder bewirkt einen Austausch von Gedanken und Anschauungen, gewöhnt an verschiedenartige Gestalten und Geistesrichtungen. Der gezwungene Verkehr auf einem knapp zugemessenen Raum lehrt Achtung fremder Rechte, wechselseitige Nachsicht und Schonung, erweckt früh das Gefühl der Gemeinsamkeit. Die Schulordnung fordert strengen Gehorsam von den Kindern, unparteiisches Urtheil von den Leitern, und bereitet den Sinn für die Grundlagen der Gesellschaft vor. Als sichtbares Haupt der Schule verdeutlicht der Lehrer den schwerfaßlichen Begriff der Einheit in der Menge. Der Wechsel der Beschäftigungen, welcher bald zu stiller Aufmerksamkeit, bald zu thätiger Theilnahme an gemeinsamen Uebungen herausfordert, ist ein mächtiges Mittel der Disciplin und gewöhnt daran, je nach der schicklichen Gelegenheit abzuwarten oder einzugreifen. Soweit es sich um die Förderung gewisser allgemeiner Eigenschaften handelt, läßt sich der Vorzug des Schulbesuches nicht anzweifeln. Aber nach meiner bereits entwickelten Ansicht fällt das überwiegende Gewicht des Erziehungsberufes in die Kunst, die besondern Anlagen des Zöglings zu erforschen und nach den erkannten Eigenthümlichkeiten ihn zu leiten. In diesem wichtigsten und schwierigsten Theil der Erziehung kann die Schule nur wenig leisten, und was noch mehr beachtet zu werden verdient, sie ist zu hemmen gezwungen.

Seiner eigenen Natur überlassen, sucht sich das Kind die ihm bequemsten Wege. Systematisches Forschen liegt ihm fern, es verweilt bei einem Gegenstande nur so lange, als die Lust es festhält, und springt zu einem andern Gegenstande über, welcher nun mit größerer Kraft anzieht. In dem schnellen Wechsel verzichtet es auf tiefes Eindringen, gewinnt aber an Frische und lebendiger Theilnahme. Der kindliche Verstand kann ohnehin nicht tief unter die Oberfläche dringen, während die leicht wechselnde Empfänglichkeit die Triebkraft ist, vermöge deren das Kind unter einer Menge neuer Erscheinungen sich zurechtfindet, viele verschiedenartige Eindrücke nebeneinander zur Aufbewahrung übernimmt und in unmittelbarer Nachbarschaft festhält. Freilich ist mit der leichten Beweglichkeit die Gefahr der Zerstreuung verknüpft, und wer unter ungehemmter Uebung dieser Geistesanlage heranwächst, läuft Gefahr, keine vollkommene Ausdauer in der Arbeit, keine Tiefe des Denkens zu erlangen; an jener in jedem Kinde vorwiegenden Anlage entwickeln sich die häufigen Fehler und Untugenden von der Oberflächlichkeit bis zum Leichtsinn. Gegen diese Gefahr muß die Aufsicht schützen; ein Erwachsener muß zur Hand sein, welcher das Kind mit Maß umherschweifen läßt, mit Maß festhält. Das richtige Maß zu finden, ist ein wesentlicher Bestandtheil der Erziehungskunst. Ununterbrochen knüpft der häusliche Verkehr die Beziehungen zwischen dem Kinde und dem Erwachsenen; besonders lebhaft werden sie in der Frageperiode des Kindes. Die mechanische Anstrengung des Sprechens ist überwunden und die Neigung erwacht, nach der Beschaffenheit der Dinge, nach dem Grunde von Ereignissen und Zuständen zu fragen. Zuweilen wird die Frage leicht hingeworfen, zuweilen dringend gestellt. Bleibt sie unbeantwortet, so springt das Kind nach dem ersten oder wiederholten Versuche zu einer andern Beschäftigung ab; wird die Frage beantwortet, so pflegt das Kind von selbst, und wenn der eigene Antrieb fehlt, wird es leicht bestimmt, andere Fragen anzureihen, welche bis zu einem gewissen Grade wohlgebildet und zweckmäßig, darüber hinaus auch im Verhältniß zur Enge des kindlichen Verstandes undurchdacht, oft nur mechanisch fortgesetzt und nutzlos sind. In diesen einfachen Anfängen offenbaren sich die ersten

Grundlinien der Erziehung. Die Frageperiode liegt gewöhnlich zwischen dem dritten und sechsten Lebensjahre; für dieses Alter ist ein guter Erzieher, wer die Fragen nach den eigenthümlichen Anlagen des Kindes richtig zu beurtheilen, in erschöpfender und fortschreitender Absicht zu leiten versteht. Denn für den Kenner spiegeln sich die Anlagen und die Richtung des Geistes sowie die Anregung und Neigung des Augenblicks in den Fragen genau ab. Oft habe ich beobachtet, wie der Erwachsene sich von dem Kinde mit inhaltlosen Fragen fortziehen ließ und zuletzt die müßige Unterhaltung wie ein Scherz mit Lachen endete; oder auch wie der Erwachsene das Kind mit unpassenden Anregungen quälte, und dieses erst mit halbem Sinn folgte, dann ermüdet sich abwendete. In der unpassenden Behandlung wurde Zeit und günstige Gelegenheit verschwendet und der Zögling misleitet. Der verständige Erzieher weiß die zum Anknüpfen tauglichen Fragen von den müßigen zu unterscheiden, beurtheilt, wie weit der Inhalt sich vertiefen, wo ein nützlicher Uebergang sich gewinnen läßt, an welcher Grenze das Interesse sich erschöpft. So werden schon in den zarten Jahren Anlagen gefördert und ermäßigt, Charakterzüge ausgeprägt und viele Kenntnisse angeeignet. Diese Wechselwirkung zwischen dem Erzieher und dem Zögling hört nicht mit dem sechsten Lebensjahre auf, verändert ihren Inhalt kaum; nur muß, wenn allmählich der Lerntrieb andere Ausdrucksweisen als die der directen Fragen annimmt, die Form des Lehrens und der Leitung sich umgestalten. Ich habe im Verkehr geschickter Aeltern mit ihren fünf- bis siebenjährigen Kindern wahrgenommen, daß die stets aufmerksame Mutter jeden geeigneten Augenblick zum Unterweisen benutzte, bald das Interesse für Zahlen und Rechnen fesselte, bald ein Papier in Briefform falten, die passende Stelle für die Aufschrift finden lehrte, daß der wissenschaftlich gebildete Vater physikalische Instrumente mit derselben Leichtigkeit wie Kochgefäße erläuterte, den Betrieb verwickelter Maschinen so verständlich wie das Schneiden mit Messer und Schere darlegte. Für jedes ergriffen die Aeltern die geneigteste Aufmerksamkeit, sie folgten den Andeutungen des Kindes und hörten auf, sobald die Lust des Zuhörens nicht mehr zu erhalten war.

Völlig entgegengesetzt muß die Schule verfahren. Die Aufmerksamkeit, welche sie fordert, verbietet jede Abschweifung; der Schüler darf mit keiner eigenthümlichen Anlage aus der Schulordnung heraustreten, muß den Gewohnheiten des Lehrers sich anbequemen und seine Gedanken an dem Lehrgegenstand erschöpfen. Hierin gehen die Zielpunkte der öffentlichen Schule und die Zwecke der Erziehung nach entgegengesetzten Richtungen. Während die gute Erziehung die dem Zögling eigenthümliche Anlage, soweit nur irgendein fruchtbarer Kern in ihr steckt, zu stärkerer Entwickelung anregt und als Handhabe für die Gestaltung des Charakters benutzt, verlangt die Schule die Uniformirung ihrer Schüler nach allgemeinen Vorschriften und Plänen. Ab und zu weiß ein besonders tüchtiger Lehrer eine hervorragende Anlage eines Schülers mit größerer Aufmerksamkeit zu behandeln, aber dies gehört zu den Ausnahmen und darf nicht häufig sich ereignen, wenn nicht die Anstalt zu Gunsten einiger Bevorzugter Schaden erleiden soll. Als Regel zählen die öffentlichen Schulen scharf ausgeprägte Eigenthümlichkeiten eines Schülers zu den Hindernissen, welche der Lehrer nach Kräften entfernt. Aus dem unvermeidlichen Gesetz entspringen unvermeidliche Nachtheile. Ein großer und kostbarer Lebensabschnitt wird zu verhältnißmäßig geringfügigen Ergebnissen verwendet, der natürliche Trieb zur Ausdehnung gehemmt, der Gesichtskreis eingeengt, die Eigenthümlichkeit des Einzelnen, soviel nur immer möglich, verwischt; nicht selten wird eine Entwickelung gegen die Anlagen eingeleitet und der erste Keim der Verbildung in das jugendliche Gemüth eingestreut. Die Folgen kommen schnell zum Vorschein. Die nach Hause gebrachten Ungezogenheiten, über welche die Mütter sich heftig beklagen, sind oft ein erfreuliches Zeichen natürlicher Auflehnung gegen den auferlegten Zwang. Das eigentliche Uebel zeigt sich in der Stockung des Geistes, welche mit dem ersten Schultage anfängt und so lange zunimmt, bis der Schüler in die einseitige Richtung sich hineingefunden hat. Aeltern, welche mit dem Uebermuth des Kindes sich geplagt haben, erblicken häufig in dem veränderten Benehmen den Anfang besserer Gesittung und freuen sich des gezügelten Wesens. Aber der schlichte Verstand hat doch herausgefunden, daß die Schultugenden nicht von der heil-

samsten Beschaffenheit sind, und der Musterknabe gilt im Munde des Volkes als der sprichwörtliche Inbegriff schulmäßiger Einseitigkeit und schleichender Untugenden.

Allen Schulen ist dasselbe Gesetz der Unvollkommenheit eigen, obschon es in verschiedenen Graden sich geltend macht. Auch an den höhern Schulen dürfen die Leistungen nicht bevorzugten Anlagen angepaßt sein, dürfen die Schüler nicht aus der breiten Mittelmäßigkeit hervortreten, und der Individualität ist kein Raum freier Entfaltung gegönnt. Freilich kommt es an solchen Anstalten häufiger vor als an der Elementarschule, daß der Schüler wohlthätige Eindrücke aus der tüchtigen Eigenart des Lehrers empfängt und in das spätere Leben hinübernimmt; aber das Verdienst gebührt dann der Person, nicht der Einrichtung. Unter allen Bedingungen des Verkehrs übt die Persönlichkeit mit ihren stark hervortretenden Eigenschaften Macht über die Gemüther aus; ebenso wie ein vortrefflicher Lehrer, bewirkt oft das tüchtige Wesen eines schlichten Dieners einen nachhaltigen Eindruck auf die Charaktergestaltung des Kindes. Mit einer Schule können durch Zufall oder kluge Auswahl der Lehrer besondere Vorzüge, durch Zufall oder mangelnde Umsicht besondere Schäden verbunden sein; diese beiläufig wirkenden Momente fallen nicht in den Kreis meiner gegenwärtigen Betrachtung. Den Erziehungsberuf der Schule beurtheile ich allein nach den Merkmalen, welche der Einrichtung eigen sind als einem Sammelplatz für eine größere Zahl von Schülern, welche, ohne Uebereinstimmung der Befähigung und Anlagen zusammengebracht, nach einem gemeinsamen Plan in Kenntnissen unterrichtet werden, unter einer genau geordneten Aufsicht stehen und einer gleichmäßigen Behandlung unterliegen. Lediglich die Ergebnisse, welche durch das Wesen dieser Einrichtung bedingt sind, ziehe ich in Betracht, und sie bestimmen meine Behauptung, daß die öffentliche Schule nicht Trägerin der Volkserziehung sein kann. Im Wesen der Schule liegt, daß sie auf die Empfänglichkeit des geringern Durchschnitts ihrer Schüler sich einrichtet; in demselben Maße wird die größere und bessere Hälfte zurückgehalten. Die Volkserziehung aber kann die durchgreifende Berücksichtigung

keines Theiles vermissen, gewiß nicht des bessern. Die öffentliche Schule kann auch für den Einzelnen nicht die Trägerin seiner Erziehung werden, weil sie die Individualität des Schülers nicht einmal durchweg schonen, keineswegs sorgfältig behandeln kann, während der schwierigere Beruf und der größere Umfang einer guten Erziehung in der Pflege der eigenthümlichen Anlagen des Zöglings liegt.

Unter allen Nationen hat Deutschland sein Schulsystem am sorgfältigsten ausgebildet. Im Innern ist das System noch nicht ganz abgeschlossen, und wir stehen jetzt gerade in der Mitte der Reformbewegung, aber der Aufbau ist vollendet, der Rahmen eines systematisch geordneten Unterrichtswesens ist nach den weitesten Grenzen hin ausgespannt, und es läßt sich schon beurtheilen, was die nach unsern jetzigen Vorstellungen eingerichtete öffentliche Schule von der untersten bis zur höchsten Stufe für den Culturstand der Nation, für die Bildung der Einzelnen zu leisten vermag. Die volle Wohlthat dieses Systems fällt dem Manne zu, der im ersten schulpflichtigen Jahre in die unterste Klasse einer Vorbereitungsschule eintritt, welche mit einem Gymnasium oder einer gleichgradigen Mittelschule verbunden ist und den regelmäßigen Cursus durchmacht, das Zeugniß der Reife erlangt, dem Studium an einer Hochschule obliegt und nach gutbestandenen Prüfungen das Befähigungszeugniß für einen der höhern Berufe erwirbt. Verbürgt ein so vollendeter Erziehungsweg einen Bildungsgang, welcher dem Stande der heutigen Wissenschaft entspricht? Das ganze Land ist mit einem zusammenhängenden Netz von Elementarschulen, gehobenen und Mittelschulen, Universitäten, Akademien und höhern Instituten bedeckt; wird hierdurch das Volk auf dem Höhepunkt der heutigen Cultur erhalten? Weder die einzelne Schule noch das Gesammtsystem faßt die Aufgabe so hoch, und wenn der Plan bestände, er ließe sich nicht verwirklichen; schon gegen die viel geringern Absichten bleiben die thatsächlichen Ergebnisse weit zurück. An den drei Gruppen, aus denen im großen das deutsche Schulsystem sich aufbaut, ist gleichmäßig zu erkennen, daß die beste Schule vergeblich kämpft, die ihrem Wesen eigenthümlichen Beschränkungen zu überwinden. Ganz ungemildert erscheinen sie an der Anstalt, auf welche der Schulunterricht des allergrößten Theils der Jugend sich beschränkt. Die Ele-

mentarschule, gleichviel ob einklassig oder mehrklassig, ob mit dem knappesten oder mit einem etwas gehobenen Unterrichtsplan, darf kein Kind ausschließen, sie muß alle Kinder aufnehmen und, etwa ausgenommen die ganz beschränkten, bis zu einem vorgeschriebenen Ziele leiten; daraus folgt, daß der Weg bis dahin nach dem langsamsten Schritt und der mindest tüchtigen Kraft gemessen sein muß. Was sie erzielt, habe ich bereits dargestellt. Welchen bescheidenen Maßstab man an den Culturstand der deutschen Nation anlege, niemand wird zu behaupten wagen, daß derselbe auf der heutigen Höhe sich erhalten könnte, wenn die Erziehung der Vielen, welche nur die Elementarschule besuchen, wesentlich durch die Leistungen dieser bestimmt würde.

Besser gestellt sind die höhern Schulen. Da ihr Besuch von dem freien Willen der Zöglinge oder deren Vertreter abhängt, so dürfen sie Plan und Methode des Unterrichts auf höhere Anlagen einrichten, dürfen durch strenge Anforderungen die Minderfähigen vom Aufsteigen in eine höhere Klasse länger zurückhalten und zuletzt ganz ausschließen. Die Vortheile der freiern Beweglichkeit treten an unsern höhern Schulen zeitig genug hervor; schon in der untern Hälfte des Gymnasiums, deren Durchschnittscursus an das Ende des schulpflichtigen Alters hinanreicht, gewinnt der Zögling einen lebhaftern Aufschwung und mehr Kenntnisse, als der gleichalterige Knabe in der Elementarschule, und die bessere Befähigung kommt zu höherer Geltung. Aber nur im Vergleich zur Elementarschule; an sich wirken auch hier die Nachtheile des Schulwesens verzögernd im Unterricht und störend im Erziehungszweck. Solange die höhere Schule nicht in eine Anstalt für wenige Ausgewählte umgewandelt wird, d. h. solange sie nicht den Charakter einer öffentlichen Schule ablegt, muß sie sich noch auf den Durchschnitt einrichten, und je mehr sie, den Grundzügen des Schulwesens folgend, dem Zögling eine volle und abgerundete Bildung zu geben strebt, um so lückenhafter und unvollständiger wird der Unterricht. Den Minderbegabten zu Liebe hat das Gymnasium wiederholt schon einzelne Jahre dem Cursus zugelegt, das schnellere Aufsteigen wird jetzt mit fast gesetzlicher Strenge verhindert, doch die Erfolge sind an Umfang nur wenig er-

weitert und inhaltlich nicht werthvoller geworden. Mir wird sogar die entgegengesetzte Wahrnehmung bestätigt, daß in dem Herumsuchen nach einem möglichst vollständigen Schulplan, in der wiederholten Ausdehnung des Lehrstoffes der Unterricht sich verflacht, das Wissen und der Bildungsgrad der Schüler sich verringert. Neun Jahre hält das Gymnasium den Schüler zurück, der Regel nach bis zu einem Zeitpunkt, da das Leben schon bedeutende Ansprüche an den Jüngling stellt, und was hat der Abiturient erreicht, wenn er sich bestrebt aber auch begnügt hat, die Aufgaben der Schule zu erfüllen? Meistens ist es nur die lateinische, in seltenen Fällen auch die griechische Sprache, worin der Zögling eine gewisse Fertigkeit erlangt, und auch diese bezieht sich oft nur auf die Formkenntniß, nicht auf den Genius der Sprache, und fördert die Bildung wenig. In allen andern Disciplinen sind die Kenntnisse gering, meist unzusammenhängend, von wenig Rückwirkung auf Fähigkeit oder Charakter. Die einzige Disciplin, welche ihrer Natur nach nur im Zusammenhang gelehrt werden kann, und deren Elemente schon das Denken nützlich üben, der Unterricht in der Mathematik, bleibt in so geringfügigen Anfängen stecken, daß alles, was das Gymnasium hierin während eines siebenjährigen Unterrichts bietet, einem nicht unbegabten Menschen in wenigen Monaten gründlich gelehrt werden kann. Die übrigen Ergebnisse werden in demselben Verhältniß lückenhafter, als der geistige Gehalt des Lehrgegenstandes dazu bestimmt ist, das Verhältniß der Dinge, Zustände und Ereignisse zu erweitern; je unmittelbarer der Gegenstand darauf gerichtet ist, das innere Leben mit den Erscheinungen der Außenwelt in Beziehung zu setzen und den Charakter daran zu befestigen, um so unfruchtbarer wird der Unterricht. In der Geschichte erfährt der Schüler kaum die hervorragendsten Begebenheiten, gewiß nicht den Zusammenhang der Weltbewegung. Geographie, Naturkunde, Chemie und Physik gehören nicht selten zu den ganz vernachlässigten Unterrichtszweigen, einige von ihnen werden schon in den untern Klassen fallen gelassen. Und den letzten Probirstein lege ich an den Erfolg in der Muttersprache. Dieser Erfolg wird, wie ich an anderer Stelle darthue, zum größten Theil durch ganz andere Elemente, als durch den schulplanmäßigen Unterricht bestimmt,

aber einigen Antheil haben die Wirkungen des gesammten Unterrichts. Es ist schwer genau zu bestimmen, wie viel die Schule und wie viel das Leben zu den Errungenschaften beigetragen, was die Schule und was das Leben vernachlässigt haben mag; aber an einzelnen Wahrnehmungen läßt sich doch beurtheilen, was die höhere Schule unmittelbar in dieser Hinsicht leistet, und dieser Antheil ist unbedeutend. Von jedem Jüngling, dem die Reife für das Studium der Hochschule bescheinigt wird, dürfte man doch erwarten, daß er die grammatischen Regeln und sprachlichen Gewohnheiten geistig durchdringe, den Ausdruck schmiegsam und treffend handhabe, die Entwickelung und die bedeutendsten Werke der Literatur übersichtlich kenne. Und doch kommen viele, deren Bildung nicht genügend durch Umgang und Selbstthätigkeit außerhalb der Schule unterstützt worden, vom Gymnasium und von der Realschule unbeholfen im Ausdruck, unsicher in den Regeln, unbekannt mit den Werken unserer größten Schriftsteller, zuweilen nicht einmal ausgerüstet mit den ersten Elementen, wie sie ihnen in den fremden Sprachen eingeprägt worden sind.

Im Unterricht und in der Erziehung inhaltlich dieselben Erscheinungen wie an der Elementarschule; nur sind auf der höhern Stufe die bildenden Momente, welche in der Schule besser als außerhalb derselben sich erreichen lassen, zahlreicher und stärker, die Nachtheile aber gemildert. Der Gewinn aus der Organisation der Anstalt, aus dem Verkehr mit einer Menge von Mitschülern, aus der festen Ordnung wächst hier reicher zu. Die wohlthätige Einwirkung bedeutender Männer, denen wir in dem hochgebildeten und ernsten Berufsstande der Lehrer nicht selten begegnen, habe ich bereits erwähnt. Mit den höhern Schulen lassen sich vielerlei Anstalten verbinden, welche dem strebsamen Schüler einen lebhaften Anstoß und anderswo schwer erreichbare Mittel der Fortbildung gewähren, wie Sammlungen von Büchern, Instrumenten und Modellen, geräumige Laboratorien, gut ausgestattete Turn- und Spielplätze. Von solchen Hülfsanstalten machen viele höhere Schulen einen vortheilhaften Gebrauch. Alles dies bringe ich bereits in Anschlag, indem ich das Schlußergebniß ziehe und die neun Jahre des Schulcursus nicht voll verwerthet finde. Der gesammte Un-

fang der Kenntnisse, wie ihn das Gymnasium oder die Realschule sich vorsetzt und auf neun Jahre vertheilt, ließe sich bei mäßigen Anlagen und mit nicht größerer Mühe, als dem Schüler dort zugemuthet wird, in weniger als der halben Zeit erwerben. Und im Erziehungsberuf schadet auch hier die nothwendige Uniformität, welche oberstes Gesetz ist und die Individualität beeinträchtigt. Aus meiner eigenen Schulzeit in der ersten Klasse des Gymnasiums erinnere ich mich eines Vorfalls, der mich damals schon zum ernstern Nachdenken über den Geist des Schulunterrichts bewogen und über das Grundübel desselben aufgeklärt hat. Der Lehrer, ein etwas eigenthümlicher aber nicht untüchtiger Mann, hatte in dem deutschen Aufsatz eines Schülers eine Stelle als sinnlos angezeichnet und erläuterte dieses Urtheil an dem verlesenen Satz. Der Schüler widersprach, erklärte den richtigen Sinn, und die Mitschüler, welche der Lehrer nach seiner Gewohnheit in solchen Fällen befragte, pflichteten bei, daß ihnen der Satz leicht verständlich schiene. Darauf der Lehrer: Er müsse viele und verschiedenartige Aufsätze durchlesen und beurtheilen; diese Aufgabe erledige er in regelmäßig hierfür bestimmten Stunden, in denen er weder Muße noch Lust habe, über den verwickelten Sinn eines Schülersatzes nachzudenken, sondern Sache des Schülers sei es, so einfach zu schreiben, daß die Durchsicht kein längeres Nachdenken herausfordere. — Dieser Vorfall hat einen dauernden Eindruck auf mich gemacht, doch nicht um deswillen erwähne ich ihn, sondern weil er die Beziehungen des Lehrers zum Schüler in der öffentlichen Schule treffend bezeichnet und nicht durch die Eigenthümlichkeit der Personen bedingt war. Im Betragen und in den Arbeiten erwirbt sich der Schüler den Beifall des durchschnittlichen Lehrers am leichtesten, wenn er sich den Regeln und dem Normalmaß der Schule anbequemt und nicht darüber hinaus, noch dagegen strebt. Am deutschen Aufsatz platzen Neigung und Regel stärker als in andern Unterrichtszweigen aufeinander, weil die Lust, in der eigenen Sprache die Gedanken mit größerer Selbständigkeit darzustellen, von außen her genährt wird, die Schule aber auch hier ihren Drang nach Uniformität entgegenstellt.

Wohlwollende Kritiker haben über die geringe Ausbeute an

Kenntnissen damit getröstet, daß der Hauptberuf der mittlern Schulen darin liege, für das Selbststudium an der Universität vorzubereiten; dies bedeute das Zeugniß der Reife. Aber dieser Zusammenhang ist jetzt gelöst oder hat niemals bestanden. Der als reif entlassene Schüler, welcher sich nicht einem vorgezeichneten Studiengang zur Abrichtung für ein bestimmtes Fach überliefert, steht an der Pforte der Hochschule völlig rathlos, und meint er es ernst mit seiner wissenschaftlichen Ausbildung, so muß er wie jeder andere Anfänger die Wege mühsam suchen oder angeleitet werden, weil ihm die Vorbildung für das richtige Erfassen der Wissenschaft fehlt.

Die deutsche Hochschule ist ursprünglich auf vollständiger Freiheit begründet, und die Namen von Schule, Lehrer und Schüler sind nur uneigentlich auf diesen Sitz des freien Studiums übertragen. Immer hing es von dem Genius des einzelnen Mannes ab, wie er die Wissenschaft in das Leben einführte, zu welchen Anstrengungen und Leistungen er den Hörer anregte, mit welcher Schwungkraft er die Seele des Jünglings erfüllte; immer hing es von dem glücklichen Zusammentreffen, den Anlagen und der Selbstthätigkeit des Studirenden ab, wie viel Wissen, welche persönliche Tüchtigkeit er aus der Studienzeit davontrug. Die deutsche Universität war ein Stück Welt, ein voller Abschnitt aus dem Gesammtleben der Nation. Was sie mit ihrer freien, nicht schulmäßigen Lehre gewirkt, und was sie zum Nutzen der Nation geschaffen hat, ist auf den ruhmvollsten Blättern unserer Geschichte verzeichnet. Aber das glanzvolle Bild ist im Erblassen. Noch heute breitet das Genie seinen Glanz über den Ort seines Wirkungskreises aus und der Ruf einer Universität wechselt nach dem Ansehen ihrer bedeutendsten Meister, noch heute reicht die deutsche Hochschule in den Personen der Lehrer an die Höhepunkte der Wissenschaften heran, aber ihre frühere Universalität erlischt und an die Stelle tritt eine Vielseitigkeit im Nebeneinander der Gelehrten. Die Universität zersplittert sich in Fachschulen, das Fach selbst zerlegt sich in Unterabtheilungen. Der Student wird zum Schüler, und nachdem der gesetzliche Lectionszwang abgeschafft ist, verständigt er sich stillschweigend mit dem Lehrer über ein knappes Programm gemein-

faßlicher Collegien, welche die zukünftige Prüfung unentbehrlich macht. Er will nicht mannichfach angezogen werden, sondern aus Furcht, in dem immer mehr anschwellenden Stoff sich fruchtlos zu zerstreuen, schließt er sich eng an die unmittelbar nützlichen Vorträge an. Wer nicht Naturwissenschaften studirt, verläßt die Universität ohne Ahnung der wichtigsten Entdeckungen der Naturforscher; wer dem Studium der Medicin obliegt, gewinnt kaum einen beherrschenden Blick über die mannichfachen Zweige seines Berufsstudiums, und völlig verschlossen bleibt ihm jede fremde Disciplin. Der Jurist kennt nicht die Beschaffenheit des menschlichen Körpers; der Arzt weiß nicht den einfachsten Rechtsfall zweckmäßig zu erwägen; die ersten Grundlagen der Volkswirthschaft, Literatur, Völkerkunde, Geschichte, der im Gemeinverkehr täglich benutzten Wissenschaften sind den meisten, welche nicht das Fachstudium dahin führt, in erschreckendem Grade fern. Die Hörsäle liegen nebeneinander, die vielfachen Lehrinstitute gehören zu einem Gesammtbegriff, die Lehrer sind noch durch Facultät und Senat, der ganze Personenstand ist noch durch Statuten und eine äußere Organisation miteinander verbunden, aber das geistige Band fehlt, die persönlichen Beziehungen lockern und die Studien trennen sich, als ob die Universität schon in ein System völlig getrennter Fachschulen zerlegt wäre.

Acht Jahre verlangt die Elementarschule, in welcher die Millionen ihre gesammte Schulbildung empfangen, alsdann entläßt sie den Zögling mit dem kleinen Bündel von Elementarkenntnissen, welches an nutzbarem Vorrath nur wenig enthält. Einige Hunderttausend klimmen die verschiedenen Stufen der höhern Schulen hinan, verwenden, je nachdem sie nur über den Elementarunterricht hinaus oder nach einem weitern Ziele streben, acht bis dreizehn Jahre und ernten dafür Bruchstücke unzusammenhängenden Wissens, welche die Fortschritte der Neuzeit kaum berühren und, wenn sie unergänzt bleiben, bald wieder vergessen werden. Sechzehn Jahre zum mindesten, länger als die Hälfte eines Menschenalters, dauert der ganze Cyklus, und der erschöpfende Besuch desselben, der sorgsamste Anschluß an die Leitung der Schule stellt den Mann nicht in die Mitte der heutigen Culturbewegung, verbürgt ihm keine umfassende

Ausbildung, welche doch unerläßlich ist, wenn der Mensch auf dem Wege des Wissens dem vornehmsten Zweck der Erziehung entgegengeführt werden soll.

So ist die wahre Beschaffenheit des Schulsystems, welches mit Recht als das beste gerühmt wird, weil es in großen Umrissen bis an die äußersten Grenzen des schulmäßigen Unterrichts hinausgerückt ist und, abgesehen von Einzelheiten in der innern Einrichtung, alle Hülfsmittel des Schulwesens in Dienst nimmt. Für den geringsten wie für den höchsten Unterricht ist gesorgt, vom werdenden Knaben bis zum werdenden Manne kann das Schicksal des Zöglings der Schule anvertraut werden. Und wie wirkt dieses System? Empfinge die Gesellschaft, in der die Geltung des Einzelnen so sehr durch die Resultate der Erziehung bestimmt wird, den Impuls zu ihren Einrichtungen aus den Erziehungsresultaten der Schule, so wären die einzelnen Klassen der Gesellschaft so weit wie je voneinander geschieden, und wir hätten uns der Herrschaft des Gleichheitsgedankens um nichts genähert. Wäre die Beschaffenheit des Volkes auf den Unterricht und die Erziehung der Schule auch nur in einem erheblichen Maße angewiesen, so könnte die heutige Cultur nicht auf ihrer Höhe sich behaupten und die Menge wäre von den Segnungen des Fortschrittes völlig abgeschnitten. Darf dennoch nicht allein von den Spitzen des Wissens, sondern von dem Volke allgemein gesagt werden, daß es an den Fähigkeiten, welche eine gute Erziehung hervorbringt, unsere Vorfahren erheblich übertrifft und an den verbesserten Zuständen theilnimmt, so liegt die Erklärung darin, daß die Schule nicht die Cultur beherrscht, sondern zur Erziehung des Geschlechts nur einen Beitrag liefert.

Anderswo strömt die reichere Fülle des Lebens und führt dem Menschen Werthgehalt zu. Auch die Schule schöpft daher ihre belebende Kraft, und wo sie es auch nur versucht, von diesem Zufluß sich abzuschließen, stocken die Säfte, welche die Triebe mit Wachsthum erfüllen. Niemals freilich gestattet die Natur den völligen Abschluß von dem Strom des Lebens, aber Versuche einer in sich abgeschlossenen schulmäßigen Erziehung werden gemacht, und in den Wirkungen zeigen sich alle Schäden der naturwidrigen An-

ſicht, verräth ſich die Beſchränktheit der Bildungsmittel, welche die Schule für ſich allein zu gewähren vermag. In den Erziehungsanſtalten, Convicten, Seminaren und Klöſtern wird der Zögling von der Familie abgeſondert und, ſoweit nur immer möglich, vor allen zufälligen Einflüſſen bewahrt. Die Anſtalt umſchlingt den Schüler, leitet jeden Schritt, hält ihn in ſteter Aufſicht, richtet jede Arbeit und Beſchäftigung nach vorbedachten Erziehungszwecken ein, ſtrebt ſogar nach der Herrſchaft über die Gedanken und ſtrebt, eine unterſcheidungsloſe Gleichmäßigkeit über alle Zöglinge auszubreiten. Dienen ſolche Anſtalten höhern Zielpunkten und ſtehen Leiter von ungewöhnlicher Einſicht an ihrer Spitze, ſo mildern dieſe die Strenge des Syſtems zu Gunſten hochbegabter oder höher beſtimmter Zöglinge. In Jeſuitencollegien, ſagt man, werden neben den bloßen Werkzeugen die zukünftigen Häupter aus den Geeigneten ausgeſucht und mit zweckdienlicher Abweichung behandelt. Rein zur Geltung kommt die Strenge der Regel in den weiblichen Stiftern, wo wohlerzogene Lehrerinnen die Mädchenſchar für eine gleichmäßige Zukunft heranziehen. Ich laſſe außer Betracht die verwerflichen Abſichten, welche zuweilen in ſolche Anſtalten ſich einſchleichen und ſie den Dienſten einer beabſichtigten Verbildung widmen; ich ſpreche von der Anſtalt, welche die Mädchen zum normalen Lebensverhältniß der geſitteten Hausfrau vorbereiten will. Außer dieſer wird das Mädchen als das, ſoweit nur immer möglich, alleinige Product der Schulerziehung entlaſſen. Und das Ergebniß iſt, nach unwiderleglich erbrachtem Beweis, daß keine andere Erziehungsart ſo viele verkrüppelte Geiſter, entartete Sitten erzeugt, ſo viele beſchränkte Charaktere in das Leben entläßt und wehrlos gegen Gefahren dem Andrange der Zufälle preisgibt. Steht für ein Kind nur die Wahl offen, ob es nach ſtrenger Regel in einer jener Anſtalten erzogen, oder ob es ganz ohne Unterricht gelaſſen werde, ſo iſt zum Heil des Kindes die zweite Weiſe unbedingt vorzuziehen. Nach welcher Seite hin ſich die Prüfung wendet, gewinnt der Menſch unendlich mehr in den ungeregelten Anregungen, welche er im häufigen Verkehr mit der Außenwelt empfängt, als durch den beſtgeregelten Schulunterricht, welcher von jenem Verkehr nicht unterſtützt wird. In dem völlig entlegenen, von der Landſtraße

abgesperrten Dorfe empfängt das Kind an den Pflanzen und Thieren des Waldes, der Felder und Gewässer, an den Gewohnheiten der Hausthiere, an den Wolkenzügen, Wasserläufen, Windströmungen, Wettererscheinungen und Bodenformen, an den Gesteinen und Erdarten, an der Bodenbestellung und den Wundern des Wachsthums, an der Bereitung der Nahrung und dem erkennbaren Ring des Stoffwechsels mehr Bilder und erfährt es mehr Begriffe, als der fleißigste Schüler in seine Repertorien einträgt und im Gedächtniß befestigt. Je näher der Ort an die Züge und Sammelplätze des großen Verkehrs heranrückt, um so mehr dehnt sich der Umfang der Kenntnisse aus; die Landstraße, der Feldweg, jeder Steg schafft Zugang zu einem neuen Lernstoff und vermehrt die Combination der Vorstellungen; die vorbeilaufende Eisenbahn, die Telegraphenstange bringt in unmittelbare Verbindung mit den modernsten Eroberungen des Menschengeistes. Im abgeschlossensten Bergdorf lernt das Kind an den ewigen Wahrheiten der Natur, in den Städten und an den großen Verkehrsstraßen sieht es sich umgeben von allen Fortschritten der menschlichen Erfindung; ehe er noch einen Schritt in die Schule gethan, eine Silbe in der mechanischen Methode des berufsmäßigen Unterrichts gelernt, ist der Mensch bereits ein Erzeugniß seines Zeitalters, hat er das Erbe des vorangegangenen Geschlechts schon empfangen. Dies ist der breite Strom, in welchem die Bildung einer Nation dahinzieht; dies der gemeinsame Boden, in welchem der Einzelne wurzelt, aus welchem er die Elemente seiner Erziehung aufsaugt.

Hieraus erklärt sich, wie neben der armseligen Ausstattung des Elementarschülers, neben den wenig gesteigerten, in mancher Hinsicht sogar rückgängigen Leistungen der höhern Schulen doch die Cultur stetig fortschreitet, neben den kluftartig getrennten Gruppen der Schulerziehung doch die Segnungen der Cultur mehr oder weniger vermittelt durch alle Schichten des Volkes dringen. Um deswillen haben die schlechten und die guten Schulregulativen auf den Gesammtbildungsstand des preußischen Volkes nur wenig eingewirkt. Hieran ist zu erkennen, daß es ebenso oberflächlich ist, die größten Thaten der Nation für das Werk der Elementar-

schullehrer zu erklären, wie kleinmüthig, nach den Schulen als den Regulatoren der Gesammtbildung hinzuschauen.

Die öffentliche Schule ist ein wesentlicher Bestandtheil unsers Bildungssystems, und mit allen ihr einwohnenden Mängeln angenommen, mit allen unvermeidlichen Nachtheilen verdient sie den Eifer, welchen die öffentliche Meinung und die kräftigsten Gemeinwesen in Deutschland ihr zuwenden. An dem großen Werk unserer Erziehung dürfen wir keine für diesen Zweck verwerthbare Kraft vernachlässigen. Deshalb halte ich es für ein durchaus harmonisches Zusammentreffen, daß man jetzt in Deutschland einerseits den Eifer und die Aufwendungen für das Schulwesen erhöht, andererseits, daß man die Misstände der Schule offenherzig anerkennt und auf Abhülfe dringt. Freilich sind wir dadurch in eine Unruhe versetzt, welche praktischen Reformen keineswegs dienlich ist; besonders Preußen, welches die verfassungsmäßige Ordnung des Schulwesens über ein Menschenalter aufgeschoben hat, geräth in eine unerfreuliche Lage. Das Schulgesetz kann nicht mehr, wie ehedem beabsichtigt sein mochte, auf eine Niederschrift der Verwaltungsgrundsätze und einige Verbesserungen im kleinen sich beschränken, sondern ein einheitliches und erschöpfendes Unterrichtsgesetz, umfassende Reformen werden gefordert und zugesagt, und doch hat keine gemeinsame oder auch nur überwiegende Meinung sich herausgebildet, auf welche ein so weittragendes Werk sich stützen könnte. Das Gewirr der widersprechenden Vorschläge verräth die mangelnde Klärung. Ueber Umfang und Dauer des Zwangsunterrichts, über die Lehrpläne der Mittelschulen, über die Vorbereitung und die Wege der Universitätsstudien, über die Stellung der Lehrer, über die Aufsicht — durchweg Gegensätze. Sogar der letzte Zweck des Schulberufs scheint mir streitig gemacht in dem heftigen Kampfe derjenigen, welche das System des Fachunterrichts über alle Schulen ausbreiten wollen, mit denen, welche die allgemeine Bildung als das unmittelbare Ziel jeder Erziehung im Auge behalten und in dem Fachunterricht dieses Ziel preisgegeben sehen. Wenn in den besten Köpfen die Gegensätze so weit auseinandergehen, dann ist die Gesetzgebung für eine völlige Umgestaltung des Unterrichts noch nicht vorbereitet, nicht einmal für große Veränderungen reif.

Die nächste Schulreform wird vermuthlich nur zu behutsamen Experimenten sich entschließen; ihnen gegenüber ist es unsere Pflicht, den richtigen Leitfaden für die Grenzen des öffentlichen Schulunterrichts zu gewinnen, Nutzen und Schaden gegeneinander abzuwägen und dafür zu sorgen, daß die Experimente nach einer richtigen Seite hin gelenkt werden. Nur so weit steht meine Betrachtung mit jener Bewegung in Zusammenhang, aber sie bindet sich nicht an dieselbe, sondern sie ist auf eine weitere Ferne und einen größern Umkreis gerichtet. Während ich der Wechselwirkung von Erziehung und Anlagen meine Beobachtung zuwende, nehme ich wahr, daß wir in eine zu einseitige Richtung der Schulerziehung gedrängt werden und vielen Schaden dadurch erleiden. In dem Streben, die Wohlthat von den sich anheftenden Plagen zu reinigen, forsche ich zunächst nach den Ursachen, durch welche beide sich vermischen. Denn erst nachdem ich die Missstände in ihrem vollen Umfange dargestellt und die Ursachen erkannt habe, wird es mir möglich sein, die bewegenden Momente der Culturentwickelung in ihrer Gesammtheit zu überschauen, in ihrem Verhältniß zueinander richtig zu würdigen und innerhalb derselben den ehrenvollen Platz zu ermitteln, welcher ihrer Wirkungsfähigkeit gemäß ist. In Vorbereitung hierzu muß ich die Ursachen bis an ihre letzte Quelle hinauf verfolgen, da nur durch volle Erkenntniß die Abhülfe vorbereitet werden kann.

Die Weltidee, das Menschengeschlecht durch Erweiterung des Wissens zu erziehen und die Kenntnisse gleichmäßig durch das ganze Volk zu verbreiten, hatte mit allen erwachenden Weltideen dies gemeinsam, daß sie die Gemüther mit bewältigender Macht ergriff und den Strom der Gedanken mit sich fortriß. Soweit sie im Schulzwang ihren entscheidenden Sieg errang und in der Volksschule eine universelle Einrichtung gewann, gewöhnten sich die Völker, die Bildung der Einzelnen und die Cultur der Gesammtheit als Aufgabe der Schule zu betrachten. Was ich von der Jugenderziehung gesagt habe, fällt beinahe zusammen mit den Vorstellungen von der Schulerziehung. Mit den Schuljahren soll die wahre Erziehung beginnen; wer die höchsten Schulen mit der größten Auszeichnung besucht hat, gilt für besterzogen, wer an der Schule

zurückbleibt oder die Schuljahre versäumt, gilt für das übrige Leben als halb verloren, weil dieses Versäumniß sich nicht nachholen lasse. So ist es üblich geworden, die Schule, die doch schon als Theil eines guten Erziehungswesens einen hinlänglich wichtigen Platz in der Culturbewegung ausfüllt, für das Ganze zu nehmen, alles Hoffen und Fürchten für die kommenden Geschlechter in die Einrichtungen der Schule zu verlegen. Den schädlichsten Ausdruck der einseitigen Richtung habe ich oben bereits an dem Erziehungsgang in den geschlossenen Anstalten geschildert. Gegen diesen höchsten Grad des Misbrauchs, gegen die völlig vereinsamende Schulerziehung hat es von jeher eifrige Gegner gegeben, selbst unter den größten Ueberschätzern der Schule. Aber dies hat nicht verhindert, dasselbe Princip in gemilderten Formen zu begünstigen. In den Internaten und Alumnaten, in der Ausdehnung der Schulzeit, in der Häufung der von der Schule verlangten häuslichen Arbeiten, in der Ausdehnung der schulmäßigen Vorbereitung auf neue Berufe zeigt sich die Tendenz, den Raum für die übrigen Einwirkungen des Lebens zu Gunsten der Schule einzuengen. Rücksichten der Gesundheit haben in neuerer Zeit einige Gegenwirkungen herbeigeführt; Erholung und Spaziergänge ermäßigen jetzt die Menge der Aufgaben, manchmal sogar die Schulzeit. Sonst aber nimmt der Pädagoge kein theoretisches, der Lehrer kein praktisches Bedenken, die gesammte Arbeitszeit in Beschlag zu nehmen, damit der Schüler während der Lernperiode alle Aufmerksamkeit der Schule widme.

Von dieser gefährlichen Richtung müssen wir uns abwenden. Wenn die Schule sich nicht bescheidet, ein mitwirkender Factor in der Erziehung zu sein, nur einen verhältnißmäßigen Antheil von der Energie und den Beschäftigungen des Zöglings zu fordern, wenn sie ihre Ansprüche zu weit ausdehnt, mit Vorliebe sich abschließt und die Kräfte des Zöglings aufsaugt, so überschreitet sie leicht die Grenze, wo der Schade den gesammten Vortheil der Schulbildung übersteigt.

6.

Es scheint der Beschränktheit unsers Wesens, mindestens der Beschränktheit unsers bisherigen Bildungszustandes eigen, daß wir immer der Macht einer einzigen neuen Idee unterliegen, wenn das ganze Geschlecht zu einem umwälzenden Schritt fortgerissen wird. Als die Religion den Erziehungsberuf übernahm, folgte die Menschheit unbedingt dem religiösen Gefühle und unterwarf sich blindlings den Anweisungen der Kirche, bis der aus der Gottesfurcht abgeleitete Gleichheitsgedanke unwiderrufliches Gemeingut war, der Schaden aber, welchen die Vernachlässigung der andern Triebkräfte anstiftete, an den verschlechterten Zuständen der Gesellschaft sichtbar wurde. Da die wohlthätigen Wirkungen des siegreichen Gleichheitsgedankens durch die Unwissenheit verhindert werden, bricht der Wissenstrieb mit unwiderstehlicher Gewalt hervor und gestaltet sich zur Idee des Volksunterrichts. Wie die religiöse Idee sich in der Kirche die äußere Einrichtung geschaffen hat, welche, um den Gleichheitsgedanken überallhin auszubreiten, nach Universalherrschaft strebte, so schafft die dem Wissenstrieb entsprungene Idee sich in der Schule die äußere Einrichtung, welche alle Schichten der Gesellschaft in gleichem Streben nach erhöhtem Wissen, in gleichem Besitz der erworbenen Kenntnisse verschmelzen soll. Die großen geschichtlichen Erscheinungen wiederholen sich nicht gleichförmig, nur der gemeinsame Grundzug großer Gesetze ist an ihnen wahrzunehmen, während Ausdruck und Form infolge nebenwirkender Kräfte in verschiedener Weise hervortreten. Die Schule bildet sich nicht zur Hierarchie, mit einem persönlichen Oberhaupt und persönlichen Begierden, aber es läßt sich nicht verkennen, daß sie nicht allein die moderne Erziehung, sondern auch die moderne Welt beherrscht und beiden ein schulmäßiges Aussehen gibt. Die Schulerziehung drückt unserer Gesellschaft den Charakter auf; sie hat das Buchwissen bis zum Uebermaß ausgebreitet, sodaß es bereits anfängt von dem Ziele abzulenken, nach welchem die Ursprungsquelle des wahrhaft beseelten Wissens hinstrebt.

Aber der Inhalt der Idee ist nicht gebunden an das Schicksal der Einrichtung, welche ihrem Dienste gewidmet war. Niemals

wird die Religion aufhören, den Charakter zu läutern, den Menschen zu gestalten. Die Einrichtung aber, in welcher eine Anzahl von Menschen sich zu einem wörtlich aufgezeichneten oder sonst festgestellten Religionsprogramm bekennen, zu gleichartigen Religionsübungen verpflichten, zu Gemeinden verbinden, sichtbare Erkennungszeichen und eine äußere Organisation für ihre innere Gemeinschaft herstellen, — mit einem Worte die Kirche, unter welchem Namen sie auftrete, ist die wandelbare Form, in welcher die Religion zum Beruf der Erziehung organisirt worden ist. Sie war in sich an zeitliche und inhaltliche Grenzen gebunden und des Uebergriffes fähig. Sie ist gezwungen worden, ihren Erziehungsberuf einzuschränken, und wird vielleicht dereinst für diesen Beruf ganz entbehrlich, aber gewiß nicht früher, als bis derjenige Beitrag zur Erziehung, welchen die Religion als Höchstes zu leisten vermag, jeder äußern Stütze entbehren kann und das religiöse Gefühl in der individuellen Pflege wohl bewahrt ist. Ebenso nothwendig, ebenso unentbehrlich zur Läuterung des Charakters, zur Gestaltung des Menschen ist der Wissenstrieb, und er übertrifft als Factor der Erziehung die Religion darin, daß er über die Dinge und Erscheinungen dieser Welt den Gesichtskreis immer mehr erweitert, und das Ende dieser Wirkungsfähigkeit noch nicht zu ahnen ist. Die Schule dagegen als die äußere Anstalt, in welcher eine größere Zahl von Menschen nach einem bestimmten Leitfaden unterrichtet und zur Wissensfähigkeit angeleitet wird, ist in ihren Formen wandelbar, in ihrer nützlichen Wirkung eng begrenzt und des Uebergriffes fähig. Ich will nicht über eine ferne, noch nicht begonnene Zukunft ein Urtheil fällen, ob die Schule die Gestalt ihrer heutigen Einrichtungen ablegen werde; der planmäßige Unterricht wird niemals aufhören, aber er wird durchgreifenden Umwandlungen sich unterziehen und zu keiner Lebenszeit in der Schule sich erschöpfen dürfen. Der Unterricht wird sich mehr an das Leben anlehnen, der bei weitem reichere Beitrag des übrigen Lebens zur Erziehung wird anerkannt werden und die Schule nach beiden Gesichtspunkten sich reformiren müssen. Anfänge zur größern Anlehnung an das Leben sind gemacht und mehr noch ist angeregt. Ein beachtenswerthes Symptom sind die Kindergärten; unvollkommen in der Form, noch nicht durchgearbeitet

in der Idee und unzulänglich an Ausdehnung, aber immerhin ein bewußter Anfang. Allgemeiner erfaßt ist der Reformgedanke in der steigenden Erkenntniß, daß der größere Theil der Erziehung in die Familie fällt. Das Menschengeschlecht tritt in eine neue Phase der Erziehung ein, und die noch nicht anerkannte Macht empfängt schon Zeichen der Herrschaft. Während die rein praktischen Männer noch ganz damit befaßt sind, das Feld für die Schule zu erweitern, die Zwangspflicht auszudehnen, die Schulzeit zu verlängern und erschöpfende Unterrichtspläne zu redigiren, forschen wir emsiger nach den andern Quellen, aus denen die Erziehung schöpft, und der erste Blick wendet sich auf die Familie. Aber auch hier dürfen wir nicht genügsam verweilen. Während wir in den vornehmsten Sitz der Erziehung einkehren, müssen wir uns hüten, daß der neue Kreis nicht zu eng gezogen werde. Die Beschränktheit der Familie hat zum Uebergewicht der Schule geführt; der wiederholte Fehler würde uns sofort zurückfallen lassen in den fehlerhaften Zustand, aus welchem wir flüchten.

Im ersten Augenblicke, da das Kind zu einem selbständigen Wesen sich absondert, wird es von der umgebenden Welt ergriffen und ihren Eindrücken unterworfen. Der Luftwechsel ist der erste sichtbare Eindruck, mit welchem das Leben den Neugeborenen empfängt, das Athmen das erste sichtbare Zeichen, unter welchem das Kind mit dem Leben in Verbindung tritt, der Noth gehorcht und die Außenwelt sich dienstbar macht. Die Beziehungen erweitern sich, in den ersten Tagen des Daseins, wie ich vermuthe, ungemein schnell, doch sind die Beobachtungen bisher noch zu geringfügig und zu ungeordnet; über die auffälligsten Erscheinungen hinaus ist noch keine verwerthbare Erfahrung gewonnen. Meistens werden die einzelnen, ungufhörlich vorbereiteten Anfänge neuer Entwickelungsstadien wie plötzlich hereinbrechende Wandlungen angestaunt. Ich aber stelle mir vor, obschon ich den vollständigen Beweis dafür noch nicht habe, daß der Mensch in den ersten Monaten und Tagen schon seine Beziehungen zur umgebenden Welt stetig erweitert und mit entfalteten Kräften sich in die mannichfaltigsten, wechseln-

den Lagen zu schicken übt. Nach dem Plan der allgemein menschlichen Beschaffenheit kann das Kind auch für die allereinfachsten Lebensbedingungen eine erhebliche Stütze nicht entbehren. Ohne äußere Pflege, welche mindestens die Nahrung zuführt, für Reinlichkeit und Wärme sorgt, ginge jeder Neugeborene in der kürzesten Frist wieder unter. Der nothwendigen Pflege entspricht der bei allen Thieren überwiegende Trieb der Mutterliebe, bei einigen Thieren und in einem erhöhten Grade beim Menschen hat sich die etwas mehr reflectirte Liebe des Erzeugers hinzugesellt, und aus diesen Factoren hat sich die Familie als Mittelpunkt einer geselligen Gemeinschaft, als Stützpunkt der Pflege für das hülflose Kind, allmählich auch als Erziehungsort für den unselbständigen Menschen herausgebildet. Hier liegt das Kind an der Seite der kranken Mutter, erhält es seine Nahrung, hierher kehren die Aeltern nach jeder Entfernung in Sorge um das Kind zurück; unter den Bedingungen und Erscheinungen dieser Umgebung lernt der Mensch die Außenwelt kennen, nach ihnen formen sich seine eigenen Anlagen, soweit sie äußern Eindrücken zugänglich und gestaltungsfähig sind. Ganz von selbst und ohne eine auf dieses Ziel hinleitende Methode gewinnt das Heimwesen einen starken Einfluß auf die Gestaltung des Charakters, und der lebensvollste Repräsentant des Heimwesens ist die Familie. Wer in dieser Umgebung das vollkommenste Wesen ist, wird leicht zum Ideal seiner Gattung; die Aeltern wachsen durch ihre kräftigen Gestalten, ihre unumschränkte Herrschaft, ihr unbegrenztes Vermögen und durch ihre gütige Fürsorge zur idealsten Höhe heran; auch ohne Zwang bildet das Kind sich nach dem Beispiel und dem Willen dieser großartigsten Wesen heran. Zu allem, was auf diesem Wege an Erziehung geleistet wird, gibt der freiwillige Trieb des Kindes Anlaß. Den Personen, welche ihm als die höchsten Wesen erscheinen, traut es jede Befähigung zu; folgerichtig wendet es sich, so oft es etwas erfahren will, an eine dieser Personen um Auskunft; so oft es einen Vorsatz erfüllt haben will und die eigenen Kräfte als unzulänglich wahrnimmt, an eine dieser Personen um Beistand. Bis es dereinst die entgegengesetzte Erfahrung macht, geht das Kind von der Vorstellung aus, daß es für die Erwachsenen keine Grenze

des Wissens und des Könnens gebe. Diesem gegenüber beginnt die Arbeit der Erziehung in doppelter Weise. Der Erwachsene kommt zu Hülfe, soweit er vermag, aber er beschränkt sich nicht auf seine Dienstleistung, sondern aus Liebe zum Kinde, aus Gefallen am Unterricht, oder um in Zukunft Zeit zu ersparen, unterweist er das Kind in solchen einfachen Handhabungen, deren dieses nach und nach fähig wird. Andererseits wehrt der Erwachsene die an ihn gestellte Zumuthung ab, wenn diese ihm zur Unzeit kommt, oder wenn er unfähig ist, sie zu befriedigen; oder er gibt dem Verlangen des Kindes eine andere Richtung, wenn sich der Aufmerksamkeit desselben eine andere nützliche Seite abgewinnen läßt.

Zu diesem natürlichen Erziehungsverkehr leiten das Kind Trieb und Bedürfniß, leitet die Aeltern die Liebe, welche den Nachkommen großziehen, den Hülflosen schützen will; die Wonne des Schauens, wie in dem ganz unbeholfenen, ganz theilnahmlosen Wesen neue Fähigkeiten allmählich erwachen und die Lust zum Vollbringen sich einstellt; die Freude des Gelingens, welche die Nachhülfe reich belohnt. Aber die Arbeit vollzieht sich oft unter Beschwerde und Unlust. Das Kind ist ununterbrochen mit sich beschäftigt und fleißig im Verlangen, der Erwachsene dagegen ist mit andern, wichtigen Lebenssorgen überhäuft, und die Ansprüche des Kindes stören ihn. Oder er unterweist das Kind in einer Handhabung, welche er in Darstellung und Ausführung einfach findet, das Kind aber schwer faßt oder schwer nachahmt; er ermüdet. Oder er entdeckt an sich selbst eine Unzulänglichkeit im Wissen oder Können und empfindet Unbehagen oder gar eine gewisse Beschämung vor dem Kinde. Ueberhaupt liegt der Ideenkreis und die Beschäftigung des Kindes so weit ab von dem Ideenkreise und den Hantierungen der Aeltern, daß in den meisten Fällen das Dazwischentreten des Kindes mit Fragen und Ansprüchen lästig fällt, und die Neigung zur Abwehr stellt sich ein. Solange Hülflosigkeit die Pflege und Aufsicht herausfordert, wendet die Liebe ihnen gern jede freie Zeit zu. Je mehr aber das Kind sich mit Ansprüchen aufdrängt, welche ihm allein wichtig sind, in den Augen der Erwachsenen aber den andern Sorgen weit nachstehen, um so mehr trüben sich die Beziehungen. Vorsorglich kehrt die in der

Wirthschaft oder auswärts dringend abgehaltene Mutter, wie das Kind inzwischen allein sich beschäftige. Auch von der besten Mutter, wenn andere Sorgen sie bewegen, wird das Kind häufig mit wohl begründeten Forderungen abgewiesen. Und lernt das Kind durch Noth oder Anweisung seine eigenen Wege gehen und für seine Beschäftigung auf eigene Weise sorgen, so erregt es nicht selten Anstoß und Besorgniß, wenn sein Wesen fremdartig oder unerwünscht sich entwickelt. Die Erkenntniß bricht ein, daß das Kind einer methodischern Anleitung bedarf, als die Aeltern gewähren können. Jede Einrichtung ist willkommen, welche die große Sorge übernimmt, das Kind beschäftigt und nützlich anleitet. Wer genug opfern kann, nimmt schon früh einen Erzieher ins Haus, auf welchen die ganze Aufgabe abgebürdet wird; das Kind lebt noch äußerlich im Aelternhause, aber die Beziehungen zum Mittelpunkte vermindern sich, das unmittelbare Zusammenleben mit den Aeltern beschränkt sich auf Mahlzeiten, gelegentliche Besuche. Die meisten, denen Raum und Mittel zur Aufnahme des Erziehers in das Haus fehlen, wenden sich an die Anstalten und Schulen, welche die Kinder auf mehrere Stunden aus dem Hause nehmen, für den Rest ihnen Aufgaben stellen oder Interessen anregen; doch vor allem willkommen ist, daß die Hauptverantwortlichkeit für die Erziehung auf die Schulen und Anstalten übergeht und die Erwachsenen der Familie in die minder verantwortliche Stellung der Hülfspersonen zurücktreten. Dies ist der Abschnitt, in welchem von der Methode allein das Höchste erwartet, den berufsmäßigen Erziehern, den Schulen und Anstalten die höchstmögliche Leistung in der Erziehung zugetraut, in welchem die öffentliche Schule fast mehr noch der Erziehung, als des Unterrichts wegen geschätzt wird. Ich habe mich in Verhältnissen bewegt, in welchen diese Anschauung die allgemein herrschende war. Jene entarteten Kreise schließe ich nicht ein, in denen die Aeltern, aus Hang zu gesellschaftlicher Zerstreuung oder aus sonstigen Untugenden, die Kinder möglichst früh aus ihrem Gesichtskreise bringen, um sie bis zu dem Alter aufziehen zu lassen, welches gestattet, sie in eine neue Station der Abrichtung zu bringen. Ich berichte nur aus den Kreisen, in welchen neben den herzlichsten Absichten

für das Kind die Noth der Umstände und die misleitete Anschauung den bequemsten als den richtigsten Weg erscheinen lassen. Mit unabläßiger Fürsorge pflegt die Mutter den Säugling, wendet sie jede freie Minute dem Kinde zu, solange es zu seiner bloßen Existenz der fremden Handreichungen nicht entbehren kann. Später erhält sich die Sorgfalt beim Ankleiden, bei den Mahlzeiten, während der Genußpausen, da Bedürfniß des Kindes und Muße der Aeltern zusammentreffen. Für die Zwischenzeiten wird das Kind auf sich selbst und auf Spielgenossen angewiesen und erhält Regeln des Wohlverhaltens, welche es aus Willensschwäche oder Willensstärke auf Schritt und Tritt verletzt. In diesen Zwischenzeiten entstehen die zahllosen Conflicte, welche den Aeltern Aerger bereiten, die Kinder verwirren und befangen machen, bis endlich beiden die Schule zur willkommenen Ausfüllung wird. In allen Familien, deren Kräfte nicht ausreichen, für das Kind jeder Zeit sich dienstbereit zu erhalten, wird die Schule den Aeltern als Erleichterin der Last, dem Kinde als Zuflucht lieb. So wird die Schule nicht allein zur Gehülfin, sondern viele Aeltern suchen in ihr und in eigens hierzu eingerichteten Anstalten und Pensionen Ersatz für die gesammte Erziehung. Aber je häufiger der Gebrauch dieser Ersatz- und Auskunftsmittel, um so deutlicher treten die Fehler hervor, welche ich bereits als unzertrennlich von den Erziehungsanstalten und von der Schule dargestellt habe. Der zunehmende Bildungsgrad erhöht das Verständniß für die Mängel. Unwissende Aeltern sind entzückt von den überlegenen Kenntnissen des Kindes, nehmen Einseitigkeiten in den Kauf, halten oft sogar Zeichen der Verbildung für Vorzüge. Gebildete Aeltern übersehen den wahren Stand besser. Sie verstehen, für welche Unarten und Mängel sie allein die Schule verantwortlich machen können; sie merken an dem Kinde, welches aus der Pension zum Besuch wiederkehrt, daß es im eigenen Hause entfremdet ist, daß sein Betragen zwischen alten und neuen Neigungen, häuslichen und auswärtigen Gewohnheiten schwankt. Die Vergleiche lehren, welchen mächtigen Anhalt die Erziehung in der Familie besitzt, und wie viele natürliche Vortheile verloren gehen, wenn das Kind aus dem ursprünglichen Boden seiner Entfaltung entrückt wird. Unzählige

Wurzeln und Verästelungen, welche von den frühesten Tagen an das Kind mit seiner Familie verbinden, werden zerrissen, Keime zerstört, und in der Mitte der Arbeit wird das Leben zu neuen Anfängen gezwungen. Vor der tiefer eindringenden Erkenntniß zeigt sich der schwere Verlust, wenn statt der sorgfältigen Einzelpflege die große Summe der Zöglinge in eine Musterform eingezwängt wird, um ein allgemeines Gepräge zu empfangen. Nun führt das bessere Verständniß zur Familie zurück. Alle Ersatzmittel erreichen doch nicht die Triebkraft des natürlichen Bodens. Das Gewissen beruhigt sich nicht mehr mit theuern Pensionen, gut ausgestatteten Schulen, ausgesuchten Lehrern, sondern im Aeltern-hause, unter steter Obhut der Aeltern gedeiht der Zögling zur höchsten Entfaltung seiner Fähigkeiten.

Meine Erinnerung reicht noch zurück bis zum Anfang der Periode, als diese Erkenntniß über die mittlern Stände sich zu verbreiten begann, und ich war damals schon fähig zu beobachten, welche Wirkung sie ausübte. Aeltern erschraken über die Last der Verantwortlichkeit, die jungen Mütter standen vor den geistigen Ansprüchen noch rathloser als vor der körperlichen Pflege, welche sie bis dahin für die schwerste Aufgabe gehalten hatten. Die Mädchen empfanden im Brautstande schon die Sorgen einer schwierigen Zukunft. Man griff zu jeder literarischen Andeutung über die beste Art der Erziehung, das gebildete Gespräch wendete sich mit besonderm Eifer diesem Stoffe zu. Dieses allgemeine Drängen und Streben, die populärisirenden Abhandlungen und Reden, die leichten und schwerfälligen Gespräche brachten keine Klarheit über die Natur der Aufgabe und die Mittel zur Lösung. Aber das Bewußtsein ist gewonnen worden, daß auch in der Familie die Erziehung nicht als ein Nebengeschäft mit blos natürlichen Instincten betrieben werden darf, sondern daß sie auch hier, als eine Hauptaufgabe, mit überlegtem Bewußtsein und planmäßig behandelt werden muß. Wie dies geschehe? Die Frage ist noch nicht beantwortet, aber aufgeworfen. Und der zweite bedeutsame Erfolg ist, daß in viele Familien der gebildeten Stände der höhere Zug einer geweihten Stätte eingedrungen ist, und in gar vielen sind die Kinder unbewußt zu Wächtern eines sorgfältiger geregel-

ten Betragens geworden. Auch ohne das Bewußtsein des steten Erzieherberufes lernen wol Aeltern, vor den Kindern in gewissen Jahren sich in Acht nehmen. Die ergötzlichen Erzählungen von dem „enfant terrible" entspringen aus Sittenverhältnissen, unter denen die Aeltern ihrer Obliegenheiten gegen das Kind gänzlich uneingedenk sind und durch ihr Benehmen in Gegenwart des Kindes das schlechteste Beispiel geben. Die Aeltern bereiten sich, wie sie glauben unbeachtet, auf Schein und falschen Glanz für die Gesellschaft vor und werden in der Gesellschaft mit einer verrätherischen Frage des Kindes überrascht, welches unbeachtet zugegen war. Nach solchen Erfahrungen suchen die Aeltern ihr Thun vor dem anwesenden Kinde besser einzurichten. Aber während dieser unbehagliche Zustand unter den leichtfertigsten Gewohnheiten der Familie, unter der größten Vernachlässigung der Erziehung sich gestaltet, entwickelt sich die Selbstcontrole, welche die Aeltern aus Liebe zum Kinde und zur Pflege des jugendlichen Gemüths sich auferlegen, aus den höchsten und reinsten Gefühlen, aus dem Pflichtbewußtsein, daß eine kindliche Seele, die Zukunft des geliebtesten Menschen, von dem eigenen sorgsam bewachten Wandel abhängt. Jene leichtfertigen Aeltern, welche für ihr Scheinwesen keinen Zeugen dulden dürfen, halten das Kind soviel möglich fern. Die Aeltern aber, welche durch den heiligen Erzieherberuf zu steter Sorgfalt gegen sich selbst angeregt sind, wünschen das Kind um sich, damit es an dem gemessenen Betragen lerne und zum Guten gedeihe. In der Uebung dieses schönen Verhältnisses wird die Familie zu einer umsichtig eingerichteten Stätte der Erziehung.

Unerschöpflich sind die Triebe des Fortschrittes und der Vervollkommnung. Die im Versuche gewonnene Erfahrung, daß die Erziehung, welche die Familie gewährt, durch keine künstliche Anstalt zu ersetzen ist, schärft das Pflichtbewußtsein der Aeltern, spornt sie zur eigenen Erhöhung an und hebt den Werthgehalt der Familie, welche nunmehr Größeres zu leisten vermag als ehedem, da die ihr obliegende Pflicht noch nicht in ihrem ganzen Umfang erkannt und die Schule eine sehnlichst erwartete Ablösung war.

Jetzt wissen die Aeltern, daß die Leitung des Kindes zu ihrem eigensten Beruf gehört und ihnen nicht abgenommen wird, bis sie das Kind völlig emancipirt als Erwachsenen entlassen. Die Schule und andere Einrichtungen für den Unterricht wirken mit und sind nicht zu entbehren, soweit die Vermehrung der Kenntnisse allein oder am besten auf jenem Wege gewonnen werden kann; aber sie sind nur ergänzende Hülfsmittel im Systeme der Erziehung, dessen Mittelpunkt die Familie bleibt. Und hier bestimmt nicht mehr der Zufall die Wechselbeziehungen zwischen den natürlichen Erziehern und dem Zögling, sondern der Erzieherberuf reiht sich in die ununterbrochen wirkenden Functionen des Geisteslebens ein, die, nach Art der Sittenpflicht, allgegenwärtig sind. Wie unter verwickelten Gebrauchs- und Vermögensverhältnissen die Bewerbung um die Braut und die Zeitgemäßheit des ehelichen Bandes danach geprüft wird, ob das Paar in der Lage sein werde, als zukünftige Familie sich zu erhalten, wie die neu übernommene Pflicht den Ernst des angenommenen Bewerbers steigert, so tritt für Beide jetzt in Gedanken und That die Vorbereitung zum Erzieherberuf ein. Wie in der neuen Familie der Haushalt und die wirthschaftliche Eintheilung des Tages danach geregelt wird, daß die täglichen Geschäfte dabei bestehen können, so richtet sich die Familie darauf ein, daß das Kind aus dem Umgang mit den Aeltern den größten Nutzen ziehe. Wie die beiden Häupter der Familie neben der wechselseitigen Liebe auch berechnend sich wechselseitig so viel Fürsorge zuwenden, daß der Mann rüstig und wohlgemuth bleibe, den Lebensunterhalt zu erwerben, die äußere Stellung auszufüllen, die Frau es bleibe, um das Hauswesen wohlgeordnet und heiter zu erhalten, so regeln sich die Angelegenheiten des Hauses jetzt auch in stetem Hinblick darauf, daß dem Kinde von allen Seiten die besten Eindrücke entgegenkommen. Völlig durchdrungen ist unser Zeitalter von dem tiefen Inhalt und den weittragenden Folgen dieses Erziehungsberufes noch nicht, aber die Erkenntniß ist erwacht, und die That strebt der empfangenen Anregung nach.

Aber indem wir den richtigen Spuren zu der Quelle folgen, aus welcher der Geist sich nährt und zum Wachsthum vor-

bereitet, empfangen wir einen ersten Einblick in die Schwierigkeiten, mit denen die Fortbewegung des menschlichen Geistes sich vollzieht. Mit leichtem Muth übernimmt die große Anstalt der Kirche die Erziehung des Menschengeschlechts. Sie knüpft an eine begrenzte Zahl allgemein menschlicher Anlagen an, stellt Satzungen auf, für welche sie die Gemüther empfänglich weiß, setzt ein, wo Schwäche und Erhabenheit einander begegnen, und bildet die Menschen für ihre einseitigen Zwecke. Schwieriger schon macht es sich die Schule, welche eine größere und beweglichere Zahl menschlicher Eigenschaften, namentlich den Lerntrieb ergreift und die Fortbewegung des Geistes sich als Ziel fortsetzt. Aber auch sie strebt nur nach einem Durchschnitt, verlangt und gewährt nur ein Durchschnittsmaß und lehnt den größten Theil der Verantwortlichkeit ab; sie erkennt an, daß neben ihr der Zufall sehr viel zur Gestaltung des Charakters, zur Ausbildung des Gesammtwerthes beiträgt. Die Schule beruhigt sich und beruhigt alle bei der Erziehung betheiligten Personen, indem sie eine bestimmte Summe von Kenntnissen und Bildung zuwendet und ein bestimmtes Maß von Leistungen als ihr Muster der Erziehung darbietet. In der Familie, dem ersten Ausgangspunkt des reichgegliederten Lebens, begegnen wir sofort einer ganz andern, von der Natur angedeuteten, nunmehr durchbildeten Vorstellung von den Aufgaben der Erziehung. Hier beginnt die liebevolle Beobachtung aller Eigenthümlichkeiten des Kindes; von den allgemeinsten Eigenschaften, deren Vorhandensein das Kind erst zu einem normalen Menschen macht, bis zu den feinst gestalteten und seltensten Anlagen bewachen die Aeltern mit Liebe und Umsicht die ersten sich regenden Keime, die linienweise vorrückende Entwickelung, die plötzlich hervorbrechenden Wandlungen, und geben ihm nach bestem Verständniß und Vermögen die zuträgliche Richtung. Aber wie weit gehen Verständniß und Vermögen?

Losgelöst von dem übrigen Leben und allein angewiesen auf die Familie wäre das Schicksal des Kindes dem Zufalle unterworfen und unter den günstigsten Umständen einer einseitigen Leitung verfallen. Stellen wir uns nur die lebendigen Träger der Familie vor, versetzen wir uns in die ersten Stadien eines neuen

Hausstandes; sofort begegnen wir Ursachen der Unzulänglichkeit. Ich denke an ein Ehepaar von auserwählter Tüchtigkeit und in den angemessensten Lebensjahren; jeder von beiden hat infolge der besten Erziehung einen selbständigen Charakter gewonnen und zum Selbstdenken sich gewöhnt. Ist auch vom ersten glückseligen Tage der Vereinigung ihr Sinn auf den vollen Ernst des Lebens gerichtet, so kämpfen sie doch lange genug mit den Räthseln, welche in der ungewohnten Lage stets neu sich enthüllen. Gerade in dem Bunde ungewöhnlich tüchtiger Paare, in den Anfangszeiten glücklichster Ehen, habe ich als Regel beobachtet, wie schwer beide ringen müssen, um so weit ausgleichend aufeinander zu wirken, daß die ersten Grundlagen innerer Harmonie gewonnen werden. Vielleicht bleiben nur oberflächliche Naturen, welche niemals zu dem höchsten Segen ehelicher Gemeinschaft gelangen, von schweren Irrungen frei; ernste Naturen dagegen, für welche dereinst das Band bis zur Vollkommenheit sich befestigt, irren um so schwerer und häufiger, je lebhafter sie zueinander streben. Die harmonische Einheit der Aeltern kann unter kräftigen Charakteren lange noch nicht gewonnen sein, bis im natürlichen Verlaufe das erste Kind in die Familie eintritt und Erziehung verlangt. Nun stehen die Ungeübten vor der schwierigsten aller Aufgaben. Täglich überrascht sie eine neue Erscheinung an dem Kinde, und stets sind sie im Ungewissen, für die neue Lage das Angemessene zu finden. Wie wenige haben, ehe ihnen selbst die Pflege des ersten Kindes zufiel, die Entwickelung eines Kindes verfolgt, und unter diesen fast keiner mit dem Ernste des Erziehers. Beim zweiten Kinde kommen frühere Erfahrungen zu statten, aber es wäre schon an sich ein großer Nachtheil für die Erziehung des Menschengeschlechts, wenn die ersten Kinder, das Drittel jeder Generation, unter der Unbeholfenheit der natürlichen Erzieher Schaden litten. Ueberdies reicht der Umfang der an einem Kinde gemachten Wahrnehmungen nicht hin und die durchschnittliche Kinderzahl ist bei weitem nicht groß genug, um in einem nennenswerthen Umfange die Geschicklichkeit einer hinlänglichen Uebung zu geben. Gewisse Aeußerlichkeiten kommen den Aeltern bei nachfolgenden Kindern nicht überraschend, aber Anlagen und Entwickelung der Kinder stimmen nur selten so überein,

daß als Regel die Aeltern beim zweiten oder dritten Kinde die einmalige oder wiederholte Erfahrung sollten verwerthen können. Häufig führt die frühere Wahrnehmung vom richtigen Wege ab, wenn in den Monaten des erwachenden Verstandes oder später erst völlig abweichende Anlagen zum Vorschein kommen und die frühere Methode der Anleitung sich als unpassend erweist. Gerade in der gleichmäßigen Behandlung liegt die größte Gefahr, daß die abweichenden Anlagen und Neigungen nicht zur vollen Geltung gelangen. Die Vertiefung in das Wesen jedes einzelnen Kindes ist der Segen der Familienerziehung, und hierfür reicht der Werth einer einmaligen oder einer wiederholten Erfahrung nicht weit. Vielmehr erscheinen die Aeltern noch so zahlreicher Kinder bei jedem neuen Falle in einer neuen Lage, und die Schwierigkeiten wachsen, wenn dasselbe Paar nunmehr sich aufgefordert sieht, erst die Verschiedenheit der Anlagen genau zu erforschen und sodann die beieinander lebenden Kinder nach abweichenden Grundsätzen zu behandeln; denselben Drang hier einzuhalten, dort zu fördern; das eine Kind mit Strenge zu zügeln, das andere mit unermüdlicher Nachsicht zu besänftigen; hier die Freiheit zu gestatten, dort einzuschränken. Leidet das erste Kind unter der völligen Unerfahrenheit, so leidet das nachfolgende Kind unter der getheilten Aufmerksamkeit, unter den irreleitenden Beobachtungen. Am besten erziehen die Aeltern, welche an jedem Kinde ein neues Studium anfangen und an den Fortschritten des Kindes ununterbrochen über die angemessene Behandlung sich unterrichten. Aber wie schwer ist diese Aufgabe, zumal in der Lage der Aeltern, denen es geziemt, den Kindern gegenüber die Würde der überlegenen Leiter zu bewahren und in dem Wechsel des Verhaltens weder der Willkür zu verfallen, noch willkürlich zu erscheinen.

Wohl liegt in den Gaben, welche ein tüchtiges Aelternpaar in die Erziehung einbringt, ein reicher Vorrath für das Kind. Zwei Menschen, oft von ergänzendem Werthe, mühen sich um dasselbe Ziel, und wenn sie auch von verschiedenseitigen Auffassungen geleitet werden, so wissen doch die anscheinend völlig widerstreitenden Gefühle sich in Liebe zu vertragen, und die weit auseinanderliegenden Anschauungen finden den vereinigenden Berührungspunkt.

Kinder mit bedeutenden Anlagen pflegen aus den scharf ausgeprägten Individualitäten der Aeltern, sogar aus dem Gegeneinander der stark abweichenden Charaktere den größten Nutzen zu ziehen; besonders wenn die Aeltern mit verständigem Sinne bestrebt sind, das Tüchtige aus ihren Eigenheiten dem Kinde zu bieten, und zu unterdrücken oder mindestens außer Einfluß zu setzen, was irreleiten könnte. Indessen so mannichfaltig sind die Anlagen, so verschiedenartig die Ansprüche, welche aus den Anlagen erwachsen, so schwer zugänglich ist meist das fremde, so schwer beweglich das eigene Wesen, daß auch die Familie der Einseitigkeit verfällt, welche ich an der Schule gerügt habe, wenn die Aeltern völlig allein die Erziehung überwachen und jeden fremden Einfluß ausschließen. An Versuchen hierzu fehlt es nicht. Die Eifersucht der jungen Mutter, das Kind ganz in Händen und stets unter Aufsicht zu erhalten, ist keine seltene Erscheinung. Zuweilen verbinden sich beide Aeltern in dem Bestreben, den Zugang zu dem Gemüth und zu den Vorstellungen des Kindes ausschließlich zu beherrschen; die Bewegung keines Augenblickes soll ihnen entgehen, ihr Wille dem Kinde stets gegenwärtig sein. Gänzlich gelingen die Versuche niemals, aber wo die Absicht auch nur annähernd sich erfüllt, wird die Erziehung im entsprechenden Verhältniß beeinträchtigt. Wenn ich einem Menschen begegne, der im ununterbrochenen Kampfe mit seinem Geschick stete Niederlagen erfährt, so erwarte ich immer die Geschichte seines Lebens damit beginnen zu hören, daß er in seiner Jugend von liebevollen Aeltern besonders sorgsam bewacht und vor Berührungen mit der Außenwelt möglichst streng bewahrt worden sei. Ließe eine völlige Absonderung vor fremden Einflüssen sich bewirken, wie die Eifersucht junger Mütter sie anstrebt, so würden viele, welche jetzt im Verhältniß leidlich gerathen, darunter verkümmern, und das ganze Geschlecht würde bald den Schaden verspüren. Glücklicherweise ist in der Mitte der Gesellschaft die völlige Absonderung der Kinder unmöglich. Die fehlerhaften Versuche lassen sich nur bis zu einem gewissen Grade ausführen und auch in diesem beschränkten Maße stiften sie Unheil genug, aber in weit überwiegender Regel haben die verschiedenartigsten Einflüsse freien Zugang zum Kinde, und

dieses empfängt die Eindrücke, welche den Gang seiner Erziehung bestimmen, nicht allein aus den Händen der Aeltern.

Es verhält sich hierin mit der geistigen Pflege kaum anders als mit der körperlichen. Sobald das Kind den Schos der Mutter verläßt, geräth es in fremde Hände, sein gegenwärtiges Behagen und dauernde Nachwirkungen für die Zukunft hängen von der Geschicklichkeit und dem guten Willen Fremder ab. Viele, denen der Leib der Mutter tadellose Formen ausgeprägt, erleiden von den plumpen Händen der ersten Hülfspersonen Schäden, welche für das gesammte spätere Leben die in der ersten Anlage vollkommene Schönheit entstellen. Während der zarte Körper des Neugeborenen gegen die Handhabung bis zur leichten Wandelbarkeit der Gestalt empfindlich ist, liegt die Mutter krank danieder und kann nur unvollkommen die Pflege desselben lenken; der Vater ist der Regel nach zu diesen ersten wichtigen Diensten ganz untauglich, und Personen, welche ihre Dienste um des Erwerbes willen ausleihen, haben die Gesundheit des Kindes in Händen. Oft zwingt eine Versagung der Natur, die Muttermilch, welche doch bis zum Sprichwort für Leib und Seele eine grundlegende Nahrung ist, von untergeordneten Personen zu miethen und diesen nicht allein die Verabreichung der Nahrung, sondern auch jene innigen und geheimnißvollen Werke der Pflege anzuvertrauen, mit denen das Kind, wie man sagt, Säfte des Körpers und des Geistes einsaugt. Die Oekonomie der mittelwohlhabenden Stände zwingt dazu, die untergeordnetste Klasse der dienenden Kräfte zu dem beständigsten und verantwortlichsten Umgang mit dem Kinde während der ersten Lebensjahre zu betrauen. Dieser auf äußere Bewirthung und körperliche Pflege gerichtete Umgang bildet bereits einen Theil der Erziehung, erfaßt schon die Anlagen und Gewöhnung des Kindes, erfüllt die Seele mit Bildern und das Gemüth mit Empfindungen. Mag noch so streng den gemietheten Personen der untergeordnete Dienst aufgegeben, die Liebe, der geistige Umgang und die obere Leitung den Aeltern vorbehalten werden, keine Verabredung schützt gegen die thatsächliche Wechselwirkung der in Umgang miteinander gesetzten Personen. Wer will die innern Wallungen und die tausend Zeichen derselben bewachen, an denen das Kind die Beziehun-

gen der Amme, des Kindermädchens erfährt? Und der Wille des Kindes, seine Anlagen und Neigungen fangen gar früh an, entscheidend mitzuwirken. Nach einem weitverbreiteten Naturgesetz widmet das Kind die ersten Regungen seiner Aufmerksamkeit und Liebe den Personen, welche unmittelbar und häufig mit ihm verkehren, und die meisten sichtbaren Wohlthaten ihm zuwenden. Vor der Dankbarkeit für pünktliche Nahrung und reinliches Lager muß oft die innigste Liebe der Mutter weichen, weil sie nicht ebenso viele wohlthätige Berührungen gewährt. Und doch ist selbst die Hinneigung des Kindes zu den Personen, welche es nähren und pflegen, nicht immer von gleicher Kraft, sondern das Kind fängt schon früh an, nach andern Merkmalen der Verwandtschaft oder Entfremdung in den physiologischen und geistigen Anlagen sich zu bestimmen. Mit größerer oder minderer Lust strebt es diesen oder jenen Umgangspersonen zu, je nachdem der Druck, der Kuß, der Blick, die Berührung, der Strom der Wärme oder der Nervenerregung ihm größeres oder minderes Behagen gewährt, und dieses Maß richtet sich nach Gesetzen, welche in den beiderseitigen Anlagen und Gewöhnungen wurzeln. Das Kind im Bade fühlt sich angenehm oder unangenehm berührt oder verhält sich gleichgültig, je nach der Empfindlichkeit der eigenen Haut, der Härte oder Milde, nach den geschickten oder ungeschickten, zweckmäßigen oder unzweckmäßigen Bewegungen der helfenden Hand; solche wohlthuende oder unbehagliche Beziehungen erwecken Zu- und Abneigung. Ebenso verhält es sich mit den rein geistigen Einwirkungen, obgleich die hier bestimmenden Ursachen nur selten erkennbar auf der Oberfläche liegen. Schon in frühen Monaten strebt das Kind mit lebhaftem Verlangen dem Einen zu, verhält sich gegen einen Andern gleichgültig, während es einen Dritten heftig abweist, und dies geschieht zuweilen schon in der ersten Begegnung, da noch keine Erinnerung an einen früher empfangenen Eindruck das Benehmen bestimmt. Allem Vermuthen nach offenbart sich hierin die Entscheidung der unmittelbaren Kritik, welche als „erster Eindruck" auch im spätern Leben Lust oder Unlust, Zutrauen oder Abneigung bewirkt. Schon dieser erste Eindruck bestimmt zuweilen die Wahl des Umgangs, aber noch stärker bilden sich die Beziehungen aus,

wenn eine wirkliche Correspondenz der Personen und Anlagen zur Gesellschaft zusammenführt und Umstände den Verkehr begünstigen. Der Erwachsene, gegen erste Eindrücke abgehärtet und überdies nach vielen Rücksichten wählerisch, ist doch nicht geschützt, daß ihn nicht zuweilen eine Wahlverwandtschaft fast wider Willen mit der Gewalt einer Naturkraft plötzlich anzieht oder allmählich fesselt. Das Kind ist diesem Zuge ohne Abwehr ausgesetzt. Irgendeine freundliche Begegnung zieht es oft zu einer Person hin, welcher von den Erwachsenen keine Anziehungskraft und kein Einfluß zugetraut wird.

Zu den persönlichen und lebendigen Einflüssen, welche auf dem Boden der Familie an der Gestaltung des Menschen mitwirken, gehören alle Personen des Hauswesens, nicht blos die Aeltern und diejenigen, auf welche die besondere Aufmerksamkeit sich zu wenden pflegt. Leicht misrathen gut überlegte Pläne der Erziehung, weil jemand aus der Umgebung, ein Dienstbote vielleicht, wenig beachtet und dessen Einfluß auf das kindliche Gemüth außer Ansatz gelassen wurde. Wie oft flüchtet sich das Kind in die Küche, in den Garten, wendet sich von den Hauptpersonen ab und sucht die Unterhaltung mit der Magd oder dem Knecht, weil das Wesen dieser seinen Anlagen besser zusagt. Derartige Einflüsse darf man sich weder selten noch gering denken. Einer unserer besten Schriftsteller, ein gedankenreicher und sinniger Mann, von ungewöhnlicher Begabung, erzählt, daß der von seinen Aeltern völlig unbeachtete Umgang mit dem Knechte den nachhaltigsten Eindruck auf ihn ausgeübt hat, und in den besten Schriften findet der Nachklang aus jenem Umgang sich wieder. Mir selbst leben Wesen und Gestalten untergeordneter Dienstboten aus früher Knabenzeit frisch im Gedächtniß, und manche bedeutsame Erinnerung führe ich auf Gespräche mit ihnen zurück. Und doch wird nach heutigen Gewohnheiten auf diese Einwirkung der Nebenpersonen, auf ihre Stellung in der Familie nur wenig Rücksicht genommen. Die Dienstboten werden nach der technischen Befähigung für das ihnen obliegende Fach ausgesucht, und daneben werden nur noch einige allgemeine Eigenschaften geprüft, welche zur Ausfüllung eines jeden Platzes unentbehrlich oder nützlich erscheinen. Aber wenig

denken Vater und Mutter daran, wenn sie ein Dienstmädchen oder einen Diener miethen, daß in den Erziehungskreis des Kindes eine mithandelnde Person aufgenommen wird. In manchen wohlhabenden und sorgsamen Familien wird aus Furcht vor unberechtigten Einflüssen eine Bannlinie um das Kind gezogen; die strenge Aufsicht der Erzieher soll die Unterhaltung überwachen und auf die vorbestimmten Personen einschränken. Eine solche Anordnung läßt sich nur unter ungewöhnlich guten und passenden Verhältnissen treffen, aber selbst dann niemals oder nur äußerst selten wirksam durchführen. Die Eindrücke des Erwachsenen auf Gemüth und Vorstellung des Kindes sind oft plötzlich und gewaltsam; das wachsamste Auge kann die zufällige Begegnung nicht ausschließen, welche ausreicht, um solche Eindrücke zu hinterlassen. Ueberdies ist das auf gefängnißartige Ueberwachung des Zöglings gerichtete System in sich selbst ein großes Uebel, vielleicht ein größeres als die Gefahr, welche die Bewachung abwenden soll; denn die Grenzlinie, welche das Heimwesen in eine verbotene und eine freie Hälfte theilt, ist willkürlich und läßt sich nicht aufrecht erhalten ohne einen Zwang, welcher das Gemüth des Kindes beeinträchtigt. Die Räume der Häuslichkeit dürfen nicht mit Geheimniß, die Personen der Umgebung nicht mit mystischem Reiz ausgestattet werden. Es ist nicht möglich, den Verkehr mit den Personen des Hausstandes ganz auszuschließen, und es ist nicht rathsam, es zu versuchen. Und doch kann unter den heutigen Verhältnissen die Sorgfalt der Einzelnen nur wenig zu einer glücklichen Auswahl der in das Hauswesen aufzunehmenden Personen beitragen, und sogar die oberflächliche Prüfung wird in dem Verhältniß schwieriger, als überhaupt die Stellung der dienenden Personen dem freien Arbeitsvertrage sich nähert und die Bereitwilligkeit zu den untergeordneten Diensten des Haushalts seltener wird. Gelänge es selbst in Zukunft, neue Vorkehrungen zu treffen, welche eine sorgfältigere Prüfung ermöglichten und eine freiere Auswahl gestatteten, so würde doch nur einigen Mißständen vorgebeugt, die aus der Solidarität des Umganges entspringende Gefahr nicht beseitigt werden. Denn neben denen, welche mit einiger Dauer in den Kreis der Familie eintreten, bewegt sich der schnell wechselnde Verkehr der Besucher

oder der Personen, welche einzelne Geschäfte vorübergehend ins Haus führen. Aus dem Leben solcher Menschen, in denen Eindrücke flüchtiger Momente fester als gewöhnlich haften, wird häufig von der mächtigen Wirkung berichtet, welche ein Besuch im Aeltern-hause auf die Richtung des Kindes ausgeübt hat. Ich selbst habe wahrgenommen, mit welchem freudigen Verlangen das Kind zur Thür eilte, wenn es am Klingeln die Ankunft einer ihm beliebten Person merkte, wie etwa des Gemüsehändlers, der um die bestimmte Tagesstunde sich einzustellen pflegte, weil er ein gern gehörtes Geschichtchen erzählte, ein Liedchen pfiff, eine schnurrige Bewegung machte, oder weil sonst im Aeußern oder im Benehmen lag, was dem Kinde gefiel. Von solchen Berührungen kann das Kind nicht fern gehalten werden; die gute Erziehung vermehrt sogar die Berührungspunkte, denn die Familie sei dem Kinde keine klösterliche Einsamkeit, sondern tausend Pforten führen von hier in die Außenwelt und gestatten die Rückkehr. In Begleitung von Erwachsenen auf Spaziergängen, bei Besuchen und bei gelegentlichen Geschäften, im Spiel mit Altersgenossen, mit dem ersten Schritt aus dem umschlossenen Wohnraum, beim ersten Blick durch das Fenster entstehen in der Seele des Kindes Bilder und Vorstellungen, knüpfen sich Verbindungen an, welche zuweilen einzeln und stets in ihrer Gesammtheit auf den Erziehungsgang einwirken. Die Familie darf diese Eindrücke nicht abwehren, sondern muß in der Heimat ihnen einen Mittelpunkt bieten. Die Erziehung, für welche die Familie als der geeignetste Boden erkannt ist, läßt sich nicht auf den unmittelbaren Umkreis dieser einen Familie beschränken. Denn auch hierin unterscheidet sie sich von der Erziehung, für welche Anstalten errichtet und Schulen als Ersatzmittel aufgesucht werden, daß sie den Versuch einer planmäßig berechneten Umgrenzung aufgibt. Nicht als ein in sich abgeschlossenes Institut, sondern als eine von den Fluten des Lebens umwallte terra ferma ist die Familie die geeignetste Stätte der Erziehung.

Hierin wurzelt die Schicksalsgemeinschaft der menschlichen Gesellschaft. Mit derselben Gewalt, mit welcher die Erziehung den Werth und das Los des einzelnen Menschen beeinflußt, ist dieser unauflöslich an den Zustand der ihn umgebenden Gesellschaft ge-

knüpft. Erst unter diesem Gesichtspunkte entfaltet die Frage nach der zweckmäßigsten Erziehung ihre volle Tragweite. Sie erschöpft sich nicht im Verhältniß des Erziehers zum Zöglinge, nicht in den Wechselbeziehungen der Erwachsenen und der Kinder innerhalb der Familie, sondern sie erhebt sich zu der höhern Betrachtung: wie wir das gesammte Leben einzurichten haben, damit ein jeder befähigt werde, seine Anlagen auf das nützlichste zu entfalten; damit ein jeder aus dem geistigen Inhalt der bereits errungenen Cultur seine Nahrung ziehe, und er selbst ein Trieb werde in der Erhöhung des Geschlechts.

III.

Ueber Halbbildung.

1.

Ein neues Merkwort versetzt uns in die Mitte lebhafter Kämpfe und Besorgnisse. Man sagt, daß die Halbbildung in unsern Tagen weiter um sich gegriffen, als je zuvor, daß sie die Gegenwart bedränge und eine nahe Zukunft mit gänzlicher Verwirrung bedrohe, und es knüpft sich hieran ein heftiger Streit der Meinungen. Müssen wir, um den Gefahren der Halbbildung zu entgehen, unsern Bildungsgang ändern? Die einen behaupten dies und empfehlen völlige Umkehr; die andern besorgen gerade hiervon die schädlichsten Folgen für den Bildungsberuf unserer Zeit. Gewiß ist, die Gesellschaft fühlt sich unbehaglich und forscht nach dem Grunde ihrer Verstimmung. Seit Menschenaltern wird von dem Fortschritte der Bildung die Heilung vieler Uebel, die Beruhigung der Gemüther erwartet, aber die Gegenwart glaubt sich mit größern Drangsalen behaftet, und die Bildung selbst wird von vielen dafür verantwortlich gemacht, weil sie zu weit und auf zu viele sich ausdehne; denn leicht lasse im Gange der Geschichte sich nachweisen, daß räumlich und zeitlich mit dem Steigen der allgemeinen Bildung die Unbehaglichkeit zugenommen habe. Diese Anklage lenken die Besonnenern ab auf die Halbbildung, welche die Ursache aller Verschlechterung und nachtheiliger sei, als die tiefe Unwissenheit früherer Jahrhunderte. Aber die Gegner lassen auch in dieser Einschränkung die Anklage nicht gelten. Sie leugnen die Mängel der Halbbildung nicht, aber mit allen Nachtheilen halten sie die Ausdehnung des Wissens für einen Fortschritt in der Gesammtentwickelung, weil sie die bessere Zu-

kunft vorbereite und auch von gegenwärtigen Wohlthaten erfüllt sei.

Ein tiefer Gegensatz in den allgemeinen Lebensanschauungen liegt dem Streite zu Grunde, und die Unklarheit über das Wesen des Uebels, dessen Wirkungen man verspürt, erschwert die Schlichtung des Streites.

Infolge des bedeutenden Aufschwungs der Wissenschaften hat neuerdings das Halbwissen sehr stark zugenommen, und eine gewisse Aehnlichkeit der Erscheinungen in den obern und untern Schichten des Wissens hat den ersten Angriff gegen die Verschlechterung unsers Bildungszustandes hervorgerufen. Aber aus demselben Grunde erfährt der Angriff den eifrigsten Widerstand von Solchen, welche die Gleichartigkeit des Halbwissens und der Halbbildung gelten lassen. Der heutige Stand der Wissenschaft gestatte dem Gelehrtesten seines Faches schon in den benachbarten Fächern kein anderes als halbes Wissen. Dieser durch beispielslosen Erwerb und Reichthum geschaffene Zustand, welchem die Tüchtigsten zumeist unterworfen seien, verdiene doch nicht als ein Uebel bezeichnet zu werden; der nothwendige Durchgang zu höhern Stufen der Erkenntniß dürfe nicht wie eine Gefahr gemieden werden. Auf beiden Seiten eine Verwechselung, welche zu berichtigen nützlich ist, obschon die Berichtigung den besser begrenzten Streit noch nicht entscheidet.

Weder nach oben noch nach unten gibt der Umfang des Wissens einen passenden Maßstab für den Grad der Bildung. Der Vielwisser, welcher einst in großer Geltung stand, ist jetzt in Verruf gekommen und der fruchtlosesten Oberflächlichkeit verdächtig. Andererseits gibt es keine brauchbare Antwort auf die Frage, wie viel mindestens jemand wissen müsse, um gründlich gebildet oder gründlicher Bildung fähig zu sein. Wir scheiden eine Summe von Elementarkenntnissen aus, ohne welche in der Regel das nach unsern Anschauungen und Bedürfnissen unentbehrliche Maß der Bildung sich nicht erreichen läßt. Hieraus leiten wir das Recht auf Volksunterricht und die Schulpflicht her. Aber die ganze Summe der vorschriftsmäßigen Elementarkenntnisse ist so leicht zu erreichen und so allgemein verbreitet, daß ihr Besitz kein hervor-

ragendes Merkmal der Bildung darbietet. Wenn vermuthet werden darf, wer die Kenntnisse der Elementarschule nicht besitzt, entbehre den untersten Bildungsgrad, so ist diese Vermuthung nur dadurch gerechtfertigt, weil bei der verbesserten Methode des Unterrichts und den vielen entgegenkommenden Gelegenheiten jene Kenntnisse mit einiger Mühewaltung in jedem Lebensalter erreicht werden können und das Versäumte sich nachholen läßt. Wer dennoch in Unwissenheit verharrt, ist schwach an Verstandeskräften oder ohne die Regung des Geistes, welche die Tüchtigkeit in jedem Berufe erfordert. Als die Schreibkunde noch nicht völliges Gemeingut und jedem Strebsamen in jedem Lebensalter leicht zugänglich war, haben Schreibensunkundige häufig durch die Tüchtigkeit ihres Wesens hervorgeragt und auch zu höhern Berufen sich tauglicher erwiesen als der Durchschnitt der Gelehrten. Heute beobachten wir Gleichartiges unter gleichartiger Voraussetzung. Wir fordern als Regel eine größere Summe allgemeiner Kenntnisse für bestimmte Berufsarten; zu einigen besonders wichtigen Lebensstellungen ist der Zutritt durch den Nachweis eines höhern Schulunterrichts, planmäßiger Studien und bestandener Prüfungen, zuweilen auch durch eine genau vorgeschriebene Vorbereitung bedingt. Alles dies beruht auf der Erfahrung, daß eine bestimmte Art der Vorbereitung ein gewisser Umfang von Kenntnissen die Befähigung für einige Berufsfächer wahrscheinlich macht oder erleichtert, und die Erfahrung ist bedeutsam genug, um nach ihrer Anleitung die Schulen einzurichten und die Ansprüche an den Zögling für die Schullernzeit festzustellen. Aber die für den Durchschnitt nützlichen Regeln verbürgen weder den Erfolg, noch sind die Ausnahmen selten. Viele bleiben mit allen vorschriftsmäßigen Kenntnissen hinter dem vorgesetzten Bildungsziel weit zurück, viele andere übertreffen, ohne die vorschriftsmäßigen Kenntnisse, den regelrecht vorgebildeten Durchschnitt durch anderweitig erworbene Tüchtigkeit.

Der Genuß eines höhern Unterrichts hängt ab von der Gunst der Verhältnisse in der Lernzeit. Der Zufall entscheidet, welchen Umfang des Wissens der Schüler ins praktische Leben hinübernimmt; die zufällige Gestaltung des spätern Lebens bestimmt, wie viel oder wie wenig nachgeholt wird, welche Lücken ausgefüllt wer-

den oder offen bleiben, aber der Werth der erlangten Bildung ist an dieses Schicksal nicht gebunden.

Keine noch so auffällige Lücke rechtfertigt den Vorwurf der Halbbildung. Wem begegnete nicht in Unterhaltungen, daß er mit Fragen überrascht wurde, welche ihn über eine ungeahnte Lücke im eigenen Wissen stutzig machten? Ich wenigstens habe es an mir und an andern häufig erfahren. In Frageform, jedoch im Tone sicherer Voraussetzung bemerkt der Anredende: Sie wissen doch, daß u. s. w. . . .; oder: Sie kennen doch u. s. w. . . . Der Gefragte wird verlegen, weil, was unter Gebildeten als bekannt vorausgesetzt wird, ein Elementarbegriff vielleicht ihm gänzlich unbekannt blieb. Ist diese Lücke ein Zeichen der Halbbildung? Nicht entfernt. Entgegengesetztes habe ich wahrgenommen; die Verlegenheit erst verrieth den bedenklichen Zustand. Da war es zuweilen ergötzlich, wie der Ueberraschte auszuweichen strebte oder den Schein des Wissens annahm, eine Unzahl von Verlegenheiten sich bereitete und hierdurch erst das ungünstige Urtheil gegen sich hervorrief. Nur der Tüchtiggebildete findet den Muth zu dem freimüthigen Geständniß, daß das Geläufige ihm unbekannt geblieben ist, und wenn es auch ein Stück Elementarkenntniß schien. Aus seinem eigenen sichern Wesen schöpft er die weiter reichende Einsicht, daß man die Bildung nicht als einen Ring geschlossener Kenntnisse sich vorstellen dürfe.

Ebenso wenig wie an dem Umfang und der lückenlosen Vollständigkeit läßt an der Tiefe des Wissens der Grad der Bildung sich messen. Erschöpfende Kenntniß kann allein der Fachgelehrte sich aneignen, und auch er nur, wenn er seine Forschung auf ein Gebiet einschränkt, welches den kleinsten Theil eines gewöhnlichen Ueberblickes umfaßt. Der gelehrteste Naturforscher ist heute kaum im Stande, einige benachbarte Fächer seiner Wissenschaft bis in die letzte zugängliche Tiefe zu durchdringen. Der moderne Staatsmann auf der Höhe seines Berufes kann nicht die Menge von Thatsachen bewältigen, nicht die hundertfältigen Regeln überschauen, nach denen die natürlichen Bewegungen im Volksleben sich ordnen. Denkt man sich als das tiefste Wissen die vollendete Bewältigung eines Abschnittes aus dem Kenntnißvorrath der Nation, so ist eine

solche Vertiefung für die Zwecke der Bildung nicht nöthig, während das in solcher Tiefe erfaßte Wissen stets beschränkt im Umfang bleibt und an sich allein für die Zwecke der Bildung nicht ausreicht. Der Gelehrteste seines Faches ist allen praktischen Gefahren, allen geistigen Nachtheilen unzulänglicher Bildung ausgesetzt, wenn sein Wissen nicht über seine Gelehrsamkeit hinausgeht. Auch er erlangt den Werth des gebildeten Menschen nur dann, wenn er in den Lebensbeziehungen, welche außerhalb seines Faches liegen, den Durchschnitt einer nicht tief unter die Oberfläche dringenden Kenntniß erlangt hat. Als die Wissenschaft selbst noch an der Oberfläche der Dinge haftete und nirgends in die Tiefe drang, gab es Einzelne, welche ihr Ziel auf die Aneignung der Gesammtwissenschaft richteten; heute wird in der vollen Ausdehnung des Begriffes kein Versuch mehr gemacht, und schon das Umfassen mehrerer äußerlich getrennter Gebiete erregt Mistrauen. Je tiefer die Wissenschaft in das Innere der zu durchforschenden Lagerungsschichten eindringt, um so weiter gehen fachgelehrtes Wissen und allgemeine Bildung an Ziel und Inhalt auseinander. Nur hat das solide, obschon eingeschränkte Wissen des ernsten Gelehrten dies gemein mit jeder Tüchtigkeit, daß von dem festen Boden aus der Geist leicht zu dem vollen Umfang einer vollkommenen Bildung sich ausbreitet; die sichere Heimstätte vermindert die Gefahr, im Streben nach Ausdehnung ziellos ins Weite zu schweifen.

Will man alles, was von dem erschöpfenden Wissen in größerer oder minderer Entfernung stehen bleibt, als Halbwissen bezeichnen, so ist das Halbwissen ein unentbehrliches Moment in jeder Vollbildung. Diese Einschränkung liegt in der Natur der Menschen und ist erkannt worden, ehe die Forschung den weiten Raum ihres jetzt entdeckten Gebiets geahnt. Darauf hin deuten viele Sprüche, welche seit Urzeiten in immer neuen Wendungen denselben Gedanken ausdrücken. „Unser Wissen ist Stückwerk", sagt der religiöse Sinn. „Die Kunst ist lang, das Leben kurz", sagt gleichmäßig die weltliche Weisheit. Die in neuen Erfahrungen wachsende Erkenntniß verändert nichts an diesem Bewußtsein, so wenig wie an der Natur der Menschengattung, welche die Unzulänglichkeit als einen Grundbestand ihres Wesens empfindet. Ich spreche

nicht blos von den vorübergehenden Empfindungen der bewegten Gegenwart, da die Menge der Einzelforschungen den Zusammenhang der Kenntnisse noch mehr gelockert hat; selbst unter dem Gesichtspunkte des Idealziels aller Forschung wird der Mensch unzulänglich und seiner Unzulänglichkeit bewußt bleiben. Werden und Umgestaltung vollziehen sich ununterbrochen vor unsern Augen, aber die Urkraft, welche sie bewegt, bleibt ein undurchdringliches Geheimniß, obschon wir den natürlichen Vorgängen die äußere Erscheinungsform ablauschen, obschon wir immer zahlreicher in den zusammengesetzten Körpern die einfachen Elemente erkennen, ihre Beziehungen zueinander erfahren und uns sogar befähigen, die Reihenfolge der Elemente zu verschieben und dadurch das Wesen der Körper umzugestalten. Alle derartige Bereicherung der Erkenntniß und des Vermögens befreit uns nicht von dem Bewußtsein der Unzulänglichkeit; die Grenzen unsers Wissens scheinen immer näher zu rücken, je tiefer der Geist in das einfache, die ganze tellurische Welt umfassende System eindringt. Viele Kräfte, Ereignisse, Gegenstände nöthigen infolge ihres Wirkens uns das Anerkenntniß ihres Daseins, ihres Einflusses auf uns ab, ohne unsern Sinnen oder unserm Begriffsvermögen zugänglich zu sein. Aber auch die an sich zugängliche Erscheinungswelt ist zu groß und zu mannichfaltig für die Umfassungskraft der Organe, welche unsere Erkenntniß vermitteln. In beiden Richtungen wird stets unser Wissen nur Stückwerk sein. Eben um deswillen kann das Stück- oder Halbwissen nicht Merkmal der Halbbildung sein. Wenn es gestattet ist, unter der tadelnden Bezeichnung der Halbbildung den fehlerhaften Zustand Einzelner zu rügen, so muß darunter etwas Anderes verstanden werden als jene gemeinschaftliche Unzulänglichkeit, welche in der Beschränktheit alles Wissens sich offenbart. Durch die richtige Kennzeichnung der Halbbildung muß verhütet werden, daß nicht der Halbgebildete die ihm eigenthümliche Unvollkommenheit rechtfertige mit dem allgemeinen Satz: Halbwisser sind wir alle.

Neuerdings hat man es mit der Formel versucht, daß es vor allem darauf ankomme, was man weiß, gut zu wissen. Unbestreitbar; aber der Satz führt keinen Schritt weiter, weder in der Er-

läuterung des Begriffes, noch in der Erkenntniß, wie und wohin man zu streben habe. Diese Formel ist nur eine neue Wendung des altbekannten: „Was du thust, thue es gut.“ Aber was ist gut? Die Frage hat die Denker aller Zeiten beschäftigt und bis jetzt keine zutreffende Antwort gefunden, wird sie auch nicht finden. Jeder denkende Mensch bildet aus seiner gesammten Lebensanschauung den für ihn gültigen Begriff des Guten. Dieser subjectiven Auffassung unterworfen bleibt, woran das gute von anderm Wissen sich abhebt.

Nicht Umfang, nicht Vollständigkeit, nicht Tiefe des Wissens bezeichnen die Grenze zwischen Bildung und Halbbildung. Der äußere Anklang der Worte verleitet leicht zu der irrigen Vorstellung, als ob es sich um eine vergleichbare Verschiedenheit zweier verwandter Begriffe handelte; in Wahrheit aber fehlt ihnen jede Gemeinsamkeit. Die Halbbildung ist keine Station auf dem Wege zur vollkommenen Bildung; sie sind zwei verschiedene Richtungen, welche, nachdem sie an einem bestimmten Berührungspunkte voneinander geschieden sind, niemals wieder ganz zusammentreffen, wie sehr sie ab und zu sich zu berühren scheinen. Ausgang, Weg und Ziel der Bildung muß man fest im Auge behalten, um die Abirrung der Halbbildung richtig zu schätzen. Unschlichtbar ist der Streit über Wesen und Wirkungen der Halbbildung, der aus der Verschiedenheit der Anschauungen über die Bildungszwecke entspringt. Eine Verständigung ist nur unter denjenigen zu erreichen, welche über die Bildungszwecke selbst übereinstimmend denken.

Die geläufige Vorstellung begreift unter Bildung eine Summe auferlernter Kenntnisse und verlegt in diesen Begriff genau dieselben irrigen Voraussetzungen, welche ich soeben aus der Definition der Halbbildung zu entfernen gesucht habe. Gegen jene Vorstellung habe ich bereits als meine Ansicht entwickelt, daß das Wesen der Bildung in dem Charakterinhalt des Menschen aufzusuchen ist. Das Ergebniß meiner Entwickelung habe ich zusammengefaßt in den Worten: „Die Aufgabe der Erziehung ist, auf alle denkbaren Lagen vorzubereiten; auf sie eingerichtet sein ist der Inhalt der Bildung.“

Dieser Satz ist vielfach angefochten worden. Die Erläuterung, zu welcher ohnehin der Gang der jetzigen Entwickelung mich zwingt, wird wenigstens das Misverständniß beseitigen, welches die epigrammatische Form des Satzes verschuldet hat. Unter „allen denkbaren Lagen", mit welchen die Erziehung sich beschäftigen, welche die Bildung bewältigen soll, verstehe ich nicht die unbegrenzte Zahl von Combinationen, welche aus den unübersehbaren Zufällen und wunderlichen Verschlingungen des Einzelgeschickes sich ergeben können. An einer solchen Erziehungsaufgabe würde jede Kraft erlahmen. Die Erziehung hat es nicht mit einem abstracten Wesen zu thun, sondern knüpft stets an gegebene Verhältnisse an.

Seit dem ersten Augenblick befindet sich der werdende Mensch innerhalb einer bestimmten Sphäre, welche einen Kreis wahrscheinlicher oder den Umständen nach wohl denkbarer Combinationen um Gegenwart und Zukunft zieht. Auf diese soll die Erziehung vorbereiten, und es ist eine wesentliche Bedingung der Erziehungskunst, nicht über diesen Kreis hinauszuschreiten und ins Unbegrenzte zu fallen. In weitester Anschauung unsers Lebenszweckes pflegt man den Menschen als Weltbürger zu bezeichnen. Auch dieser größte Maßstab kann nur an bekannten Punkten einsetzen und nur übersehbare Ausschnitte aus der Gesammtheit aller Möglichkeiten umfassen. Die Welt, deren Bürger der Einzelne ist, wird begrenzt durch die Beziehungen, welche ihn mit den äußern Dingen verbinden und seine Umgebung vorstellen. Die Welt, mit welcher ich nicht in Berührung komme, ist nicht meine Welt.[1]) Freilich

[1]) Der schwere Irrthum der individualistischen Philosophie bestand darin, daß sie den Satz aufstellte: die Welt, mit der ich nicht in Berührung komme, ist nicht; und diese dialektische Construction sogar noch erweiterte zu dem Satze: die Welt, mit der ich nicht in Berührung kommen will, ist nicht. Wer diese zu dialektischen Zwecken verwendbare Construction für eine inhaltliche Definition des Lebens nahm, gerieth leicht in Vorstellungen, welche unwahr und der Lächerlichkeit preisgegeben waren. Dagegen hat die Philosophie schon früh zur Charakterisirung der Individualbedeutung eines jeden Menschen die Bezeichnung Mikrokosmus gefunden: ein Name, der einen werthvollen, inhaltlichen, praktisch wirksamen Begriff glücklich ausdrückt und deshalb durch die ganze Culturentwickelung sich erhält.

sind diese an den einzelnen Menschen haftenden Welten nicht starr und völlig abgeschlossen gegeneinander. Die Himmelskörper, denen man gleichfalls den Namen der Welten beilegt, stehen unverrückbar in ihren isolirten Sphären, oder bewegen sich in festen Bahnen, in zugemessenen Entfernungen, und selbst die anscheinend ziellos herumschweifen, müssen von jeder andern Welt in genügenden Zwischenräumen getrennt bleiben, wenn sie nicht vernichtet werden oder vernichten sollen. Mit größerer Freiheit bewegt sich der Mensch in dem Raume, welcher seiner Gattung zugänglich ist. Leisen Eindrücken weichen die Standpunkte der umgebenden Dinge, oder Dinge treten gänzlich aus der Umgebung und machen andern Platz, der Mittelpunkt ist verschoben und in andern Umrissen gestaltet sich die neue Sphäre. Je nach der Weite seiner Fähigkeit weiß der Einzelne sich in die neue Sphäre hineinzufinden und mit Sicherheit in ihr zu bewegen. Deshalb ist die Erziehung der Menschen nicht auf eine Linie zu stellen, auch nicht bildlich zu vergleichen mit den Gesetzen, welche die Natur ihren festgeordneten Welten vorgeschrieben hat, um deren Verhältniß zueinander festzustellen. Das Menschengeschick spielt sich nicht in festen Bahnen ab. Aber die unberechenbare Zukunft soll die Gegenwart nicht verwirren, die Wandlungsfähigkeit nicht die wirkliche Gestalt verkümmern. Der Inbegriff aller im Gesichtskreis liegenden Combinationen ist meine jetzige Welt; darüber hinaus braucht der umsichtigste Blick nicht zu schweifen, und nur in dieser Beschränkung gewinnt der Blick eine sichere Umsicht. In weiterer Ferne erheben sich die Nebel, welche reich an Täuschungen sind und dem angestrengten Auge beliebige Gesichter vorgaukeln.

Niemand in unserm Gesellschaftskreise gilt für ungenügend vorgebildet, weil er nicht mit den Eigenschaften ausgestattet ist, ohne welche der Forschungsreisende in Innerafrika unrettbar zu Grunde geht. Wenn aber der hierfür nicht vorbereitete Mann eine Forschungsreise unternimmt und beim Eingang schon in die neuen Anforderungen sich nicht zu schicken weiß, so entbehrt er für die Lage, welche das Unternehmen schafft, alle Vortheile seiner sonstigen Bildung; das Wesen der Gebildeten ist ihm verloren und kommt erst wieder, sobald er in eine Lage zurückkehrt, welcher er

besser gewachsen ist. Selbst der Höfling findet keinen Bildungsmangel an dem Privatmann, der völlig unbekannt ist mit den gewundenen Gebräuchen des Hofes; verständig in allen ihm eigenthümlichen Gewohnheiten, darf der wackere Bürger ohne Scheu lachen über die meinungslosen Aufzüge und Bewegungen des Galastils. Führt denselben Mann Zwang oder Wahl an den Hof und gebietet ihm der Zweck, in jenen ihm fremden Kreisen zu verweilen, so gibt er leicht, ganz nach der Weise der Ungebildeten, sich dem Lachen preis, wenn er ungeschickt die vorgeschriebenen Bewegungen ausführt. Bedeutende Pläne können an solchen untergeordneten Rücksichten scheitern. Ein sehr belehrendes Beispiel hat sich neulich ereignet; besonders lehrreich, weil es die wahren Merkmale der Bildung an zwei weit auseinanderliegenden Culturzuständen erläutert. Rothhäute, Häuptlinge der Wilden genannt, kamen nach Washington, um wegen erlittener Unbilden sich zu beschweren und über bessere Sicherheit für die Zukunft zu unterhandeln. Reden wurden zwischen den Commissaren der nordamerikanischen Regierung und jenen Häuptlingen ausgetauscht und die beiderseitigen Ansprüche ganz geschäftsmäßig erörtert. Ich habe einen lebhaften, und wie mir schien, wahrheitsgetreuen Bericht jener Unterhandlungen gelesen und empfing den Eindruck, daß die Häuptlinge, so weit die Sprache in Betracht kam, ihre Angelegenheiten vortrefflich vertraten; ihre Reden waren klar, angemessen, Muster wahrer Beredsamkeit. Nach meiner Schätzung übertrafen sie hierin den Wortführer der nordamerikanischen Regierung. Es gelang ihnen vollständig, vor dem unbefangenen Urtheiler die Gerechtigkeit der von ihnen vertretenen Sache klar zu legen, das ihnen zugefügte Unrecht in seiner ganzen Nacktheit bloßzustellen; im Kampf der Gründe blieben sie die Sieger. Aber völlig hülflos waren sie in allen Beziehungen des geselligen Verkehrs; ihr Benehmen war kindisch unbeholfen, und aus dem Gemisch der von ihnen nachgeahmten Sitten und Gebräuche und ihres ungebildeten Wesens entstanden unausgesetzt die komischsten Scenen, sodaß sie selbst die Lächerlichkeit empfanden, welche sie hervorriefen, die Unterhandlungen abbrachen und zu ihrem großen Nachtheil das Feld vorzeitig räumten. Im Austausch der Worte und in Darstellung der Ge-

danken genügten die „Wilden" den Erfordernissen der tüchtigsten Bildung, und doch ist die Beredsamkeit in den Künsten der Civilisation hochgestellt und nur durch vielfältige Uebung der Geisteskräfte zu erlangen; aber sie unterlagen in jener einfachern Kunst der äußerlichsten Umgangsform, in welcher der inhaltloseste Stutzer mit leichter Mühe sich zurechtfindet und das Höchste erreicht. Geringfügig, wie diese durch Abrichtung zu erlangende Fertigkeit ist, in dem gegebenen Falle entschied sie das Schicksal der Unterhandlung. In der engen Sphäre ihres gewohnten Lebensinhalts hatten die Wilden sich bis zu einer Beredsamkeit durchgebildet, welche nach den dort gewonnenen Vorstellungen und den Bedürfnissen ihrer einfachen Gesellschaftszustände vollendet war, und selbst den verwickelten Verhältnissen des Streites konnten sie Genüge leisten. Aber ein Fehler war es, daß sie in einen völlig unbekannten Umgangskreis sich begaben und ihre Kräfte auf einem Boden versuchten, für welchen sie nicht im geringsten vorbereitet waren.

Nicht immer „wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken". Das Dichterwort bewahrheitet sich allgemein vielleicht an genialen Naturen, sonst nur unter besonders günstigen Voraussetzungen. Für den Durchschnitt der Menschen und der Verhältnisse überwiegt die entgegengesetzte Regel. Oft hat der tüchtige Mann, herausgerissen aus seinem kleinen Kreise, wo er sich völlig bewährt hatte und zu eng eingeschlossen schien, in der größern Stellung als ganz klein sich erwiesen, und es zeigte sich jetzt, daß die frühere Beschränktheit des Berufes und die durch Uebung gesicherte Herrschaft der Grund seiner Tüchtigkeit war. Der Hinaufgezogene war mit den größern Zwecken nicht gewachsen, sondern auf der hervortretenden Höhe kam die natürliche Kleinheit der Maße zum Vorschein, während er an der kleinen Umgebung sich bedeutend abgehoben hatte. Selbst Gewohntes mislang ihm jetzt, weil er, unsicher in der neuen Stellung, mit der gewohnten Herrschaft die gewohnte Geschicklichkeit eingebüßt hatte. Das Gefühl hiervon ist weit verbreitet und beherrscht die vielen Tüchtigen, welche in ihrem sichern Wirkungskreise sich wohl befinden und lebhaft widerstreben, den Kreis zu erweitern oder aus demselben herauszutreten, in der Besorgniß, daß ihr Werth dadurch beeinträchtigt würde. Aber nur

bis zu einem bestimmten Grade ist die Zurückhaltung löblich; weiter getrieben wird sie zum Fehler und vermindert die gewonnene Tüchtigkeit, indem sie zu unpassendem Benehmen verleitet.

Niemand ist losgelöst von seinen geschichtlichen Vorbedingungen, niemand kann sich ganz freihalten von den Ansprüchen der Gesellschaft, von den Einflüssen der Umgebung. In der Einöde noch hängt der Einsiedler an tausend Fäden mit seinem und der Ahnen Vorleben zusammen; so weit ihm die Wahl gestattet ist, werden Nahrung und Lebensweise dadurch bestimmt und die erzwungene Entbehrung ererbter oder angeeigneter Bedürfnisse wird am Behagen, zuweilen an Gesundheit und Leben gebüßt. Wer aber nicht ganz abgesondert, wie doch nur wenige, sondern im Verkehr, und sei es im allereinfachsten Verkehr lebt, wird durch Gesetz, Sitte oder durch einen zur Gewohnheit gewordenen Antrieb gezwungen zu einer bestimmten Lebensweise, die er nicht nach Belieben ändern kann. Der ganze Lebensinhalt des Menschen ist ein geschichtliches Product; in einigen Beziehungen völlig bestimmt und unveränderlich, in andern schmiegsamer durch einen Beisatz freier Gestaltungsfähigkeit. Das Kind kann sich nicht zum Manne, der Mann nicht zum Kinde sich machen. Dasselbe Gesetz herrscht oder mischt sich mitbestimmend ein auf Gebieten, welche völlig unter die Herrschaft des freien Willens zu fallen scheinen. Nichts ist man geneigter für willkürlich zu halten, als die Gewohnheiten in der Umhüllung und Ausschmückung des menschlichen Körpers, und dennoch unterliegen sie verschiedenen Graden des Zwanges. Eine gewisse Bekleidungsweise ist schon in frühen Zuständen der Civilisation durch die Sitte geboten. Und selbst in dem urwilden Lande, wo der Eingeborene ohne Unbequemlichkeit und ohne Verletzung des Schamgefühls volle Nacktheit sich gestattet, wird der aus civilisirter Gegend hierher Verschlagene aus Scham einige Bekleidung aufsuchen. Selbst die in unaufhörlichem meinungslosen Wechsel begriffene Mode schreibt ihre Gesetze nicht blos Aenderungssüchtigen vor; auch Widerstrebende zwingt sie zu einem Entgegenkommen. Die Frau von gutem Geschmack und feiner Empfindung kann, bei der größten Neigung zu einer schicklichen Selbständigkeit, nicht lange und gänzlich der Mode sich entziehen, die vielleicht

nach wenigen Monaten für abstoßend oder unziemlich gilt. Der Zwang, welchen die freie Selbstthätigkeit geschaffen oder vererbt hat, wirkt gegen den Gewöhnten oft wie ein Naturzwang.

Grenzen gibt es für die Erweiterung, Grenzen auch für die Einengung der Sphäre, in welche sein Geschick den Einzelmenschen gestellt hat. Dazwischen liegt der Spielraum für die Selbstbestimmung, aber auch innerhalb desselben gibt es Zonen für das Zweckmäßige und Gestattete. Zum Verharren wie zu Verändern zwingt die umgebende Gesellschaft. Wer gegen die Forderungen, welche Geschichte und Umgebung an ihn stellen, hinter die erlaubten Grenzen sich zurückzieht, übt nicht mehr weise Selbstbeschränkung, sondern wird zum „Philister". Mit glücklichem Humor bezeichnet die Volkssprache im „Philister" das Charakterbild des Mannes, der, tüchtig herangebildet für seinen Beruf, einen Zaun um denselben aufrichtet und jeden frischen Zug von außen absperrt; selbst ersichtliche Vortheile bringen ihn nicht aus dem engen Gehege, weil er in der erweiterten Sphäre nicht mehr bequem sich zu fühlen fürchtet. Die so weit getriebene Vorsicht hält einen guten Theil der vorhandenen Kräfte gebunden und vermindert die Achtung, welche den sonstigen Verdiensten gebühren würde, wie sie in der That den Werth beeinträchtigen. Die wahre Tüchtigkeit bewährt sich erst in dem richtigen Ausmaß, bis wohin die Nothwendigkeit zwingt, wo es geboten ist, den drängenden Trieb zu zügeln, und wo die Wahl freisteht, anzuspornen oder zu mäßigen.

Ein großes Gesetz durchdringt alles geistige Wesen und hält den Menschen ununterbrochen in verschiedenartiger Bewegung. Er muß fortschreiten und kann nicht nach Belieben verharren, ohne in seinen besten Trieben zu verkümmern; und fortschreitend nach dem mächtig ihm eingepflanzten Drange läuft er Gefahr, in Lagen zu gerathen, denen er nicht gewachsen ist, und unwirthschaftlich die gemessene Kraft zu zerstreuen. Denn wer ungenügend vorbereitet in eine neue Lage eintritt und diese nicht zu beherrschen vermag, wird ein Spielball der Umgebung und leidet empfindlichen Nachtheil an dem Herrscherberuf, welcher als erhabenstes Merkmal den Menschen von der Dienstbestimmung der andern Creaturen aus-

zeichnet. So zwischen zwei Gefahren gestellt, vermeidet man beide nur, indem das Gleichgewicht zwischen Fortschritt und Vorbereitung auf das sorgsamste überwacht und erhalten wird. Dieser Aufgabe muß der Einzelne wie die Gesammtheit obliegen.

Erweitert die Gesellschaft ihre Beziehungen und zwingt sie jedes von ihrer Bewegung ergriffene Mitglied, den eigenen Kreis der Interessen über den hergebrachten Umfang auszudehnen, so muß die Erziehung gleichen Schritt halten und dem Hinausgezogenen ein größeres Maß von Bildung zu eigen machen. Aber je höher die Anforderungen an den Erziehungsberuf steigen, um so größer ist die Verlockung zu jener leichtern, aber falschen Methode der bloßen Abrichtung, welche ich bereits geschildert habe; zu jener Angewöhnung eines blos äußern Benehmens, welches, ohne das Wesen der an den Menschen herantretenden Dinge zu ergreifen, doch den Schein der Herrschaft verleiht.

Hier liegen Wesen und Quelle aller Halbbildung vor uns ausgebreitet. Je umfangreicher die Umgebung und ihre Beziehungen sich gestalten, je mehr Dinge an den Menschen mit zwingenden Ansprüchen herantreten, um so mehr Anreiz, sich mit den Dingen äußerlich abzufinden. Dies ist der Grund, weshalb mit der steigenden Civilisation zugleich die Halbbildung zunimmt. Man hat versucht die Thatsache oder doch den ursächlichen Zusammenhang zu bestreiten; in löblichem Eifer für die Meinung, daß die Civilisation nur Gutes wirke, und daß jede hiervon abweichende Wahrnehmung auf irgendeiner Täuschung beruhe. Die Erfahrung aber und die mit ihr übereinstimmende Logik zwingen zu dem Geständniß, daß alles Ueberhandnehmen der Halbbildung eine Folge ist der Bewegung, welche wir als das Fortschreiten der Civilisation anerkennen.

2.

Soll die Menschheit, um das begleitende Uebel zu vermindern, die Fortschritte hemmen und den Umfang ihrer Sphäre mit Absicht verengen?

Sie soll es nicht, und sie könnte es nicht; so wenig, wie der Einzelne den einmal gewonnenen Standpunkt seiner Entwickelung zurückrücken kann.

Es gibt eine Richtung des Denkens, welche mit allen Mängeln menschlicher Einrichtungen leicht fertig wird. Nur die sichtbaren Naturbedingungen erkennt sie als nothwendig an; Krankheit, Tod und anderes Naturleid, die Hülflosigkeit der ersten Jugendzeit, die Gebrechlichkeit des Alters sind nicht abwendbar. Aber was nicht in sichtbarer Naturnothwendigkeit wurzelt, läßt sich umgestalten und braucht nicht widerwillig ertragen zu werden. Nur Willkür und Eigennutz erhalten das Hergebrachte, auch wenn es nicht befriedigt. Ist erst erwiesen, daß eine Einrichtung geschichtlich geworden ist, daß eine Anschauung im Laufe der Zeit sich befestigt und zur Sitte ausgebildet hat, so gilt der Beweis für erbracht, daß man blos zu wollen und thatkräftig einzuschreiten brauche, um das Gegebene durch Besseres zu ersetzen. Unter dieser Geistesrichtung ist die viel misbrauchte Bezeichnung der „geschichtlichen Kategorie" zum Stichwort einer Agitationslehre geworden, welche gleich sehr die Natur des Menschen, wie das Walten der Geschichte misversteht. Auch die menschliche Gesellschaft ist eine Naturentwickelung, die nicht mit Willkür rückwärts oder sprungweise vorwärts an einen bestimmten Ort gestellt werden kann. Wie jede andere Entwickelung läßt sich auch diese mit geeigneten Mitteln fördern und hemmen, aber Mittel, Weise und Wirkung sind vorgeschrieben durch die Eigenschaften des zu entwickelnden Gegenstandes. Wenn die vorgeschrittene Entwickelung die Ansprüche an uns gesteigert, die Vorbedingungen der Befriedigung vermehrt, die Behaglichkeit vermindert hat, so steht es nicht in unserm Belieben, den Fortschritten zu entsagen und zu einem frühern Zustand größerer Einfachheit zurückzukehren, sondern wir müssen untersuchen, aus welchen Anfängen wir zu den heutigen Zuständen gelangt sind, ob sich aus der bisherigen Entwickelung das Ziel erkennen läßt und die Richtung, wohin wir streben. Und wenn wir bestätigt finden, was wir zu empfinden glauben, daß unter einfachern Verhältnissen der einzelne Mensch größere Befriedigung und die Gesellschaft besser gesicherte Grund-

lagen zu gewinnen vermöchten, so müssen wir prüfen, ob und mit welchen Mitteln, ohne Opfer der bisherigen Errungenschaften, die größere Einfachheit sich erreichen lasse.

Fast alle Völker, welche an den Mühen unsers geschichtlichen Berufes betheiligt waren, haben sagenhaft oder als Glaubenslehre eine in schuldloser Einfachheit glückselige Vergangenheit als Urzustand sich vorgestellt, aber die Geschichte bestätigt diese Vorstellung nicht. In die ersten Anfänge der Völker des heutigen Civilisationssystems reicht die Beobachtung nicht zurück, aber wo die Menschen der gebildeten Welt mit solchen zusammentrafen, welche noch den Uranfängen nahe schienen, fanden sie kein Anzeichen jener Einfachheit, welche glückselig macht oder auch nur größeres Behagen schafft. Sorgen, Entbehrungen und Laster entspringen aus niedrigern Trieben, und die höchsten Vorzüge ruhen in keinem edeln Sinne, sondern wurzeln in der Noth und reichen nicht weiter als die Noth. So beschaffen sind, die uns als Urmenschen oder als die nächsten Zeugen des ursprünglichen Menschenthums gelten. Aber aus den Trümmern vorgeschichtlicher und den Hinterlassenschaften geschichtlicher Zeitalter erfahren wir, daß die Civilisation Epochen besaß, deren Träger einen bis heute noch nicht wiedererlangten Grad des Glücks und der Vervollkommnung besaßen, auf Grund weit einfacherer Anschauungen, Sitten und Einrichtungen. Ein solcher höhere Grad freudvollen Daseins und bedeutender Leistungen ist uns überliefert in dem Gesammtzustand des griechischen Volkes zu der Zeit, welche man als die Periode der classischen Einfachheit bezeichnen darf, weil wir in der Einfachheit die bewegende Ursache der damaligen Vollkommenheit erkennen. [1])

[1]) Was uns als „die Blüte Griechenlands" bekannt ist, gilt nicht von ganz Griechenland, und stellt einen Zustand dar, an welchem vermuthlich nur ein kleiner Kreis von Menschen theilhatte. Auch beruht unsere Vorstellung auf literarischen Ueberlieferungen und Kunstdenkmälern, welche keinen unmittelbaren Rückschluß auf den gewöhnlichen Haushalt und das Gesammtleben des Volkes gestatten. Aber zur Charakterisirung einer Geschichtsepoche und als Muster für einen erstrebbaren Zustand reicht die Ueberlieferung aus.

Oft ist unter Gebildeten die Frage aufgeworfen worden, ob es möglich sein würde, in den obersten Wirkungskreisen des Geistes die Höhe zu erreichen, auf welcher die Griechen vor uns standen. In manchem haben sie Vollendetes geleistet, und es scheint unmöglich, sie zu übertreffen. Aber die Frage bezieht sich nicht auf Einzelerscheinungen, sondern ob nicht in dem Gesammtumfange menschlicher Bestrebungen jene Epoche das Höchste erreicht habe. Die Antwort ist von weittragender Bedeutung, weil sich danach richtet, ob man in einem vergangenen Geschichtsabschnitte ein Muster zu besitzen glaubt, nach welchem sich die Menschheit zu bilden habe. An einer andern Stelle habe ich als den wesentlichsten Unterschied zwischen dem damaligen und heutigen Streben hervorgehoben, daß die Jetztzeit sich nicht mehr mit dem Glück und den Begabungen eines bevorzugten Kreises begnügt, sondern das erreichbar beste Los dem Durchschnitt der Menschen gleich zugänglich machen will. Hier jedoch leitet mich die Untersuchung nach einer andern Richtung. Haben die Bevorzugten jener Vorzeit das Höchste erlangt, was dem Menschen anzustreben geziemt, und besteht der Fortschritt seitdem nur in der Ausdehnung des Antheils auf die Menge? Sind die Leistungen selbst herabgesunken und werden sie die frühere Höhe niemals übersteigen oder nicht einmal wiedererlangen? Viele behaupten dies in Bewunderung vergangener Herrlichkeit. Die Denkmäler, welche aus den Zerstörungen der Jahrtausende wie durch ein Wunder gerettet wurden, lassen auf eine erstaunlich hohe Entwickelung schließen. Alle aufbewahrten Erinnerungen durchzieht ein großartiger und beglückender Sinn. Das innigste Band umschlingt das häusliche Leben und das Gemeinwesen. Glühende Vaterlandsliebe, Todesverachtung und unbezwingbare Tapferkeit in öffentlicher Gefahr; Pracht, Herrlichkeit und Ehre des Staats in unmittelbarem Antheilsbesitze aller Bürger. Herrscher und Regierte, Vornehme und Geringe, Alter und Jugend in traulicher Wechselbeziehung; in allen dieselbe höchste Schätzung idealer Güter, für welche durch Wort und That das Verständniß geweckt und erhalten wird. Heiterer Himmel, fruchtbarer Boden, wechselvolle Landschaft, der Blick bald in heimlicher Begrenzung

der sanft umschlossenen Thäler, bald hinausgerichtet auf die endlose Weite des Meeres. Feste, welche das ganze Volk zusammenführen und wie die lichte Sonne ins Gemüth sich senken. Heftige Triebe steigern das Wettspiel zum ernsten Ringen um den Sieg; aber selbst der leidenschaftliche Kampf darf nicht heraustreten aus dem Rahmen maßvoller Formen. Und die Sprache, dieser Flügelschlag des Geistes, der uns ewig umweht und die Saiten der Seele stimmt, — die griechische Sprache, biegsam wie der Gedanke, fest und geschmeidig wie ein geringeltes Panzergewand, in vollendeter Schönheit des Redegefüges, und der tönende Wohllaut umwallt das Gehör, wie linde Bergluft die Stirn umfächelt. Jeder kennt den Sagenschatz seiner Nation, die Gesänge der unsterblichen Dichter, die Kämpfe und Schicksale der Helden, deren Gestalten in lebensvoller Größe und Frische aus der Urzeit in die Gegenwart hineinragen. Und alle diese Fülle erzeugt und nährt im ganzen Volke das Bewußtsein, daß sie die Ersten sind unter den Menschen, daß nirgends auf Erden mehr zu erwarten ist, als die Heimat dem Letzten der Bürger bescheidet. Nach Jahrtausenden noch strahlt zu uns herüber das Abbild der großen und schönen Zeit, da dem einfachsten Bürger vergönnt war, sich ein Los zu bereiten, welches die Hochgestellten der Nachwelt ihm neiden dürfen. Wir selbst, je größer das Maß der uns zuertheilten Bildung, mit so größerm Fleiße vertiefen wir uns in die Hinterlassenschaft jener Zeit; wir erhöhen unsern Geist an der Vorarbeit jener beglückten Menschen, und jede frisch entdeckte Spur vermehrt die Zeugnisse vollendeter Leistung und eröffnet neue Ziele des Nacheifers.

Sind wir nur die Epigonen, welche mit vergeblicher Sehnsucht auf die entschwundene Größe zurückblicken, liegt der Höhepunkt des menschlichen Genius hinter uns und vor uns allein das Streben, die verlorene Höhe wieder zu erklimmen? Viele glauben es, aber oberflächliche Beobachtung verleitet sie. Der erkennbare Faden in der leider nur stückweise bekannten Geschichte der Menschheit zeigt uns diese in ununterbrochenem Fortschritte. Kraft und Fähigkeit sind nicht vermindert; nicht blos in der Ausdehnung auf die Gesammtheit sind die Ziele der Civilisation ge-

wachsen, sondern auch im Vergleiche mit den Bevorzugten des Alterthums ist der moderne Mensch reicher ausgestattet und der Inhalt seines Geisteslebens erweitert. Die Größe des Reichthums ist es, was uns um die Schönheit der Ausstattung gebracht hat und jetzt die Kräfte anspannt, um zum Reichthume die Ordnung zu gewinnen und das mit Inhalt überfüllte Leben auch schön zu gestalten.

Glückliche Umstände hatten unter einem engbegrenzten Himmelsstrich ein Volk versammelt, welches in allen äußern Bedingungen ein seinen Neigungen gemäßes Entwickelungsfeld fand und in diesen angewiesenen Grenzen seine Bildung aufnahm und vollendete. Die Beschaffenheit der Landschaft begünstigte das Emporkommen kleiner Heimstätten, in denen der Bewohner alles fand, was wohlthätige Einschränkung mit einer hinreichenden Weite des Gesichtskreises vereinbar macht. Unter günstigen Nahrungs- und Betriebsverhältnissen entstehen Städte, erblühen zur Unabhängigkeit und Macht und werden Staaten. In seinem Städtestaat findet der Bürger Raum für nachbarlichen Verkehr, aber auch für die Entfaltung jenes staatlichen Sinnes, welcher den Geist erhebt und ihn schützt, daß er nicht in den Reibungen des kleinen Nahrungsstreites oder an noch mindern Zwistigkeiten sich erschöpfe. Handel und mäßige Schiffahrt führen an fremde Küsten, aber das fremdartige Wesen der Barbaren verlockt nicht zur Loslösung von der Heimat. Dagegen bieten die Stammverwandten unter sich genug Verschiedenheiten, bilden genug Gemeinschaften, um eine kleine Welt staatlicher Gebilde zu schaffen, in welcher es Raum gibt für Waffenthaten, Friedensschlüsse, Bündnisse, Kriegsgemeinschaften, für jenes Spiel der Leidenschaften, in welchem gewaltthätige Kraft und Edelmuth sich entfalten, Haß und Neigung um Menschen ein festes Band flechten und das Gefühl der Zusammengehörigkeit ausbreiten. In dieser kleinen Großwelt üben sich die Geister der glücklich beanlagten Nation; die Gesellschaft vereinigt alle Vortheile enger und weiter Beziehungen. Staat, Gemeinde, Genossenschaft ist allen Bürgern die Heimatstadt. Geselliges Leben schafft zahlreiche Mittelpunkte, erhält eine regsame Theilnahme. Die Augen Aller richten sich auf die Fähig-

keiten und das Thun jedes Einzelnen, und wer über die Menge vortheilhaft sich erhebt, ist allen sichtbar. Um den Tüchtigen scharen sich die Lernbegierigen, und wie ein Familienvater übergibt der Meister das gelungene Werk dem befähigten Nachfolger, damit er das Begonnene in gleichartigem Geiste fortsetze und vollkommener mache. Ununterbrochen ist die Kette der Beobachter, deren Lob und Tadel das endgültige Urtheil bilden und über das Schicksal der Leistungen entscheiden. Der Geschmack der Menge wird zum Gesetz, und damit dieser nicht abirre, bemühen sich die Lehrer und Meister, den Sinn der Menge auf das Edle zu richten, und es entsteht die Wechselwirkung, in welcher das ganze Volk Bildung gibt und Bildung empfängt. Aus einem solchen lebensvollen und planmäßigen Zusammenwirken nachfolgender Geschlechter entwickelte sich die griechische Blütezeit, die Vollkommenes hervorbringt in allem, was auf den einfachen Grundlagen der nationalen Geistesrichtung in Bildung und Darstellung sich erreichen ließ.

Die schönsten Gesänge aller Zeiten berichten den ersten Waffenruhm und die großen Thaten der Vorfahren; schildern Götter und Helden gerade so, wie sie die Vorstellung des Volkes ausfüllen, und das Gedicht wird zugleich zum Buche des Glaubens und der Geschichte. Keinen Schritt entfernt sich der Dichter von den Landschaften der Heimat und den nachbarlichen Gestaden, aber in diesem engen Raume belauscht er alles Leben, wie es in der Wirklichkeit sich ereignet, wie es phantastische Verbindungen mit der unter- und überirdischen Welt, mit der Zwischenwelt der aufgeregten Phantasie herstellt, umfaßt sein Gedicht alle Lagen, in denen die wechselvollen Schicksale viel umhergetriebener Helden sich bewegen, die Tage ruhig oder sorgenvoll am häuslichen Herd sich abspinnen, umfaßt er alle Gefühle, welche die Menschenbrust durchbeben. Keiner andern Nation war es vergönnt, ein so vollendetes Abbild ihrer geschichtlichen Vorzeit in dichterischer Ueberlieferung zu empfangen; nirgends bisjetzt sind die schlichten Erzählungen Homer's erreicht worden und niemals, dürfen wir mit der Sicherheit eines ästhetischen Gesetzes sagen, wird ihre schlichte Schönheit übertroffen werden. Wie nun, wenn wir die Ilias oder die Odyssee mit der „Göttlichen Komödie" vergleichen, welche seit Jahrhunderten unter

den besten Kunstkennern der gebildeten Nationen als das erhabenste Epos der modernen Welt galt? Ich will nicht darüber urtheilen, mit welchem Recht das italienische Gedicht auf einen so hohen Platz gestellt worden ist und wie lange in Zukunft es sich auf demselben erhalten wird, aber als unbestreitbar darf ich behaupten: in einfacher Schönheit hält Dante nicht entfernt den Vergleich mit Homer aus, obschon er die Feinheiten der italienischen Sprache bis in die letzten Fibern durchforscht, die Sprache selbst zur vollendeten Formschönheit ausgestaltet hat; jedoch an Menge verschlungener Empfindungen und Ereignisse überragt der italienische Dichter den griechischen bei weitem.

Die tragische Muse der Griechen holt ihren Stoff aus dem Sagenschatz, der in der Erinnerung der Nation lebt, gestaltet Handlung und Personen ohne wesentliche Zuthat in den bekannten Grundzügen, aber unter der Hand des Meisters wachsen die Handelnden bedeutsam und füllen die Maße aus, in denen Größe und Schönheit sich noch zu paaren vermögen. In allen Räumen des einfachen Aufbaues bewegen sich die Personen großartig und natürlich, und keine Vielheit der Absichten verknotet den Faden der Handlung. „Antigone", das Meisterwerk des Sophokles und das Prototyp des classischen Dramas, behandelt die Allen bekannte Erzählung, welche den griechischen Hörer in keinerlei Spannung versetzen konnte; aber jede in die Handlung eingreifende Person strotzt von Wahrheit und Lebensfülle, und jede Einzelgestalt repräsentirt einen Charakter, der bestimmt und geeignet ist, den Kampf mit dem Schicksal herauszufordern. Und wenn wir dieses, in seiner Gattung vollendete Drama mit dem „Coriolan", „Julius Cäsar" oder einer der andern großen Tragödien Shakspeare's, oder mit unserm allumfassenden „Faust" zusammenstellen, so bleibt gewiß die einfache und erhabene Schönheit des griechischen Werkes unerreicht, und dennoch sind die Fortschritte in den modernen Meisterwerken unverkennbar. Worin aber haben wir diese zu suchen?

Nach allen Verirrungen und nach den bestgelungenen Versuchen der Zwischenzeit, kehrt der geläuterte Geschmack mit rückhaltloser Bewunderung zurück zu den griechischen Darstellungen

der Menschengestalt, wie sie bald Geistesanlagen stärker hervorkehren und in gehobener Verschönung des ganzen Körpers die tadellose Reinheit und Ueberlegenheit der Götter versinnlichen, bald in liebevoller Hingebung den Menschen ruhend oder in einfacher Bewegung der Natur nachbilden. Die enge Begrenzung dieses Kunstzweiges gestattet keinen Ersatz durch Erweiterung der Aufgabe, es kann dem modernen Bemühen nicht gelingen, über die Absichten der classischen Zeit hinauszugehen.[1]) Von andern darstellenden Künsten haben wir keine genügenden Ueberreste, um durch Anschauung ein unanfechtbares Urtheil über die Leistungen der griechischen Meister zu gewinnen, aber was geeignet ist, uns darüber zu belehren, Berichte, dichterische Schilderungen, die Ausschmückung von Gefäßen, Wänden und Bauten lassen vermuthen, daß Gemälde, Tänze und Schauspiele nicht auf die kunstvolle Lösung verschlungener Themen gerichtet waren, sondern in dem schönsten Ausdruck einfacher Körperbewegungen oder einfacher Seelenregungen ihre höchste Vollendung gesucht haben. Werke der alten Tonkunst besitzen wir nicht, aber Meister der Neuzeit, welche unternahmen, die classische Dichtung musikalisch zu begleiten, haben zu den einfachsten Weisen gegriffen, und die Wirkung auf das Gemüth des classisch gebildeten Hörers deutet an, daß, nach unsern Anschauungen über die Geistesrichtung der Griechen, nach unserm Verständniß ihrer Dichtungen, jener einfache Rhythmus am meisten dem vermuthlichen Geschmack der classischen Zeit sich nähert und dem wahrnehmbaren Sinn der Worte sich anschließt. Gerade so denken wir über Er-

---

[1]) Dieser Satz war vor der Bekanntschaft mit den neuen Auffindungen zu Olympia und Pergamon niedergeschrieben. Seitdem habe ich, in Hinblick auf die neueröffneten Gesichtspunkte, jedes Wort sorgfältig geprüft und ich finde keinen Grund, meine Betrachtungen einzuschränken. In den leidenschaftlichsten Handlungen des Titanenkampfes sehe ich Einfachheit der Bewegungen und Mäßigung des Ausdrucks; und vielleicht ist der Fund zu Pergamon ein noch stärkerer Beweis, als bisher dafür erbracht war, daß die Griechen die Grenzen dieses Kunstzweiges erschöpft haben und den Nachkommen innerhalb der Schönheitslinien keine Erweiterung gestattet war. Wie ich denn überhaupt erwarte, daß die großen Entdeckungen dieses Jahrhunderts die Regeln Lessing's ergänzen, nicht aufheben werden.

läuterungen, welche ein heutiger Künstler durch Zeichnung, Farbe oder plastische Verzierung einem Lebensbild oder Werke aus altgriechischer Zeit gibt; immer soll der Stil hoheitsvoll und einfach sein. Diese bewußte Absicht hat Preller im Stil seiner Bilder zur Odyssee geleitet. Ob die Ausführung durchweg in diesem Geiste gelungen, ob nicht das Streben nach Einfachheit zuweilen in zu ärmliche Ausstattung verfallen sei, darüber herrscht wol Streit der Kenner, nicht aber über die richtige Beurtheilung des Stoffes, aus welchem der Meister das Gesetz sich geholt hat. Sogar unsere Dichterfürsten wählen, so oft sie Griechisches nachahmen, Inhalt, Klang und Führung der Worte, den Ausdruck der Empfindungen, Entschluß und Handlung in jener gehaltenen Weise, welche das Große nur in Verbindung kennt mit dem Einfachen und den bewegtesten Momenten den Anschein der Ruhe verleiht. In gleichem Sinne stellen die besten Schauspieler die altgriechischen Dramen dar und wir billigen, daß sie weit ab von der täglichen Uebung sich in die Beschränkung fügen, welche der Geist der Dichtung ihnen auferlegt.

Völlig anders erfaßt die moderne Kunst ihren Beruf; sie will sich mit dem Einfachen nicht begnügen und sie hat, seit dem Anfange der modernen Geistesrichtung, so andauernd von dieser Uebung sich abgewendet, daß nach Jahrhunderten der classische Geist fast neu entdeckt werden mußte; der verwöhnte Geschmack verstand die unscheinbaren Werke des classischen Griechenthums nicht und unterschätzte sie. Dagegen vertiefte sich die moderne Kunst in das Bestreben, das Gebiet ihrer Herrschaft auszudehnen. Sie schreitet hinein ins Gewoge des Lebens, steigt hinab zu den dunkelsten Gefühlen. Aus allen Weiten und Engen holt sie ihre Stoffe. Massen unternimmt sie zu bewältigen, Widerstrebendes zu vereinen, die Schönheit bald den Formen, bald dem Inhalt abzugewinnen. Dem Einfachen stellt sie das Mannichfaltige entgegen, und oft findet der aufmerksamste Sinn nur an einem leitenden Faden den Weg durch das Gewirre, welches, allmählich oder plötzlich sich lösend, einen unerwarteten Anblick gewährt, oder ungelöst das ahnende Gemüth bewegt. Der Pinsel des Malers windet sich durch die buntesten Scenen, durch das Gedränge unverbundener Mengen,

zeichnet in allegorischen Linien halbdurchdachte Gedanken, unverstandene Empfindungen; was nie gesehen worden ist und nie sich ereignet hat, stellt sich gestaltvoll dar und zwingt die Phantasie, den Ursprung der willkürlichen Schöpfung in sich zu erzeugen. Die Musik will nicht mehr in einfachen Weisen tändeln, sondern setzt sich schwere Themen vor und durcheilt im Wechsel anklingender Töne die ganze Stufenleiter verwandter Gefühle. Selbst den Kampf meidet sie nicht; es reizt sie, aus Widersprüchen den Accord zu entwickeln, die feindseligsten Gefühle hintereinander wach zu rufen, das Höchste sucht und findet sie in der Aussöhnung nach heftigem Ringen. Eine stets steigende Zahl von Instrumenten, die wachsende Fertigkeit, sie kunstvoll zu stimmen und zu spannen und, mit dem Druck des Hauches oder dem Schlage des Fingers, nach Belieben zu lenken, stellt dem Künstler ein unbegrenztes Reich von Klängen zu Gebote und aus zahllosen Verschlingungen und Verzweigungen entwindet sich das Meer von Tönen, für dessen Wohllaut der begabteste Hörsinn mit nachhaltigem Fleiß sich vorbilden muß. Die Dichtkunst reißt im Drama, der kraftvollsten Schöpfung ihres Genius, alle Schranken nieder, überspringt alle Grenzen, an welche die wirkliche Welt jeden Augenblick mahnt, eilt hin und zurück durch ungemessene Räume, versammelt eine Menge von Handelnden und stattet Helden und Dienende, jeden mit dem scharfen Gepräge eines besondern Eigenwesens aus, mischt Ernst und Witz, Hoheit und Niedertracht, Geradsinn und List, Weisheit und Narrending durcheinander. Diese Fülle von Aufgaben, dieses Auf- und Niederwogen der Gefühle, diese Menge der Menschen und Ereignisse geht weit über das hinaus, was eine griechische Seele hätte fassen, was der griechische Meister als fähig der Kunstbearbeitung auch nur sich hätte vorstellen können. Die „Leonoren", die „Heroika" Beethoven's, die Cartons Rafael's, den „Hamlet", „Romeo und Julia", „Coriolan", den „Götz", „Egmont" oder „Tell" würde kein Grieche schön gefunden haben, gewiß wäre ihm die Kunstbedeutung des Ganzen unverständlich geblieben wie unsere gothischen Denkmäler den Baumeistern der altgriechischen Tempel. Kaum bin ich gewiß, ob ein griechischer Sinn sich ganz zu vertiefen vermöchte in die endlose

Schönheit, welche Rafael in seinem vollendetsten Werke aus der fleckenlosen Reinheit der Jungfrau geholt und über das fast gewöhnliche Antlitz verklärend ausgebreitet hat. Müssen wir selbst doch, die Mit- und Nachlebenden, die wir bereits in dem erweiterten Ideenkreis erzogen sind, dieses Schöne erst begreifen lernen und unsere Empfindung für dasselbe oft erst durch Verbindung der Sinne und des Verstandes empfänglich machen. Deshalb entsteht bei jeder großen Wendung der Streit, ob wir vor- oder rückwärts gehen, ob neue Gebiete der Schönheit uns erschlossen, oder ob wir vom rechten Wege abgelenkt werden. Und dieser Streit, ob Häßlich oder Schön, bleibt Jahre, zuweilen Menschenalter hindurch ungeschlichtet und wiederholt sich an den größten Offenbarungen des Geistes nach Jahrhunderten. Wie denn Shakespeare, der gewaltigste Neuerer im Schöpfungsbereich der Kunst, von Periode zu Periode abermals angezweifelt wird und sein Riesenmaß immer aufs neue aus den wallenden Nebeln sich erhebt und den Blick an sich hinaufzieht. Andererseits ermuthigt der Zweifel die kühnsten Unternehmungen und schwere Verirrungen des Geschmackes erringen Herrschaft über die Empfindungen des Tages. Freilich im Laufe der Zeiten bleibt niemals die Wirkung aus, daß der wirkliche Fortschritt aus zeitweiliger Vergessenheit wiederkehrt und erhalten bleibt, die Irrungen aber, wie glänzend auch sie ihre Laufbahn begonnen, aus der nachhaltigen Entwickelung unsers Schönheitssinnes ausscheiden. So erweitert sich, mit Unterbrechungen zwar doch in großen Perioden stetig, das Gebiet, welches die wahre Kunst umfaßt, aber den Zeitgenossen fehlt die Sicherheit des Genusses, welche die Einfachheit der altclassischen Kunst gewährte.

Die Leistungen der Kunst sind das Abbild des Lebens. Ehedem suchte die Kunst ihre Vollendung in einfachen Darstellungen, wie das Leben selbst einfach und durchsichtig war, aber am Anfang der modernen Welt begann das Leben selbst seine Ziele auszubreiten und mit dem größern Umfang des Strebens mußte es Mannichfaltigkeit und Verwickelung in den Kauf nehmen. Nicht minder, als in der Kunst, sogar noch stärker kommt das Durcheinander der Aufgaben zum Ausdruck in der Umwandlung, welche das moderne

Staatswesen erfuhr. Die ganze Weite des Unterschiedes zwischen den frühern einfachen und den jetzigen verwickelten Verhältnissen zeigt sich im Vergleich des altgriechischen Städtestaates mit dem Großstaat, wie ihn die moderne Welt ausgebildet hat und auszubilden fortfährt. Wenn der griechische Staat so Bedeutendes geleistet, die Bürger in der Gesammtheit ihres Wesens ergriffen, alles ihnen gewährt und alles von ihnen gefordert hat, so wurde dies ermöglicht durch die Enge des Raumes und der Interessen. Der Staat konnte selbst die unmittelbare Sorge für den Lebensunterhalt, besonders für die Ernährung der Bürger in außerordentlichen Zeiten übernehmen. Von einem freien Entschluß hing es ab, in welcher Weise und in welchem Lebensalter der Staat die Erziehung der Kinder an sich nahm; jede Ordnung der Dinge konnte ohne Unbequemlichkeit durch den Gesammtwillen der Bürger in Form und Gesetzen bestimmt werden. Freilich gehörte hierzu die gesetzliche und sittliche Geltung der Sklaverei, damit kostbare und niedrige Dienste auf rechtlose Menschen abgewälzt werden durften und dem Bürger nur die Lasten vorbehalten blieben, welche nach Anschauung und Sitte dem freien Manne gemäß waren und gern getragen wurden. Unter solchen Bedingungen konnten weise Männer für ihre vaterstädtischen Staaten eine ganze Gesetzgebung entwerfen, welche von völlig verschiedenen Gesichtspunkten ausgehend, dem Charakter, den Gewohnheiten und Neigungen der Mitbürger entsprachen, deshalb gern angenommen und gehalten wurden, für lange Zeit in Geltung blieben und die öffentliche Ordnung wie das Privatleben bis in die intimsten Einzelheiten regelten.[1]) Im Hinblick auf solche Zustände konnte später der idealweise Plato das Bild eines vollkommenen Staatswesens entwerfen, welches in

[1]) Der altgriechische Städtestaat erhielt sich ganz isolirt, während jede moderne Neubildung sofort auf eine innige Verbindung mit dem Weltverkehr und mit der umgebenden Civilisation hingezwungen wird. Hierauf im wesentlichen beruht der Gegensatz, daß die Staatsverfassungen des Lykurg und des Solon Wurzel schlugen, durchgreifende und dauernde Wirksamkeit erhielten, während gleichartige Unternehmungen in moderner Zeit entweder sofort oder nach kurzer Blüte verkümmern.

unsern Augen und bei den uns gewohnten Vorstellungen wie eine mit vielen schönen Gedanken verzierte Spielerei sich ausnimmt.

Wie ganz anders sind die Aufgaben des modernen Staates, der zwischen den Millionen und sich zwar gleichfalls eine immer innigere Gemeinsamkeit herauszubilden strebt, aber nicht mehr im Stande ist, mit eigenen Mitteln den Widerstreit der unendlich verschlungenen, gehäuften, fremdartigen und gegensätzlichen Interessen allseitig befriedigend zu lösen. Nach und nach muß er die Kräfte der Einzelnen zu immer freierer Selbstthätigkeit entfesseln, damit die Energie der Individuen den größten Theil der schärfer hervortretenden Gegensätze vorweg ausgleiche, ehe das Gesetz den Rest der Verschiedenheiten durch seine zwingende Norm zähmt. Denn nicht mehr der nachbarliche Verkehr ist das Grundprincip des modernen Staates. Was bis heute noch von diesem kleinstaatlichen Wesen sich erhalten hat, entbehrt jeder Selbständigkeit, jeder Kraft der Selbsterhaltung und wird deshalb mit Recht als Misbildung betrachtet, während die Geschichte die Grundlagen unserer heutigen Staatenbildung in der Abrundung der Großstaaten abzuschließen eilt.[1]) Ueber Tausende von Meilen erstrecken sich Gewalt und Aufsicht; über Millionen, welche durch Abkunft, Stand, Beruf, religiöse Anschauungen, Beschaffenheit des Aufenthalts voneinander absondern; über Millionen, die hier in Gemeinschaft, dort im schroffsten Gegensatz um Nahrung und Wohlstand kämpfen; über Ortschaften, welche im Wechsel des gewerblichen Verkehrs steigen und fallen, und über andere, welche im Landbau einen stetigen Gang der Entwickelung einhalten. Ueberall hin soll der Staat gleichmäßige Ordnung bringen, gemeinsame Gesetze geben, überall hin soll er den Verkehr eröffnen, die Unterthanen nicht allein gegen Gewalt schirmen, son-

[1]) Vielleicht um alsdann in immer völlig neuer Gestaltung die ihm eigenthümlichen Aufgaben besser zu lösen, als die umfangreichen Gebiete der Großstaaten es vermögen. Die Decentralisation innerhalb des Staatsganzen scheint den Anfang einer solchen Umgestaltung anzudeuten. Aber für heute ist die Tendenz noch im Steigen, welche mit den Mitteln des Großstaates die gesellschaftlichen Beziehungen zu regeln strebt; d. h. das Princip des antiken Kleinstaates auf eine unübersehbare Menge und Weite anwenden will.

dern auch in der Entfaltung ihrer Anlagen unterstützen und zur höchsten Tüchtigkeit fördern. Weit über die eigenen Grenzen hinaus führt ihn die Sorge um seine Angehörigen, die Sicherung des Friedens, die Förderung des Verkehrs. Um sich selbst auf das beste einzurichten, bedarf er der Verständigung mit angrenzenden und entferntesten Völkern, und über die mächtig ausgedehnten Staaten verbreitet sich eine internationale Gemeinschaft mit dem Anfang gemeinsamer Weltgesetze. An allen diesen verwickelten Aufgaben sollen die Bürger selbst mitarbeiten, im engsten Kreise des Heimatsbezirkes bis zu der weitesten Ausdehnung des Gesammtstaates rathend, leistend, verwaltend die große Summe von Kräften zusammenbringen, welche die schwerfällige und verwickelte Veranstaltung des modernen Staates täglich aufbraucht. Gewiß eine ungemeine Erhöhung des Fluges für den Menschengeist, ein bedeutender Fortschritt in der Gesammtentwickelung der Menschheit, aber zugleich eine vermehrte Gefahr für viele, daß sie in fruchtlosem Mühen zu Grunde gehen oder in Dingen sich zerstreuen, für welche die Einsicht nicht genügend vorbereitet, die Kraft nicht gewachsen ist.

So ist es im Staate, so im gesammten modernen Leben, welches gegen die Blütezeit des griechischen Alterthums sich durch das entscheidende Merkmal abhebt, daß es für die Gesammtheit wie für die Einzelnen den Lebensinhalt, die Aufgaben, die Summe der Erkenntniß fortgesetzt erweitert. Und hieran ist leicht erkennbar, wie gerade an diesem charakteristischen Merkmal des Fortschritts das Wesen der Halbbildung sich groß zieht und mit Gefahren bedroht, welche unter den einfachern Verhältnissen der Vorzeit nicht gekannt und kaum in beschränktem Umfang vorhanden waren. Dem griechischen Bürger der altclassischen Zeit mochte es, bei einigem guten Willen, unschwer und ohne Gefährdung gelingen, sich eine vollkommene Vorbereitung für seine Lebenssphäre zu verschaffen und mit Sicherheit in derselben sich zu bewegen. Das moderne Leben dagegen hat mit denselben Mitteln, mit denen es alle Elemente der Civilisation auszudehnen, die Heilsmittel der Bildung in immer weitere Schichten zu tragen strebt, die Sicherheit des Einzelnen innerhalb seines Gedanken-

und Berufskreises vermindert, und seine Civilisationsmission ist es, welche auf Schritt und Tritt zur Halbbildung reizt und in vielen Hinsichten sie aufdrängt.

3.

So viele erkennbare Fortschritte der Civilisation, so viele neue Anlässe zur Halbbildung.

Die Fortbewegungsmittel haben von jeher den Schaffenstrieb bedeutender Staatsmänner, den Fleiß der Völker angeregt; neue Straßen und Verbesserungen der alten Wege galten stets als die praktischste Steigerung des Culturgrades. In neuerer Zeit ist über alles Erwarten die Fortbewegung erleichtert worden. Neue Mittel, dergleichen früher niemand sich vorstellen vermochte, haben die Begriffe von Nähe und Entfernung gänzlich umgestaltet. Wenn vor Jahrhunderten das Reisen entweder ein eigenthümlicher Beruf war und das Leben des Reisenden ganz verschlang, oder als Hülfsmittel wissenschaftlicher Forschungen nur wenigen besonders begünstigten Menschen vergönnt war, ist es jetzt tägliche Uebung von Millionen. Der Besuch fremder Völker und entfernter Regionen ist eine gewohnte Erholung für Tausende. Wir lernen Menschen, Länder und Sitten kennen, mit denen unsere Vorfahren nicht die geringste Berührung hatten, von denen nur die unsichere Sage und die Märchen verschlagener Wanderer entstellende Kunde brachten. Ich selbst habe als Kind aus dem Munde der Alten, welche die Wahrheit zu erzählen glaubten, fabelhafte Berichte über fern wohnende Menschen gehört, welche der Völkerkrieg herbeigeführt hatte; Kalmücken mit einem schreckhaften Auge in der Mitte der Stirn, Riesen von Thurmeshöhe hatte dieser oder jener Mitlebende noch mit eigenen Augen gesehen. Und wiederum wurden von der Reise nach einer Stadt, welche jetzt in wenigen Stunden zu erreichen ist, erstaunliche Erlebnisse erzählt, Einrichtungen und Gebräuche wie aus fernsten Ländern geschildert. Alles dies ist nun anders. Vorurtheile fallen. Unter denen, welche in den größern Verkehr einbezogen sind, schwindet der Glaube, daß, was man in der engsten

Heimat übt und beobachtet, die gemeingültige Lebensweise der gesitteten Welt darstelle. Allmählich stellt die Beobachtung einen lebhaftern Austausch unter den Völkern her, auch in Betreff der Errungenschaften und Einrichtungen, welche an dem Boden ihrer Heimat haften. Sogar der flüchtige Ferienreisende bringt einige Erfahrung und veränderte Meinungen nach Hause. Schon der äußere Anblick der Landschaft und der Menschen, an denen der Dampfwagen vorbeieilt, berichtigt irrige und schafft neue Vorstellungen. Aber niemand kann in Abrede stellen, daß in dem Anschwellen der Reisezüge ein wuchernder Keim der Halbbildung liegt. Wie viele kehren heim, ohne in dem fremden Lande mit andern in Berührung gekommen zu sein als mit Wirthen, Kellnern, Kutschern und dem übrigen abgeschliffenen Volk der Reisefänger, und doch glauben sie *Land und Leute* wenigstens in den äußern Zügen zu kennen. Ein anderer schöpft aus der flüchtigen Bekanntschaft mit einem Reisegenossen das Muster einer fremden Nationalität und in seinem Kopfe gestaltet sich das Bild, je nachdem der Mitreisende unter den fremdartigen Verhältnissen gut oder übel gelaunt war, wenn er nicht gar zu Hause ein Sonderling ist. Nicht blos Einzelne, sondern ganze Klassen der Bevölkerung gerathen dadurch in die irrigsten Anschauungen über Verhältnisse, welche unsern Vorfahren ganz unbekannt waren. Jene waren mit den fremden Völkerschaften in gar keiner Berührung; die Mitlebenden sind zueinander in Beziehung getreten, aber mit unzureichendem Verständniß.

Ehedem waren die Menschen durch die Schranken des Ständewesens scharf voneinander geschieden. Es gab keinen Zutritt zu den Rechten der Höhergeborenen, keinen geselligen Umgang, keinen Austausch der Neigungen und Gefühle. Haus an Haus lebte der Höhere mit dem Niedrigern, und dennoch fehlte jede Beziehung, die innere des Gedanken- und Gefühlslebens fast noch mehr als die äußere der persönlichen Begegnung. Genossen desselben Standes schlossen sich innerhalb des größern Kreises zu kleinern Ringen zusammen und bildeten feste Gewohnheiten aus, die ihnen geläufig, andern fremdartig waren. Aber je eigenartiger die Kreise und Ringe sich bildeten, je fester abgeschlossen sie waren, mit so größe-

rer Freiheit bewegte sich ein jeder in seiner Umgebung, und für die engumschriebenen Beziehungen zu den Außenkreisen hatte er feste Regeln, welche ihn sicher leiteten. Jeder wußte, was er den Standesgenossen, was er den Höhern schuldete, was ihm von den Gleichgestellten, von den Niedern gebührte, was in den wechselnden Beziehungen ihm oblag. Nun sind alle Schranken niedergerissen; zuerst langsam begann die Mischung, jetzt in immer schnellerm Strom wogen die Menschen durcheinander. Die ererbten, erworbenen und natürlichen Verschiedenheiten lassen sich, einige gar nicht, andere nicht mit gleicher Schnelle beseitigen. Aber gelegentlich werden die Weitgetrennten zu innigem Verkehr getrieben. Die alte Regel, welche das Bewußtsein der Ungleichheit und die genaue Schätzung der Zwischenräume bewirkt hatte, gilt nicht mehr; eine neue Regel hat aus der grundsätzlich anerkannten Gleichheit und der thatsächlichen doch nicht meßbaren Verschiedenheit sich noch nicht ausgebildet. Die Vermischung hat die Sphären aller, der Höhern und Niedrigern erweitert, aber sie hat nicht in gleichem Maße die Mittel ausgebreitet, sich in die neuen Lagen zu finden, welche sie fortgesetzt eröffnet, häufig sogar auferlegt. Der Landmann und der Städter, der Gelehrte und der Arbeiter, der Nachkomme vornehmer, wohlhabender Geschlechter, der Emporkömmling und der Armgewordene verkehren miteinander ganz auf dem Fuße der Gleichheit, sie müssen aufeinander einwirken und stehen nebeneinander, aber noch ist die Weise des Denkens, Sprechens und der Empfindung nicht ausgeglichen und viele Irrungen entstehen allein aus dem halben Verständniß.

Die Wissenschaft selbst, der eigentliche Gradmesser der höchstentfalteten Bildung und jedes großartigen Fortschrittes, welche Umwandlung hat sie seit der Periode des classischen Alterthums erfahren, und um wie viel mehr belastet sie heute die Denkkraft und das Gedächtniß der Menschen; nicht allein erhebend, sondern auch verwirrend. Der Grieche jenes glücklichen Zeitalters brauchte, neben guten Anlagen und aufmerksamer Erziehung, literarisch nur einen kleinen Vorrath anziehender Werke sich anzueignen, welche ausnahmslos der eigenen Nation angehörten, dem Lernenden in der Muttersprache ohne Ueberwindung von Hindernissen verständ-

lich wurden und fast durchweg als Ueberlieferung der Jugend sich aufnehmen ließen. Alles Uebrige gewann er leicht durch einen offenen Umblick, durch elastische Gestaltung der Phantasie und des Denkvermögens.[1]) Der Strebsame stand in der Mitte aller Kunstschätze und alle Elemente des Wissens waren Theil seiner Welt. Von Vor- und Mitlebenden anderer Völker gab es geringe Kunde, auch kümmerte sich der Grieche wenig um das Thun und Sein der Barbaren, mit denen er nicht unmittelbar zusammenstieß. Seitdem haben Nationen und Geschlechter ihre Spuren tief in die Geschichte eingegraben, Sprachen haben sich ausgebildet, umgewandelt und neugestaltet, in bedeutsamen Denkmälern der Geistesarbeit ist uns ein reiches Erbe hinterlassen, welches kein wirthschaftlicher Sinn unbenutzt lassen kann, literarische Aufzeichnungen haben sich angesammelt, über einen unendlichen Raum sich ausgedehnt und ihn mit reichem Inhalt ausgefüllt; eine ganze Welt ist neu entstanden und ein Wettbetrieb entbrannt zwischen der Buchwelt und der Welt der natürlichen Erscheinungen, welche einander an Erfahrung und Anregung des Geistes überbieten. Wie die Geschichte und überkommene Menschenwerke die Vorzeit erläutern, so eröffnet die Natur selbst immer mehr den geheimgehaltenen Sinn ihrer Stoffgebilde und Gesetze. Millionenfältig vermehrt sich die Zahl unserer zweckmäßigen und belehrenden Beobachtungen, ungezügelte Kräfte unterwerfen sich der durch Menschenhand geschaffenen Leitung, willig leihen Elemente und Körper ihren Dienst dem Kundigen, der durch Erkenntniß der Eigenschaften sich ihrer bemächtigt hat. An der Oberfläche unsers Weltkörpers, im Gestein, in den Höhlen und Bergwerken, wohin der Mensch zum ersten mal seinen Schritt setzt, in den Spalten, durch welche der Bohrer mühsam dringt, in den Bildern, welche wir den flüchtigen Schwingungen der Luftwellen abfangen, erschließen sich neue Zeugnisse, wie die Welt geworden und was sie jetzt ist. Die Wunder einer überirdischen Welt verschwinden aus unserm Gedankenkreise, aber die Natur enthüllt ihre täglich sich vollziehenden Wunder und ladet den Forscher ein, sie vom Anblick der fertigen Gestalt rückwärts durch

[1]) Sie wurden vom Spazierengehen und von der Luft gescheit.

Wandlungen bis zum Ursprung des Werdens zu begleiten, und alle aus jeder neu erforschten Combination einen neuen Gebrauch und sichere Herrschaft zu gewinnen. Wie soll der in Denkkraft, Lebensdauer und Empfänglichkeit begrenzte Mensch in diesen massenhaften Eindrücken sich zurechtfinden? Vergangenes und Gegenwärtiges, Nahes und Fernes, Berichte und Wahrnehmungen bewerben sich um eine Aufmerksamkeit, und tausendfach erhöht gegen früher ist die Gefahr des unvollkommenen Wissens und der fruchtlosen Zerstreuung. In diesem Andrang muß ein jeder sich ein festes Ziel stecken, Ohr und Auge vor Verlockungen verschließen. Die Arbeit wird getheilt, die Unterabtheilungen mehren sich, niemand übersieht das Gesammte und wer nicht ganz an der Oberfläche haftet, schränkt den Gesichtskreis auf ein kleines Gebiet ein. Besonders wer selbst forschen und erfahren will, bebaut wie der Ansiedler ein kleines Terrain, dem er durch tieferes Eindringen immer mehr Erträge abgewinnt. Aber das Uebrige läßt sich nicht durchweg abweisen. Vor Einseitigkeit muß ein jeder sich schützen, und die Gelehrtesten streben mit der Menge, um außerhalb ihres Faches wenigstens oberflächlich über die Vorkommnisse sich zu unterrichten, welche sie berühren oder unter ihre Theilnahme fallen. Und was berührte den lebhaft angeregten Menschen nicht?

Inzwischen wendet sich die Sorge auf schnellen und umfassenden Umsatz der gewonnenen Kenntnisse. Neue Zugänge zum Wissen werden eröffnet, die Vertriebsmittel vermehrt. Die Sprache eignet sich die Kraft an, in gemeinverständlichem Ausdruck das Schwerste dem Durchschnittsverstand begreiflich zu machen. An den Elementarunterricht schließen sich die Lehranstalten, welche für jede Art der Fortbildung bereit stehen und immer größere Mengen aufnehmen, Vereine und Vorträge regen die Erwachsenen an und ziehen die Aufmerksamkeit auf die Gegenstände, welche den Tag besonders lebhaft bewegen. Eine weitverzweigte Literatur entwickelt sich in volksthümlicher Bearbeitung der wissenswerthen Dinge; für jeden Absatzkreis wird die geeignete Form gesucht und allmählich gefunden. Zeitschriften spiegeln die periodischen Wallungen des Geistes ab. Tausende belauschen die Regungen des Tages, sammeln die Nachrichten, wie sie ihnen zukommen, melden die Vor-

gänge, Ereignisse und Absichten, Tausende ordnen die Berichte, erläutern sie, knüpfen Betrachtungen und Vermuthungen an, wie die drängende Stunde es gerade gestattet. Alle Hülfsmittel, die neuesten Erfindungen werden in Thätigkeit gesetzt, um die Hemmnisse der Entfernung zu überwinden, die Mittheilung zu beschleunigen. Aus allen Welttheilen trägt der Telegraph die Nachrichten zusammen, und bunt durcheinander werden sie an den ungeduldig harrenden Leser befördert. Keine Organisation ist vollendeter, als die das geschriebene Wort und die Druckschriften mit staunenswerther Pünktlichkeit und Sicherheit durch alle bekannten Zonen der Erde befördert. Wunderbar ist diese Geschäftigkeit, welche wie eine elektrische Leitung alle Länder und Völker umspannt. Aus den Cabineten der Regierenden, aus den Amts- und Geschäftsbureaux, aus den Werkstätten, den Versuchsstationen der Forscher, von den Marktplätzen und fernen Küsten trägt sie die Kunde zusammen, einzelt Kenntnisse in kleinsten Portionen aus, bietet sie um einen geringen Geldpreis an und mindert die Mühe des Geistes auf das geringste Maß herab. Wie durch Flüsse, Kanäle und Röhren dringt der Vorrath aus dem Weltmeer des Zeitgeistes in jeden Haushalt. Mit solchen Mitteln verbreiten sich die Segnungen der Cultur über weitere und weiteste Kreise. Aber ein jeder hat, vielleicht an sich selbst, gewiß in seinem Beobachtungskreis erfahren, wie sehr der Antrieb zur Halbbildung dadurch wächst, wie viel Unklarheit zugleich mit der Belehrung in die Köpfe getragen wird. Kaum der Beste kann dem verwirrenden Einfluß sich entziehen. Vielleicht stellt das getreueste Zeitbild sich in dem Zeitungswesen dar. Alle sind wir Zeitungsleser geworden. An jedem Tage zur bestimmten Stunde ziehen die Nachrichten aus allen Weltgegenden in buntem Wechsel an uns vorüber. Der Telegraph, diese größte Errungenschaft des modernen Fortschritts, hilft die Bilder noch mehr vermengen, die Eindrücke noch mehr verflüchtigen. Mit Erfolg bekämpfen die telegraphischen Depeschen den Text der Zeitungen, und es gehört schon besondere Aufmerksamkeit, ein höherer Grad von Anspannung dazu, um auch nur die Zeitfolge der berichteten Ereignisse festzuhalten; nicht selten verwirrt sich die Vorstellung der Länder, auf welche die Berichte

sich beziehen. Und wenn, wie neulich, ein Krieg in zwei Welttheilen, an verschiedenen Knotenpunkten geführt wird, fällt es dem Leser nicht selten schwer, sich zu vergegenwärtigen, um welchen entscheidenden strategischen Punkt, oder gar in welchem Welttheil die jüngste Hauptschlacht geschlagen worden ist.

Wir alle stehen unter dem Einfluß der überstürzenden Hast, unter dem Druck des massenhaft andringenden Stoffes. In mächtigem Anwuchs und eilender Ausbreitung brechen alte und neue Kenntnisse sich Bahn, und mit dieser Vervielfältigung der Kenntnisse hält die Halbbildung gleichen Schritt und dringt in die obern und untern Gesellschaftsschichten ein. Gesammtbildung und Fachwissen gerathen in ein heftiges Ringen. Von den Kennern wagt der eine sich hinaus ins Allgemeine und zerstreut sich, der andere zieht sich zurück in die engsten Grenzen seines Wissensgebiets und verliert den Zusammenhang. Andern, die Entgegengesetztes zu vereinen streben, spiegelt dieser Eifer die Theilwelt der von ihnen durchforschten Erscheinungen als den Inbegriff der Gesammtwelt vor, und der Ausschnitt, der durch die kleine Oeffnung ihres Sehrohrs in das umrahmte Auge dringt, ist ihnen das ganze Firmament. Aus alledem entsteht eine Unsicherheit, in welcher das Urtheil über das eigene Selbst und andere sich nicht mehr zurechtzufinden weiß. Der Kenntnißreiche findet über Nächstliegendes sich ununterrichtet und wird leicht geneigt, den zu überschätzen, der ihn zufällig über eine Lücke seines Wissens belehren kann. Diesen wiederum täuscht die vereinzelte Ueberlegenheit, und je weniger der Blick ins Weite reicht, um so leichter glaubt er an seinen höhern Gesammtwerth. So schwindet, was allein die wahre Quelle aller behaglichen Ordnung ist, die richtige Schätzung der Menschen und ihrer Wechselbeziehungen, und dies bildet ein nicht unbedeutendes Element in dem allgemeinen Misbehagen, welches über alle Kreise der Bevölkerung ausgebreitet ist; am meisten über die Kreise, welche in der Mitte der Culturbewegung stehen und am lebhaftesten von ihr ergriffen sind.

4.

Nur die Weise, in welcher die Missstände zum Ausdruck gelangen, ist der besondern Art der modernen Entwickelung eigenthümlich. Das leitende Gesetz offenbart sich in der Geschichte aller Zeiten. Jede neue Errungenschaft der Civilisation bringt im Gesammtergebniß das Menschengeschlecht dem Ideale näher, aber die unmittelbare Gegenwart belastet sie mit Nachtheilen, denen gegenüber nur der tiefdurchdringende Blick, und auch dieser nicht mit Sicherheit, den dauernden Gewinn erkennt. So ist es denn natürlich, daß die Wohlthaten der Civilisation immer aufs neue angezweifelt werden; daß die Sehnsucht entsteht, aus den verwickelten Zuständen der Gegenwart sich herauszuwinden und zur alten Einfachheit zurückzukehren. Besonders lebhaft wirkt diese Sehnsucht in stark empfindsamen Naturen. Die Missstände der Gegenwart bedrücken, willkürliche Hemmnisse beengen, in trügerischen Fernen lockt das immer weiter entschlüpfende Endziel der Befreiung, hinter uns liegt der feinere oder derbe Genuß unbefangener Geschlechter. Warum nicht wegschleudern die Güter, deren Besitz uns Unbehagen schafft? Warum nicht zurückkehren zu jener Einfachheit, welche Genuß und Befriedigung den Unverwöhnten vollauf darbot? Vergebliches Sehnen. Die Fernsicht in eine Zukunft, welche noch nicht vorbereitet ist, trügt, aber das Bild der Vergangenheit trügt noch mehr. Das Endziel liegt in viel weiterer Ferne, als die durchsichtige Sphäre vorspiegelt; aber keinem Mühen erreichbar ist die Wiederholung der überwundenen Vergangenheit.

Der kräftigste Vertreter der rückwärts schauenden Sehnsucht war Rousseau. Der seltsame Mann erhielt weltgeschichtliche Bedeutung, weil er Gedanken und Vorstellungen, welche über Frankreich verbreitet waren, in sich trug und sie in den scharfen Zügen seines Charakters ausprägte. Die besondern Verhältnisse seiner Zeit entwickelten seine überreizte Empfindsamkeit zur Thatkraft, welche in den Kampf des Lebens eingriff, die gespannten Gemüther mächtig aufregte und den Leidenschaften ein ideales Ziel anwies. Die Besten der Nation waren müde der Ziererei, welche

der französische Hof und seine überbildete Umgebung ausgekünstelt hatten; jeder denkende Franzose nahm Anstoß an den klaffenden Gegensätzen, welche man als Schöpfung der Civilisation vor sich sah und für einen innerlichen Bestandtheil derselben hielt. Weg mit dem glitzernden Schein. Entäußern wir uns des verderblichen Besitzes und ersparen wir unsern Nachkommen das Blendwerk und die Entsagung; erziehen wir sie nach den Trieben, welche die Natur ihnen eingepflanzt hat, und auf dem gegäteten Boden werden glückliche Geschlechter erstehen. Zurück zur Natureinfachheit, ruft Rousseau, und alle, welche aus den verkrüppelten Zuständen sich hinaussehnen, stimmen in den Ruf: Zur Einfachheit. Freilich denken sie an Verschiedenes, von der völligen Vernichtung aller überkommenen Bildung, mit Einfluß des Volksunterrichts und der Elementarkenntnisse, bis zur Verkörperung großer Gedankengebilde, welche, aus unzählbaren Fäden gesponnen, wegen der vollendeten Ausführung einfach erscheinen. „Einfachheit" ist das Erlösungswort auf aller Lippen; dieser meint den allein von ursprünglichen Trieben geleiteten Naturmenschen, der andere, wie er sich die Einfachheit vorstellt, im griechischen Redner, im römischen Tribun oder in dem Bürger, der für einen politischen Zweck die schuldlose Tochter hinschlachtet. In Einem aber sind sie einig, jedes Hinderniß wird beseitigt und die Bahn geebnet. Wie man Bauten niederreißt und dem Boden gleichmacht, so Einrichtungen, die im Wege stehen; Rechte und Lasten werden getilgt, Gefühle ausgerottet. Ein neues Blatt der Geschichte beginnt. Alle Beziehungen werden nach einfachen Linien geordnet. Vom Bestehenden bleibt, was hineinpaßt; was sich nicht einfügen läßt, muß weichen. Alles, an dessen Gestaltung der freie Wille mitgewirkt hat, muß sich Gesetzen fügen, welche natürlichen Gesetzen nachgebildet sind. Einfach, wie eine mathematische Construction, sind Gebote, Sitten und Pflichten zu berechnen. Dieses große Umwälzungswerk unternimmt die Französische Revolution. Und wie die Leiter, so die Menge. Auch sie schwelgt im Ideal der Einfachheit, welche jeder nach seiner Weise sich vorstellt; am innern Menschen nicht minder verschieden, als in der Gewandung von der Toga und Sandale bis zur Sansculotterie, freilich mit überwiegender Neigung nach unten, wohin die

Masse von selbst gelangt. Kein Grundgesetz der Revolution ist so ernst gemeint wie die Gleichheit; ist sie doch die in Anwendung gebrachte Einfachheit des Maßstabes für die Werthschätzung aller Menschen.

Misbräuche sind gefallen. Die Glut der erregten Gemüther hat Umformungen ermöglicht, die im gewöhnlichen Verlauf der Begebenheiten nicht zu bewirken gewesen wären. Edle Keime, Blüten und Pflanzen wurden mit Unkraut ausgerissen. Im blutdurchtränkten Boden wurde neue Saat eingepflanzt und gedieh. Ich will keine Abrechnung halten zwischen den Wohlthaten und dem Unsegen, welche die Revolution erst dem Lande ihres Ursprungs, alsdann dem übrigen Europa eingebracht hat. Die Nachwellen sind noch nicht beruhigt, die Zeit für eine solche Abrechnung und für ein zuverlässiges Facit ist noch nicht gekommen. Aber was in den Gang meiner Betrachtung eingreift, die Französische Revolution hat weder die Menschennatur einfacher gestaltet, noch die französische Nation in den Zustand der Einfachheit versetzt oder auch nur der Einfachheit näher gebracht. Ueberlebtes ist gefallen, Lebenskräftiges zerstört worden; vieles muß mit Mühen wiederhergestellt werden, in anderm ist Platz für eine freiere Fortbewegung geschaffen. Frankreich hat sich, an Stelle krauser Ueberlieferungen, manche passende Einrichtung nach einfachen Gesetzen gebildet, besonders solche, welche irgendeiner Willkür ihren Ursprung zu verdanken pflegen. Die Eintheilung des Landes in Verwaltungsbezirke, die Verwaltungsämter, die Rechtsgesetze, das Verwaltungs- und Rechtspersonal beruhen jetzt auf einfachern Grundlagen. Im täglichen Verkehr mißt und wiegt man nach dem Maße und Gewichtsverhältnisse des Erdkörpers, der Wassersäule. Ich rechne, was später das Kaiserreich mit gewaltiger Hand durchgeführt, den Einwirkungen der Revolution zugute, denn nicht mit Unrecht bezeichnete das Kaiserreich sich als den rechtsbürtigen Nachfolger der Revolution und den Vollzieher ihrer Gedanken. Aber fasse ich alles zusammen, was zwischen der Ursprungsbewegung, welche die Rückkehr zur Einfachheit auf ihre Fahne schrieb, bis zur Restauration sich vollzogen und diese überdauert, was in Frankreich Wurzel geschlagen und die Civilisation Europas sich zu eigen ge-

macht hat, so finde ich alle Fortschritte in derselben Richtung, in welcher die Entwickelung der Menschheit vor der Revolution sich bewegte, keinerlei Vereinfachung durch die Rückkehr zu frühern überwundenen Zuständen. Im Heimatlande der Revolution sind die Grundzüge des gesellschaftlichen Lebens, die Bedürfnisse und das Wollen der Einzelnen, das Räderwerk in der Staatsmaschine viel künstlicher und verwickelter als in der vorrevolutionären Zeit, und das französische Volk ist jetzt von der Einfachheit, welche Rousseau vorgeschwebt, weiter entfernt. Und dennoch ist es kaum denkbar, daß irgendeine Nation je einen planmäßigern, gewaltsamern und rücksichtslosern Angriff unternehmen werde, um auf den Grundlagen einer vereinfachten Lebensweise die den Menschen beschiedene Glückseligkeit zu erjagen.

Die gesammte Civilisation Europas ist seit 1789 eine erhebliche Strecke weiter gerückt. Die Einwirkung der Revolution ist nicht zu verkennen; es bleibe dahingestellt, wie viel mehr oder weniger ohne sie die Völker unsers Civilisationsverbandes in dem ruhigen Verlaufe der Entwickelung, auf Grund der in Frankreich angeregten Ideen oder unter der Leitung eines andern Volkes gewonnen hätten. Aber dieses Eine steht unerschütterlich fest, der Traum von der völligen Hingabe an die Natur, von der Befreiung des Menschengeschlechts aus dem verwickelten Zustande seiner Anschauungen und Begierden, von der Rettung aus den Fallstricken der Civilisation hat sich nicht erfüllt; in der Welt der Wirklichkeiten gab es für dieses luftige Gebilde der Phantasie keinen Raum.

Die Anfänge, Zwischenereignisse, Wandlungen und Nachwirkungen der Französischen Revolution lehren in einem umfassenden geschichtlichen Beispiel, was der sorgfältige Beobachter der Zeitverhältnisse in vereinzelten Erscheinungen wahrnimmt, daß die Menschheit niemals ihr Los verbessert, nicht einmal ihren Standpunkt zu ändern vermag, indem sie bereits gewonnenen Culturelementen entsagt und in frühere, minder entwickelte Verhältnisse sich zurückversetzt. Phantastische Versuche dieser Art sind gemacht worden und werden auf manchen Gebieten oft genug in kleinem Maßstab wiederholt, jedoch im Großen wie im Kleinen stets frucht-

los. Die segensreiche Umwälzung, welche die Fortschritte der Mechanik in das Dienstverhältniß der Natur- und Menschenkräfte gebracht, hat zugleich altbefestigte Grundlagen des wirthschaftlichen Betriebes erschüttert, vieles Bestehende aus dem Gleichgewicht gehoben und trägt noch größere Umwandlungen für die Zukunft in sich. Das Misbehagen über diese Störung hat nur zu häufig zum Kriege gegen die Webstühle, Maschinen, Fabriken verleitet und schafft sich Ausdruck in fortgesetzter Auflehnung gegen die neuen Einrichtungen. Aber weiter als zu zeitweiligen Störungen haben die Kämpfe nicht geführt; der Fortschritt selbst hat keinen Eintrag erlitten. Die wunderbare Ausbildung der Verkehrsmittel ist, wie allgemein anerkannt, einer der wichtigsten Factoren in der ruhelosen Bewegung unserer Tage, aber niemand hegt die Besorgniß, daß wir jemals, um unserer Ruhe willen, zu der langsamen Beförderungsweise der Voreisenbahnzeit zurückkehren werden. An jedem materiellen Gute, dessen Werth im Genuß und in der Entbehrung leicht zu schätzen, erweist sich der Satz fast von selbst, ich würde die Zeit verschwenden, wenn ich die Beweise häufen wollte. Nur die idealen Güter, für welche das Verständniß in der Menge fehlt und deren begleitende Nachtheile empfindlicher sich aufdrängen als der Nutzen, unterliegen ab und zu der Anzweiflung, aber auch nur so lange, bis der praktische Versuch die Unmöglichkeit der Vernichtung und den Schaden der Hemmung darthut. Vielen Beifall unter den Parteigängern der Reaction hat der Ausspruch Stahl's gefunden, daß die Wissenschaft umkehren müsse; aber auf dem preußischen Versuchsfelde mislang die Ausführung völlig. Die eifrigste Unterstützung durch eine rücksichtslose und fast absolute Regierungsgewalt hat es noch nicht weiter gebracht als zu dem zeitweiligen und zuletzt gescheiterten Versuch, die Elementarschulen ein wenig zu verschlechtern und den Werth der Schulzeit im Bildungsgang der Nation um einiges herabzudrücken; dagegen hat jener vielbewunderte Ausspruch Stahl's niemals die Erläuterung erhalten, auf welche Weise die Vortheile und Missstände, welche die Fortschritte der Wissenschaft uns eingebracht, aus der Welt geschafft werden sollten. Hätte der geistreiche Mann, in Verfolg seines Gedankenganges, verlangt, die Erfahrungen der Physik und

der Chemie aus der Landwirthschaft, aus der Industrie und dem täglichen Leben zu beseitigen, so würden die eigenen Parteigenossen den Wahnwitz verlacht haben, während sie, wo es sich um geistige Imponderabilien handelte, die tönende Phrase bewundernd nachsprachen und zum politischen Glaubenssatze erhoben.

Nicht Willkür, sondern Naturtrieb hat uns die bisherigen Wege geleitet. Gelänge es zu vertilgen, was wir bisher gethan und erlangt haben, derselbe Trieb würde Gleiches wirken. Bliebe uns die Kenntniß des verlorenen Besitzes, so würde die Erinnerung unauslöschliche Sehnsucht erwecken und uns zum Wiedererwerb des Verlorenen antreiben; gelänge uns, sogar die Spuren zu verwischen, so würden wir unsere Culturarbeit genau da wieder aufnehmen, wo wir sie abgebrochen und die Spuren unterdrückt haben. Jede in Vergessenheit versenkte Culturepoche findet ihre Wiedergeburt; wie denn unsere Culturgeschichte mehrere Renaissancen aufweist und an deren Wirkungen darthut, daß der Strom verborgen und gehemmt doch seinen vorbestimmten Lauf bewahrte. Misleitung kann kommenden Geschlechtern viel Verderben zufügen, aber die Rückbildung gelingt nicht. Leben und Weben eines Volkes kann verschlechtert, der geistige Gehalt zerrüttet werden, und man spricht vom Verfalle, vom Untergange einer Nation, aber eine andere Nation ist bereit, die Erbschaft anzutreten und die neue Cultur mit ihren gesündern Eigenthümlichkeiten zu erfüllen. Mit diesem oder mit jenem Völkerstamme im Vormarsche arbeitet die Menschheit an ihrem einheitlichen Werke fort. Und will die ältere Nation wieder in Reihe und Glied eintreten, so muß sie sich zu dem neuen Geiste erheben; das Andenken an ihr eigenes Vorleben hilft ihr nicht auf. Denkweise, Empfindung, das Wesen der Urväter wieder zu erlangen, bleibt ein täuschendes Phantom. „Laßt uns sein, wie unsere Väter waren", ist eines jener Dichterworte, welche nur in vereinzelter Aussonderung eines poetischen oder politischen Moments sich erfüllen.

Dennoch ist es wahr, daß in den tausendfach verschlungenen Verhältnissen der heutigen Gesellschaft keine Ruhe zu finden ist, daß in den gesteigerten Ansprüchen und in dem heftigen Andrange

zur Fülle des Besitzes die Ursache unsers Misbehagens liegt. Und ebenso richtig ist, was die empfindsamen Naturen ahnen, daß in höchster Einfachheit dereinst der höchste Grad menschlicher Glückseligkeit erreicht werden wird. Nur dürfen wir nicht nach überwundenen Zuständen vergeblich streben, sondern zu jener andern Einfachheit uns durcharbeiten, welche aus der erweiterten Kenntniß, dem vermehrten Besitze, der erhöhten Geschicklichkeit sich entwickelt.

Anfang und Ende eines glücklich abgeschlossenen Strebens gleichen sich oft in ihren äußern Umrissen; die Verschiedenheit liegt in dem Inhalte, welchen der zurückgelegte Weg umfaßt. In den Lebensläufen der tüchtigsten Menschen kehrt diese Entwickelung fast regelmäßig wieder. Vom ersten Tage an, da er mit selbständigem Wollen in seine Zukunft eingreift, breitet sich vor dem Jüngling eine harmonisch gestaltete Welt aus; er setzt sich ein Ziel vor, sieht, wie alles unter den erfaßten Gesichtspunkt sich einfügt, und was sich entgegenstellt, bietet nicht mehr Widerstand, als zur Uebung der Kräfte tauglich und willkommen ist. Dem ungebrochenen Muthe ist jede Zukunft einfach, und ohne Selbstverschulden mißglückt kein Unternehmen. Aber die Erfahrung rückt das wirre Durcheinander der Gegenstrebungen unter den Gesichtskreis des werdenden Mannes; Hindernisse thürmen sich auf, zwingen zu Windungen und Seitenpfaden, neue Ziele eröffnen sich und lenken erst den Blick, dann die Schritte von dem ursprünglichen Ziele ab, und in tausend Wünschen zerstreut sich der festgeschlossene Vorsatz. Hier erst beginnt die Kraftprobe des Ringenden. Gar mancher verliert die Richtung für immer und wird unstet bis an das Ende. Aber der widerstandstüchtige Mann sammelt die auseinanderstrebenden Kräfte und harrt aus im Kampfe für das ursprüngliche Ziel, bis das Alter erfüllt, was die Jugend sich vorgesetzt hat. Denn dies ist der höchste Preis, welchen der Starke, und auch er nur durch planmäßiges Ringen gewinnt, daß er im beschränkten Umfange der Wirklichkeit die Welt sich gestaltet, welche der Jugend in den täuschenden Umrissen der Ferne vorgeschwebt hatte. Wie die Lebensläufe Einzelner, so bewegt sich das Geschick der Menschheit; nur unterliegt die Gesammtheit nicht der Gefahr völligen Mislingens, sondern,

welche abirrende Windungen der Lauf der Geschichte aufzwingen mag, im großen wird die Gesammtheit immer von dem Geiste geleitet, welcher vom Ursprung an sie in Bewegung setzte und die Ruhe der Genügsamkeit verscheuchte. „Einfach gut sei der Mensch in die Weltgeschichte eingetreten, dann habe im Streitbewerbe unter den Mitmenschen die Verschlechterung begonnen und zugenommen, aber durch alle Grade der Verschlechterung führe die Menschheit ihr Antrieb zum Bessern, bis sie, am äußersten Ende des Ideals, zum Vollendetguten gelangen werde." So schildert Fichte die weltgeschichtliche Entwickelung des Menschen. Ich lasse dahingestellt das Dunkel der Anfänge, in welches der Blick keines Forschers eingedrungen ist und nur der vermuthende Gedanke mit Willkür sich versetzt; aber so weit die Geschichte bekundet, ergibt sich das Gesetz unsers ethischen Entwickelungsganges, wie der deutsche Philosoph es darstellt; freilich nicht so geradlinig, wie es in der Kürze des zusammenfassenden Ausdruckes sich ausnimmt. Und mit gleichem Vorbehalt für den unerforschlichen Anfang, wende ich den Satz auf den Gegenstand meiner Untersuchung an.

Aus einfachern Naturverhältnissen hat die Menschheit in eine stets zunehmende, zerstreuende Mannichfaltigkeit sich hineingelebt, und ihre nimmer unterbrochene civilisatorische Werkthätigkeit ist, sich zu dem Einfachern herauszuarbeiten, bis sie, am äußersten Ende der Entwickelung, zur durchsichtigen Klarheit über sich selbst und, dadurch bedingt, zur vollendeten Einfachheit gelangt.

Nicht selten hat man die größere Mannichfaltigkeit, das Wachsen der Ansprüche und Befriedigungsmittel für den größern Reichthum, die erhöhte Uebung der Fertigkeiten für den Fortschritt selbst genommen. Hierin liegt der schwere Irrthum, welcher den Widerspruch zu dem gleich irrigen Gegensatze angeregt, daß die Menschheit des falschen unseligen Besitzes sich entäußern, sich in die glücklichere Armuth zurückversetzen müßte. Die Mannichfaltigkeit ist nicht Selbstzweck, sondern ein Durchgangsstadium; sie ist kein um ihrer selbst willen erstrebtes Ziel, sondern eine unabweisbare Mitfolge des Strebens nach uns eingepflanzter Zweckbestimmung. Aber zu keiner Zeit, seit der Mensch über sich zu

denken, seit er planmäßig zu handeln und sich als geschichtliches Wesen zu fühlen angefangen hat, ist in ihm die Empfindung erloschen, daß er nur in der größten Vereinfachung zur Klarheit über sein eigenes Wesen, und daß nur in der allgemeinen Ausbreitung dieses Zustandes die Menschheit zum höchsten Maß der Selbstbefriedigung gelangen könne.

Dies ist der Sporn in unserer Brust, welcher uns antreibt, rastlos nach den Urgesetzen zu forschen, welche die Welt und in ihr die Menschheit bewegen. Dies ist die Ahnung, aus welcher das in ewigem Zwiespalt und ewiger Liebe abwechselnde Geschwisterpaar, Religion und Philosophie, sich losgerungen. Alle Welten, sagt diese Ahnung, bilden ein System, welches unter einem einheitlichen Gesetz geworden ist und besteht. Und die Menschenwelt ist ein Abbild jenes Systems; ihre über jede Zahl hinaus zersplitterten Erscheinungen fassen sich zusammen nach Arten, Gattungen, Geschlechtern, bis unermeßliche Summen anscheinend fremdartiger Elemente sich in dieselbe Reihe stellen als Erzeugnisse einer Naturkraft, bis zuletzt die Urkräfte allesammt unter gemeinsame Regeln sich unterordnen und das allbeherrschende Gesetz erkannt wird. Glaube und Offenbarung, Forschung und Erkenntniß, mit welchem Eifer scheinen sie um die Herrschaft zu ringen, und sind doch nur, wie Gemüth und Verstand, zwei Ausstrahlungen desselben Geistes, welcher verschieden sich gestaltet und abspiegelt, nach der Beschaffenheit der Atmosphäre, die er durchdringt. Klarheit will der Mensch erlangen, weil er sich unbehaglich fühlt, so lange ihn die Umgebung mit zahllosen Räthseln anstarrt, ihm die Gegenwart aus Sorge für die unsichere Zukunft verkümmert und den nächsten Schritt unsicher macht. Und zu dieser Klarheit, das sieht er leicht ein, kommt er nur, wenn es ihm gelingt, Zusammenhang in das Mannichfaltige zu bringen, weil für die ungemessene Menge der Erscheinungen sein Fassungsvermögen nicht ausreicht. Ob er nach irdischer Herrschaft, ob er nach dem Frieden der beruhigten Seele strebt, er muß sich zurechtfinden in den Dingen und Ereignissen, welche auf ihn eindringen und ihn ergreifen. Je mehr Gegenstände vor seinem geschärften Auge auftauchen, je mehr Einflüsse das empfängliche Gemüth erfassen, um so größer wird die Gefahr,

das eigene Selbst in der Menge der Erscheinungen zu verlieren, um so kräftiger stemmt sich der Wille, zu vereinfachen und in jeder neuen Zusammenfassung eine neue Handhabe der Herrschaft oder der Beruhigung zu gewinnen. Nichts Anderes ist die Lehre der Götter, als die durch Bedürfniß geschaffene Ueberzeugung von einheitlichen Gesetzen, deren jedes eine Vielheit von Wirkungen hervorbringt, eine Vielheit anscheinend selbständiger Wesen an demselben Zügel hält und ihre Wege bestimmt. Und der kühner vordringende Muth, die mit der höhern Erkenntniß sich steigernde Ahnung reift den Gedanken eines einheitlichen Schöpfers, welcher nach einem Plane das All erschaffen hat, welcher jedes Wesen mit einem dem Schöpfungszweck dienlichen Beruf ausstattet. Im Fluge nimmt die Ahnung voraus die Frucht künftiger unendlicher Anstrengungen; die Person des Schöpfers ersetzt die letzte Erkenntniß des Urgesetzes. Aber die bis zu Gesichten verdichtete Vorstellung, welche alles aufzuklären scheint, stößt sich an den gröbern Dingen, die unverstanden bleiben, mit Willkür dareinfahren und vor unsern Augen täglich dem erdachten Weisheitsplan des Schöpfers trotzen. Der Widerspruch versetzt viele Gemüther in Unruhe, und auf verschiedene Weisen suchen die Friedenbedürftigen die Ausgleichung. Mit glücklicher Unbefangenheit versenkt sich der eine ganz in seinen Gott, und alle Begebnisse, die sich entgegenstellen, gleiten spurlos ab an dem gepanzerten Glauben. Ein anderer, empfindlicher gegen äußere Eindrücke, sperrt sich in eine Zelle, ertödtet die Empfänglichkeit für alles andere, als seinen Gottgedanken und die ihm zugeschriebene Weltordnung, oder er flieht in eine verödete Landschaft, in welcher zwischen Himmel und Erde nichts vorgeht, was dem einheitlichen Schöpfungsgesetz und Weltplan entgegen und der Beobachtung werth wäre; hier wie dort ist er mit seinem Gott allein und die große Wahrheit erfährt keinerlei Widerspruch. Noch ein anderer, weltlich gesinnt, nimmt die Eindrücke auf, behandelt sie mit möglichster Freiheit, und wo sie ganz unnachgiebig sich erweisen, deutet und gestaltet er den allezeit nachgiebigen Plan seiner Gedankenwelt, bis beide zusammen passen. Weise Absicht ist, daß es dem Guten schlecht ergehe und dem Schlechten gut ergehe auf Erden; und wiederum weise Absicht ist, daß es

zu dieser und jener Zeit, an diesem und jenem Menschen anders sich erweise als nach dem gewöhnlichen Gesetz. Zweck hat alles und jedes, auch weshab der Vogel vom Dache fällt; und höchsten Zweck hat es, daß uns Absicht, Ziel und Gründe hier offenbar werden, dort verborgen bleiben. Allen diesen Methoden der Ausgleichung liegt zu Grunde, daß sie die Willkür von der Außenwelt in das eigene Innere übertragen. Nur unter besondern Anlagen befriedigt sich das Gemüth mit diesem Tausche, welcher die Gegensätze an der Oberfläche bedeckt. Viele können sich in der Täuschung nicht befriedigen. Zeitströmungen begünstigen zuweilen die leise Verhüllung und die Menge folgt der mystischen Richtung; unter andern Strömungen folgt sie minder willig oder wendet sich von jedem Glauben ab. Doch niemals fehlt es an selbständigen Naturen, und unter ihnen sind zuweilen die kräftigsten Denker, deren Aufmerksamkeit an den wirklichen Erscheinungen haften bleibt, und wie der Widerspruch an der einzelnen Sache sich darthut, so suchen sie auch an ihr die Lösung. Diese sondern sie aus der übrigen Umgebung ganz aus, untersuchen, zersetzen, prüfen die getrennten Bestandtheile, scheiden zufällige von wesentlichen Eigenschaften. Auf diesem Wege findet der Forscher das Gesetz, welches das Wesen der von ihm untersuchten Gegenstände ausmacht und von der oberflächlichen Erscheinung verschieden ist, zerlegt an dem Aehnlichen das Gemeinsame und das Besondere, erläutert die leitenden Merkmale für Gattung und Art, und indem Gesetz und Wirkungen sich voneinander abheben, erweisen sich oft gleichscheinende Dinge weit getrennt, fremdartige zu einer Gattung verbunden. Das geübte Forscherauge erkennt oft auf den ersten Blick den verwandten Zug, und gewohnt, nach entscheidenden Merkmalen zu sondern und zu verbinden, ordnen sich vor ihm die zerstreuten Einzelheiten zu übersichtlichern Gruppen. So schreitet die Naturforschung vor, unterwirft sich immer neue Gebiete, und während die Prüfung auf die einzelnen Dinge gerichtet ist, scheint sich eine, trotz aller Zusammenfassung verwandter Elemente, unerschöpfliche Reihe von Gesetzen aufzuthun. Aber auch unter den Gesetzen stellt sich der Zusammenhang ein, fruchtbarer, noch viel leichter erkennbar, als das Gesetz in den Erscheinungen. Fast jede Periode

fruchtbarer Entdeckungen hat noch damit geendet, daß ein höheres Gesetz viele andere Gesetze als seine Erscheinungen erläuterte. Ueberblicke ich weite Zeiträume und die Ausbeute aller bisher stark angeregten Forschungsperioden, so erkenne ich in dem Gesammtgange der Entwickelung eine systematische Annäherung zu einer kleinen Zahl weit umfassender Urgesetze, welche Geist und Körper der Menschen, die umgebenden Dinge, die Bewegungen der Gesellschaft, die uns sichtbaren Weltkörper beherrschen. Und wer weiß, ob nicht am Endpunkte dieser Entwickelung ein einheitliches Urgesetz offenbar werden soll, welches allen Erscheinungen dieser Welt zu Grunde liegt.

5.

Die Tendenz in der Geschichte wird dem geübten Blick an den uns bekannten Jahrtausenden, in mancher Hinsicht auch an den Ergebnissen von Jahrhunderten sichtbar. Anders verhält es sich in der Mitte solcher Abschnitte, welche klein sind innerhalb der geschichtlichen Entwickelung, aber für die Einzelwesen groß genug, daß in ihnen die Geschicke von Generationen sich vollziehen. Den Allermeisten fehlt die Kenntniß des Zusammenhanges, die Belehrung richtig erkannter Beispiele aus den Bewegungen der Vergangenheit, und die geringste Neigung abwärts halten sie für einen dauernden Niedergang, jede Biegung des Weges für einen völligen Wechsel der Richtung. Und unter den Einsichtigern will es vielen nicht genügen, mit ihrem ganzen Lebensinhalte blos eine Masche in dem großen Gewebe zu sein und nicht einen eigenen, selbständigen Zweck in Genuß und Befriedigung zu erfüllen. So wenig wie das Drüben will die Zukunft der Menschheit sie kümmern, und da es ihnen, mit den überkommenen Anschauungen, aus denen der Charakter der Generation sich entwickelt hat, schwer wird, den schwankenden Bewegungen sich anzubequemen, planen sie Neugestaltungen, welche genau berechnet sind für die im Augenblick schiefe Stellung des Schiffleins, das uns auf den aufgeregten Wellen trägt.

Wir, die jetzige Generation, besonders wir Deutschen, leben in einer solchen Periode. Staatliche, gesellschaftliche, nationale, intellectuelle Bewegungen treffen zusammen, schlagen mit heftigen Stößen an das Gefüge der Gesellschaft und scheinen es von Grund aus zu erschüttern. Bis weit zurück in das vorige Jahrhundert läßt sich, selbst ohne tiefere Kenntniß der vorbereitenden Perioden, dem Anfang desjenigen Abschnittes nachspüren, dessen Abschluß in dem Ende der heutigen Bewegung bevorsteht. Für uns ist die Französische Revolution selbst wie eine Episode eingeschlossen in dem Entwickelungsstadium, welches in Grundzügen des deutschen Geistes vor dem Ausbruch jenes Vulkanes begonnen hatte und nach der Abkühlung in Frankreich sich fortsetzt. In dem Lande des kraftvollsten deutschen Fürstengeschlechtes erhob sich der moderne Staat über den Trümmern der Bündnisse und Fehden des Ständewesens; das Volk scharte sich um den machterfüllten König, brachte alle Mittel herbei, Kraft und Ansehen des Staates zu erhöhen, und empfing von ihm die ersten Segnungen fest geordneter Zustände. Gemeinfreiheiten entstanden in Städten, das Band der grundherrlichen Unterthanschaft wurde gelöst, der Landmann wurde frei, Bauern und Handwerker wurden Vollbürger des Staates. Gesetze begrenzten die Pflichten, gewährleisteten Rechte, Verwaltung und Gerichtswesen boten Fürsorge und Schutz, und im Gefühl der Sicherheit und Beachtung erwachte das Selbstbewußtsein. Und neben dieser Erstarkung des Staatsbewußtseins in den engern Grenzen eines Landgebietes nimmt das ganze Deutschland, im Mittelpunkte des europäischen Civilisationsverbandes, vollen Antheil an dem unter allen Nationen mächtig aufgeregten Geistesleben. In sich aber erfährt die deutsche Nation einen wunderbaren Aufschwung in Sprache und Wissenschaft. Heroen des Geistes, wie niemals vorher in gleicher Zahl und Größe, wirken als Genossen oder in unmittelbarer Aufeinanderfolge an demselben Werk der Umgestaltung, die Sprache schwingt sich auf zu ungeahnter Höhe, erweckt und formt neue Vorstellungen, enthüllt eine neue Gedankenwelt und entfesselt Kräfte, welche sofort ins thätige Leben hinaustreten, aneignend und schaffend, anregend und vorbereitend. Zur selben Zeit spinnt die dialektische Philosophie ihre

feinsten Fäden zu Ende, und anscheinend feindselig gegen sie, thatsächlich aber mit logisch nothwendiger Folge vertieft sich die Naturforschung in die Beobachtung und Zerlegung des Körpers, in die Zusammensetzung gelöster Elemente, fördert erstaunliche Erfahrungen, verwerthbare Geschicklichkeiten und verbindet nach unten die Wissenschaft mit der Handarbeit und nach oben mit den Erscheinungen, welche in den Weltkörpern und mikroskopischen Kleingebilden, in dem erstarrten Gestein und den lebenden Thieren, sogar in der Gedankenwelt des Menschen verwandte Gesetze abspiegeln. Seit Leibniz und Friedrich bricht die Kette der umwälzenden Bewegungen nicht ab, obwol die lebende Generation öfter sich von den Höhen herabgestürzt und in den Tiefen verloren glaubt. Die große Umwandlung aller Gedankenrichtungen, welche die Einspannung des Dampfes, der Elektricität und anderer Naturkräfte in den menschlichen Dienst hervorruft, vereinigt sich mit den besondern Bestrebungen des deutschen Volkes, welches unter den civilisirten Völkern verspätet aus der Zersplitterung zum Staatsgefühl, zur Freiheit und Nationaleinheit sich emporarbeitet und die zukünftige Wandlung des täglichen Lebens einstweilen in Riesenwerken der Literatur und der Wissenschaft, in den Werkstätten des Geistes vorwegnimmt. Das Eindringen des Wohlstandes, das erwachende Selbstgefühl, das Aufsteigen der untern Klassen, die Umgestaltung der Staatsform, der ungeduldige Durchbruch des zurückgehaltenen Freiheitssinnes, der Kampf zwischen Amtsgewalt und Volksmacht, zwischen den Trieben der Sonderung und Einheit, der Niedergang alter und der Aufgang neuer Autoritäten und Gestaltungen, dazu Handelskrisen und heftige Schwankungen im Umsatz der Güter, religiöser Streit, welcher an neue und ungeahnte Entdeckungen sich anlehnt, Verleugnung ererbter Vorstellungen, welche in Erfahrungen ihre Widerlegung gefunden haben, und dagegen Auflehnung der im Innern erschütterten Gemüther und der bedrohten Interessen. Und zuletzt, die Auferstehung des Nationalstaates, das Endergebniß tausendjährigen Ringens, hundertjähriger Sehnsucht, freilich in anderer Gestalt und unter andern Bedingungen, als die Vorahnung diese Großgeburt sich gedacht: schweren Kämpfen entrungen und schwere

Kämpfe erzeugend, welche Hoch und Niedrig in dieselben Reihen führen zum Ansturm gegen die Heiligkeit der Gesetze, die bestehende oder werdende Ordnung. Aus alledem erwachsen phantastische Pläne, ausschweifende Hoffnungen, Gegensätze überspannter Ziele und unrichtig gespannter Kräfte, welche die Unbehaglichkeit wie einen trüben Nebel über uns ausbreiten, und im günstigsten Falle scheint die aufsteigende Sonne in unheimlichen Farben sich durchzukämpfen.

In diesem Gesammtzustande ist die Ausdehnung der Kenntnisse und die gleichen Schritt haltende Halbbildung nur eine Erscheinungsform der Werdelust und Werdenoth. An ihr haftet das vorwiegende Interesse, weil der Blick vor allem sich auf die Wissenschaft und die in Kenntnissen gewonnene Aufklärung richtet, wenn es gilt, in dem Gewirre des Lebens eine zuverlässige Leitung zu finden. Fließt diese Quelle trüb, woher soll die Erlösung kommen?

Das ungemeine Anschwellen der Einzelerfahrungen, welche die deutsche Naturforschung der ersten Jahrzehnte zu Tage förderte, heftete das Studium an die Einzelerscheinungen fest, drängte den Trieb nach großen Erkenntnissen zurück und wurde ein Anlaß für die Ausdehnung der Halbbildung, welche zuerst die Gelehrten und alsdann die außenstehenden Kreise ergriff. Aber der Gegenstrom konnte nicht ausbleiben, weil er demselben Forschertrieb entsprang. Der Hauptzweck alles Wissens, die bessere Orientirung in der umgebenden Welt, blieb durch das Zurückdrängen der leitenden Gesichtspunkte ganz aus den Augen gerückt, und unter den Forschern selbst verbreitete sich ein unheimliches Gefühl. War man nicht mit dem ungeheuern Besitz an Kleingut ärmer als zuvor? Die gleiche Stimmung kam aus dem Zuschauerraume entgegen, wo man, was immer an allgemeine Betrachtung anklang, als bloße Uebung des Witzes und leeres Geistesspiel zurückwies, nur die nutzbare Verwerthung des Wissens auf dem Markte der tauschbaren Güter gelten ließ und allenfalls die Entdeckung für die zukünftige Marktverwerthung auf Lager nahm. Der Hinblick auf das Ganze war veraltet; unproductive Vergeudung der speculativen

Kräfte. Ideales Wissen versank in Misachtung, und dieselbe Gesinnung bemächtigte sich des werkthätigen Lebens. Was dem reinen Idealsinn zunächststeht, gerieth zuerst in den Strudel, dann der Reihenfolge nach verwandte Uebungen. Die Künste vertieften sich in die Technik und aus dem wohlberechtigten Streben der innigen Hingabe an die Natur entwickelte sich die gänzliche Abwendung von ihrer Veredlung. Das Handwerk legte den Schmuck ab und warf hintendrein auch die Sorgfalt weg. Man ist heute geneigt, alle diese Missstände den Ereignissen des letzten Jahrzehnts zuzuschreiben. Die Kriege, sagt man, und die im Innern und nach außen siegreiche Staatskunst haben die Machtanbetung erzeugt und eine verderbliche Ueberschwenglichkeit des Autoritätsglaubens großgezogen. Die befreienden Gesetze und die Emancipation der Arbeit, ruft man von der Gegenseite, haben jede Autorität vernichtet, den Sinn für das Schöne und Angemessene ertödtet, den plumpesten Gewinn zum Götzen der Menge erhoben und besonders in der Verschlechterung der Handarbeit den Kern des Volkes angefressen. Aber nicht in zehn oder funfzehn Jahren vollziehen sich so weitreichende Wandlungen, auch entspringen so gewaltige Gegensätze nicht aus derselben Ursache und nicht aus denselben Ereignissen. Weiter zurück sind die Anfänge zu verfolgen, und tiefer liegen die Ursachen. Als in den Studirstuben jeder Idealgedanke in Achtung sank, gerieth das Volk unter Anführung der Tüchtigsten in die abwärts gleitende Richtung der Gesinnung, des Geschmackes und der Ausübung. In den Laboratorien der Naturforscher, nicht auf den Schlachtfeldern von Sadowa und Sedan findet man die erste Anbetung des Erfolges; in den Triumphen der Mechanik, in dem Herabsteigen der Wissenschaft und der Künste aus den Höhen der Idealwelt in die gemeine Welt der Umgebung, nicht in der Abnahme der Fesseln von den betriebsamen Händen lag die erste Abwendung der Handarbeit von Geschmack und Sorgfalt. Lange vor dem Wendejahre 1848, dessen Wellenschlag bis in die Jetztzeit sich erstreckt, als Deutschland daheim und draußen noch als das Volk der unpraktischen Vernunft bezeichnet und der überschüssigen Idealität geziehen wurde, hatte der Gegenstrom die Höhepunkte der geistigen Sphären in Deutschland bereits ergriffen. Nun da

der Strom in die Tiefen sich herabsenkt, in Wirbel die Wasser treibt und der Geistesproceß an den aufdringlichen Wirkungen gemeinverständlich wird, hat oben bereits eine neue Wendung begonnen, welche für jetzt dem gemeinen Verstand noch nicht erkennbar ist, aber sicher, ich weiß nicht wann, gleichfalls in die Tiefen herabsteigen und zur Herrschaft sich durchkämpfen wird.

Die ernstesten Geister haben den Anfang gemacht; die zerfaserten Kenntnisse füllen ihnen nicht mehr Verstand und Gemüth aus und sie ringen nach höherer Erkenntniß. Die Lust des Zusammenfassens gewinnt abermals das Uebergewicht; freilich unter Anzeichen, welche zunächst neuartige Gefährdung drohen und gleichfalls in die Wege der Halbbildung einlenken. Die Besonnenen schreiten behutsam vor, aber die Ungeduldigen stürmen, wiederholen unter neuen Formen das alte Irrsal und vermannichfachen es. Wie Eintagspilze schießen die Systeme empor; von gleicher Menge und Undichtigkeit des Gewebes, vermuthlich auch von gleich kurzer Lebensdauer. Irgendein neuerkanntes Gesetz, eine neue Wahrnehmung oder eine über den täglichen Stimmungswechsel hinausreichende Empfindung wird zum Mittelpunkt aller Erklärungen gemacht. Wie vor Tausenden von Jahren die griechischen Naturphilosophen jeder eins der bekannten Elemente zum Erzeuger des Alls erhob und an einige Wahrheit viel Gedankenspiel anknüpfte, so ergeht sich die heutige Theilphilosophie in der Ausnutzung irgendeiner der neuen Enthüllungen, welche vorwiegend den Tag beschäftigen. Nicht in Deutschland allein, sondern in allen Staaten vorgeschrittener Forschung tritt dieselbe Entwickelungsweise auf; am stärksten in England, wo seit lange die gleichartige Richtung der Idealphilosophie unter dem Namen der Metaphysik verbannt war und die naturgeschichtliche Forschung allein für Philosophie galt. Die ganze Literatur der systematisch geordneten Culturgeschichte gehört hierhin, mit Buckle an der Spitze, der wie ein Momentfeuer die Bühne der europäischen Halbbildung beleuchtete; ein Zeugniß, wie im voreiligen Zusammenfassen die tiefste Gelehrsamkeit, namentlich die gediegenste Ausbeute des Bücherstudiums mit völliger Oberflächlichkeit sich verträgt. In literarischer Hinsicht, nach der Zahl der Abhandlungen und Bücher, ist England heutzutage

vielleicht der belebteste Tummelplatz für die kühnen Systemmacher, welche Gott und Nichtgott, alle der philosophischen Betrachtung zugänglichen Stoffe unter den Gesichtspunkt eines chemischen, physikalischen, anatomischen, physiologischen, mathematischen, pathologischen Gesetzes bringen. Aber mit größter Gewalt und stärkstem Einfluß auf das praktische Leben entwickelt sich dieser Proceß in Deutschland, und der Grund hierfür liegt zum Theil in besondern Charaktereigenschaften der Deutschen, zum Theil in dem größern Geschichtsberuf unserer Bücherwelt, zum größten Theil jedoch in dem Zusammentreffen der wissenschaftlichen Umwälzung mit den tiefsten Umwälzungen in unserm Staatswesen. Wie durch vielfaches Pflügen, ist der Boden unter den vielen gleichzeitigen Einwirkungen ganz aufgelockert und für jeden Samen empfänglich und fruchtbar.

Unmittelbar vor der jedesmaligen Neubelebung der naturwissenschaftlichen Forschung hat es eine Epoche gegeben, in welcher das philosophische Denken von der Wirklichkeit sich lossagte und auf selbsterfundenen Wegen zum letzten Aufschluß über alle Dinge vorstrebte. Aber unbefriedigt von der fruchtlosen Arbeit der phantastischen Willkür wendete sich der Forschertrieb zurück zu der kleinern, aber festern Wirklichkeit und die erneute Hingabe an die Natur förderte neue Blüten. Wiederum mit gesetzmäßiger Pünktlichkeit erwachte der Trieb des Zusammenfassens. In einer solchen Periode befinden wir uns jetzt. Nachdem wir so viele neue Thatsachen enthüllt, neue Gesetze als erläuternde Ursachen erfahren haben, sehen wir uns von der Erfassung des Weltplans, von der Beruhigung über unser eigenes Wesen ferner gerückt und der Gefahr ausgesetzt, daß wir, statt die Dinge zu bewältigen, von ihnen bewältigt werden. Unser Fassungsvermögen ist begrenzt und die Beunruhigung steigt, je größer die Menge der Thatsachen und Ursachen anschwillt, welche selbständig angemerkt sein wollen. Je mehr von der Umgebung wir vor unsern Augen bloßlegen, um so schwerer wird das Räthsel, welches zu lösen unser Beruf ist, weil der Blick an der angewachsenen Mannichfaltigkeit noch früher erlahmt. Aber so viel glauben wir aus der Erfahrung gelernt

zu haben, daß die erkannten Erscheinungen immer einfachern und höhern Gesetzen sich unterordnen. Es befestigt sich die Ahnung, daß alles, was in unserer Menschenwelt sich ereignet, denselben Gesetzen unterworfen ist und nur im Stoff und nach den Verhältnissen des Raumes und der Bewegung sich verschieden ausdrückt. Die anscheinend mit größter Freiheit entfalteten Eigenschaften und Einrichtungen der Menschen sind ebenso, und vermuthlich denselben, leitenden Gesetzen unterworfen, wie wir sie in den andern Naturreichen herrschen sehen. Als man von den Vorgängen der Natur erst einige an der Oberfläche haftende Erscheinungen wahrnahm und verstand, suchte der Einzelne seinen Weg in der frommen Hingabe an eine lebendige Gottheit, von welcher die Dinge dieser Welt und ihre Schicksale ausströmten. Sie verschafften dem Gläubigen die Einheit in allen Irrungen des Lebens und das Gemüth fand Beruhigung. Daneben scheidet die Forschung rastlos aus dem großen Räthsel und den undurchdringlichen Erklärungsgründen der bewegenden Gottheit immer mehr aus, was seinen Grund aus den erkannten Eigenschaften der Dinge herleitet und seine Erklärung nicht aus einem unerkannten und unvorstellbaren Außenwesen herzuleiten braucht. Aber immer werden Gottglauben und Wissenschaft auf selbständigen Gebieten sich bewegen. Niemals wird die Wissenschaft das Urgesetz der Entstehung enthüllen, und niemals wird der denkende Mensch nach gewonnener Erkenntniß die weltlichen Dinge anders als unter der Herrschaft der erkannten Gesetze sich vorstellen. In verständigen Menschen wird der Glaube aufhören, die erkannten Dinge durch den erdachten Eingriff unerkannter Kräfte ins Ungewisse zu stellen. Und die Wissenschaft trägt in sich selbst das Gesetz, welches sie gegen Abirrungen schützt. Denn nur soweit in der Erkenntniß Glied an Glied lückenlos sich aneinanderschließt, reicht das Gebiet der Wissenschaft; darüber hinaus hört ihre Herrschaft auf, und selbst die bestbegründete Hypothese ist nicht mehr die Wissenschaft selbst, so helfend und verdienstlich sie vorarbeitet, wenn sie den unausgefüllten Raum zwischen ermittelten Thatsachen mit glücklichen Vermuthungen ausfüllt. Aber eben hier beginnt das Bereich des Taktes, weil von dem Verhältniß, in welchem Vermuthung und Thatsache sich mischen, der Werth

der Hypotheſe abhängt; ob ſie auf dem richtigen Wege weiter führt oder von demſelben ablenkt; ob ſie, abgeſehen von dem Inhalte, durch die Methode nützlich oder ſchädlich wirkt.

Dies aber iſt ein Symptom der Ungeſundheit in dem heutigen Entwickelungsſtadium und zugleich eine Quelle der Halbbildung, welche in den höchſten Schichten des Geiſteslebens entſpringt, daß auch Tüchtige der Verlockung des vorzeitigen Zuſammenfaſſens unterliegen. Selbſt in den Zweigen der reinen Naturwiſſenſchaft, wo Beobachtung und Verſuch ihre Erfolge den Sinnen zur unmittelbaren Wahrnehmung darbieten, ſetzt ſich die Hypotheſe leicht über Lücken der Wahrnehmung fort, trägt ihre Vermuthungen mit der Beſtimmtheit unumſtößlicher Wahrheiten vor und erſetzt durch Eifer Mängel des Beweiſes. Einzelerſcheinungen werden zu Geſetzen erhoben, Geſetze mit Empfindungen zu Syſtemen verwebt. Noch viel bunter geht es in den Lehrzweigen zu, welche noch kaum objective Grundlagen gewonnen haben, in denen ſtets neue Regeln verändernd eingreifen, die Regeln aber ſchwer zu finden und ihre Wirkungen noch ſchwerer zu beurtheilen ſind, weil ſich oft nicht einmal feſtſtellen läßt, ob ſie den einen oder den entgegengeſetzten Urſachen zuzuſchreiben ſind. Beſonders in der Politik und der Volkswirthſchaft ſchweift die Phantaſie unter dem Namen der Wiſſenſchaft ohne jeden Zügel umher. Noch ſind die Methoden und Gegenſtände der Beobachtung nur in geringem Maße ermittelt, und ſchon tummelt ſich die Speculation in den Formeln der alten Metaphyſik oder mit der breiten Geſchwätzigkeit der alten Popular- und Moralphiloſophie, bringt die Thatſachen unter die ihr zuſagende Beleuchtung und fördert aus vereinzelten Erſcheinungen neue Grundlagen des geſellſchaftlichen Lebens, zum mindeſten neue Regeln der Staatskunſt.

Die moderne Literatur iſt voll von ſolchen Beiſpielen. An ihnen läßt ſich leicht verfolgen, woher der erſte Anſtoß zu den Irrthümern der Halbbildung kommt, wie er in der leichtbeweglichen Sphäre des Gedankens ſich fortpflanzt, aus der Bücher- und Ideenwelt in das werkthätige Leben übergeht und an verderblicher Kraft zunimmt, je tiefer er nach unten dringt. Abermals iſt es das Verhältniß der Menſchenwelt zu ihrer erſten Urſache, an wel-

chem der Proceß am klarsten sich vollzieht. Aus wirklicher Erkenntniß der Menschennatur folgert ein Denker, daß auf einer gewissen Stufe der Bildung das Gottesgefühl für die Ordnung der weltlichen Dinge entbehrlich sei. Das Ueberflüssige, sagt ein anderer Beobachter des menschlichen Treibens, sei in den großen Zügen der Volksbewegung nicht gleichgültig, sondern schädlich; man lehre dem Volke, auch ohne Aufsicht des wachsamen Gottes sich in die weltliche Ordnung zu fügen. Daran entzündet sich die Leidenschaft des Halbbelehrten, er reißt sich vom Gottgedanken los und strebt, ihn auch andern zu entreißen, als eine Arglist, zur Irreleitung der Menge erfunden und vom Eigennutz durch Jahrtausende künstlich erhalten. Die letzten Ergebnisse der neuesten Forschung überraschen wie neue Offenbarungen, und gerade der Schein des Wunderbaren, welcher auf diesem neuen Wege wieder auftaucht, zieht die Menge an. Denn der Sinn der Menge neigt zum Abenteuerlichen, und dieselbe Naturreigenschaft, welche Jahrtausende hindurch aus der Religion den Wunderglauben als den stärksten Anziehungspunkt ausbildete, treibt jetzt zu dem gleich wunderbaren Glauben von der Allgewalt der Naturtriebe, welche für Ergebnisse der Wissenschaft ausgegeben und ohne eigenes Urtheil dafür angenommen werden. Und weil die Kenntniß des Entwickelungsganges fehlt, welche den Sinn für das Abenteuerliche gezügelt haben würde, empfangen die Vermuthungen, wenn sie nur mit genügender Sicherheit vorgetragen werden, gleichen Umlaufswerth wie erwiesene Wahrheiten, und in der Regel üben sie noch größere Anziehungskraft aus, weil sie Maß und Grenze beiseiteschieben.

Die Geschichte des Darwinismus lehrt, wie eine weittragende Idee in dem Haupte des in reiner Wissenschaft forschenden Gelehrten entsteht, mit wie vielen Zusätzen der Vermuthung die Wahrheit von andern Forschern ausgestattet, und wie entstellt sie zuletzt an die Menge gebracht wird, die gerade der Entstellungen wegen mit Heißgier sich ihrer wie einer unbestreitbaren Wahrheit bemächtigt und mit weitern Zuthaten versieht.

Der gelehrte Forscher hat unter den sorgfältigsten Beobachtungen eines mühevollen Lebens wahrgenommen, daß das Gesetz

der Umgestaltung, welches täglich vor unsern Augen sich vollzieht, um Einiges ausgedehnter ist, als bis dahin angenommen worden. Ueberraschend genug, auch für den Gelehrtesten, hat er Uebergänge zwischen Wesen entdeckt, welche auf völlig verschiedenen Ursprung hinzuweisen schienen. Der erste Entdecker bescheidet sich mit der angemessenen Würdigung des bedeutsamen Erfolges, daß er die schwankenden Grenzen zwischen Umwandlung und Urgestalten in einem Punkte berichtigt hat und daß er zu weitern Untersuchungen ermuthigt. Mit kühnerer Phantasie, bestimmt durch mehrere zusammentreffende Entdeckungen und die passende Schönheit des Gedankenbildes, verkündet der immer noch wissenschaftliche Jünger die Hypothese, daß es niemals Urgestalten gegeben, sondern die millionenfache Verschiedenheit aus Zufällen und Neigungen sich entwickelt, hier verwandte, dort bis zur Unkenntlichkeit des Zusammenhanges entfremdete Wesen aus demselben Stoff sich gebildet haben. Und wenn der Bedächtige, selbst unter dieser kühnen Hypothese, die durch ihre Einfachheit anzieht, dem ersten Werdegrund auch nicht um eine Linie sich näher gerückt sieht, so überspringt ein anderer, da er von der verwickelten Lehre der Gattungen und Arten sich befreit fühlt, den für ihn nur noch unbedeutenden Zwischenraum und verkündet: Jetzt sei der wahre Schöpfer aller Creatur in Zufall und Bewegung gefunden. Und aus diesen Elementen entsteht die Metaphysik des Nichtgottes, welche genau mit denselben Mitteln der Empfindung und der persönlichen Befriedigung, mit denselben Formeln und Gedankensprüngen ihr System aufbaut, wie die frühere Metaphysik, welche man, wegen ihrer mangelhaften Unterlage in beglaubigten Thatsachen, jetzt für veraltet hält. Die Unterrichteten wissen freilich, daß die neue Lehre genau an denselben Mängeln leidet wie die alte, doch unter den Fernerstehenden glauben viele, daß jeder Gottesgedanke nunmehr durch triftige Gründe überwunden sei, und die undurchdachte Vermuthung ist ihnen erwiesene Wahrheit, der man huldigen müsse, auch wenn man Inhalt und Folgen nicht ganz begreife.

Eine ungefähr gleiche Behandlung erfahren die rein weltlichen Dinge. Vor allem ist die Ordnung der Besitzverhältnisse ein Spielball der ganz entfesselten Speculation. Ungleich vertheilt

sind die Güter; keine Regel der Gerechtigkeit, kein Zeichen des Wohlwollens ist in der Vertheilung zu erkennen, unzählige Uebel erzeugt hier die Entbehrung, dort der Ueberfluß. Seit Jahrtausenden tragen die Menschen am schwersten an dieser Ungleichheit, verstehen sie besser und empfinden sie schärfer, als alle andern Ungleichheiten der Geburt, der Bildung oder der gewillkürten Ordnung. Seit Jahrtausenden bemühen die Menschen sich um eine Ausgleichung, Generationen arbeiten sich zollweise vorwärts. Aber von Zeit zu Zeit erwacht die Ungeduld; der Zweifel entsteht, ob man überhaupt vorwärts und nicht vielmehr rückwärts schreite; und die Bedrängten fragen: warum so langsam? Diese Stimmung war von je in tausend Gemüthern rege und ist es besonders jetzt, da, infolge anderer Ausgleichungen, der Besitz den Inbegriff aller wesentlichen, in der gesellschaftlichen Ordnung wurzelnden Ungleichheiten in sich vereinigt, und die Frage bewegt größere Mengen, weil in demselben Umfang, in welchem der Wohlstand sich ausbreitet, Muße und Bedürfniß des Nachdenkens sich vermehren. Aber von besonders starker Wirkung wird sie in dem heutigen Deutschland, wo die mächtigsten Umwandlungen vor unsern Augen sich vollziehen, selbst die Staatsverhältnisse sich neu ordnen, und was man bisher für unwahrnehmbares Wachsthum gehalten, als ein Umbau sich darthut, welchen Zeitgenossen geplant haben und Zeitgenossen ausführen. Warum sollte nicht Gleiches mit der Umordnung der Besitzverhältnisse geschehen? Geringfügig sind in der Gedankenwelt die Unterschiede zwischen dem Anfang und den vorgeschrittenen Stadien einer geschichtlich sich entwickelnden Umgestaltung, wenn nur erst Richtung und Ziel erkennbar werden. Auch hier verbindet sich persönliches Empfinden mit vereinzelt hervortretenden Erscheinungen zum Aufbau neuer Systeme, zu deren Verwirklichung allenfalls der Zwang des Staates verhelfen soll. Nur wer die volle Kenntniß der Zustände und Ursachen sich angeeignet hat, geht behutsam vor, läßt Rücksichten und Einschränkungen, läßt eine Reihenfolge in den zu bewirkenden Abänderungen gelten; denn auch nicht alles Nützliche kann mit einem mal in Angriff genommen werden. Treten dagegen die Rathschläge an Dinge und Zustände, deren wirkliche Beschaffenheit, Ursache und Wirkun-

gen noch nicht mit genügender Kenntniß ermittelt sind, so ergibt sich eine ungebundene Auswahl, und zuletzt entscheidet über den Vorrang allein die Stärke des empfundenen Eindrucks. Ist einmal die Schranke streng wissenschaftlicher Forschung niedergerissen und die Speculation frei in das praktische Leben hineingelassen, so reicht die Vorsicht, welche Theorie und Methode sich auferlegen, nicht weit. Der Widerstreit der gelehrten Meinungen verwirrt zuerst und ermuthigt alsdann jedes kühne Wagniß. Der derbere Mann zerreißt das Gewirre, indem er an die Gesammtheit der Zustände die Hand anlegt und mit Ungestüm fordert, was ihm als die schönste aller Ordnungen vorschwebt. So gut wie die Gründe der im Streit befangenen Gelehrten scheinen ihm seine Gründe gleichfalls, und auch er folgt dem stärksten Eindruck, welchen er aus seinen Erfahrungen davonträgt.

Alle unterliegen wir dem Zuge der Gegenwart. Wenn man über die Verheerungen und die noch größern Gefahren der Halbbildung klagt, denke man nicht ausschließlich an die untern Kreise, sondern an die Gesammtheit aller zusammenwirkenden Kräfte. Die berufenen Leiter und Lehrer haben ihren reichlichen Antheil, die Spuren des Ursprungs weisen sogar deutlich auf Quellen, welche von oben herkommen, aber auch nach dieser Richtung hin wäre es ungerecht, die ganze Schuld Einzelnen beizulegen. Das Uebel begleitet die Entwickelung der Menschheit, und daß wir es in unserer Zeit, und daß wir es in unserer Mitte stärker empfinden, als je zuvor, ist ein legitimes Zeichen der jetzigen Entwickelungsphasis. Vermöge unserer Geschichte und unserer Anlagen sind wir in dem Mittelpunkt dieser Bewegung und am meisten von ihr ergriffen. Das Uebel wird jetzt von vielen empfunden und es entsteht der Irrthum, als ob die Halbbildung eine unserer Zeit eigenthümliche Erscheinung wäre. Es fehlt nicht an Vorschlägen zur Abhülfe, aber alle beruhen auf der fehlerhaften Voraussetzung, daß wir es mit einer Verirrung der Zeit zu thun haben, welche wir durch Rückkehr zu soliden Grundsätzen mit einem beseitigen könnten. In Wahrheit ist die Halbbildung eine Erscheinungsform der in steter Bewegung begriffenen Civilisation, sie

wurzelt in den menschlichen Anlagen, kommt zum Vorschein, seit der Mensch im Drange geistiger Ausdehnung seine Zwecke weit über das unmittelbare Bedürfniß erweitert, und nimmt in der modernen Entwickelung einen breitern Raum ein, bis sie in unsern Tagen alle Bildung zu überwuchern scheint. Manche meinen, die Bildung habe das Uebel genährt und Rückbildung müsse die Heilung bringen. Man lehre der Menge zu viel, um sie in der nothwendigen Fügsamkeit zu erhalten, und lehre doch zu wenig für die richtige Erkenntniß. Da das Maß der allgemeinen Belehrung sich nicht steigern lasse, so müsse man einschränken, die Menge von den neuen Errungenschaften ganz fern halten. Aber ein solches Unternehmen wäre völlig verkehrt, glücklicherweise auch nicht ausführbar; nur einige ermäßigende Elemente würden ausgeschieden und das Uebel dadurch verschlimmert. Das Wissen läßt sich nicht eindämmen; mit der Ausdehnung unserer Kenntnisse, mit der Erweiterung des Verkehrsgebiets, unter den unendlich entfalteten Handhaben der Mittheilung ist die Zeit vorüber, in welcher das Wissen als Mysterium einzelner Geschlechter oder Genossenschaften verwaltet werden könnte. Würde der allgemeine Volksunterricht oder das höhere Schulsystem auf eine geringere Summe von Kenntnissen eingerichtet und der eigentliche Anfang höherer Bildung in die Hochschulen verwiesen, so geriethe die Schule mit dem Leben in einen noch größern Widerspruch und zu dem unvermeidlichen Grad der Halbbildung würde ein willkürliches Mehr hinzugefügt. Die Schule muß die großen Ergebnisse der Forschung sich dienstbar machen und verbreiten. Zugestanden, daß die Methode des Unterrichts, die Auswahl des Lehrstoffes an wesentlichen Mängeln leiden; aber diese Unvollkommenheit liegt in der entgegengesetzten Richtung, daß, wegen Mangels an tüchtiger Zusammenfassung, das Wissen noch nicht genügend vermittelt und übertragen wird. Dem Umfange nach stattet schon jetzt die Schule nur mit einem sehr geringen Wissensvorrath aus, den weit überwiegenden Theil führt das außerhalb wogende Leben dem Thätigen zu. Der höchste Werth des Schulunterrichts liegt in der Anleitung, richtig anzuschauen, mit größerm Geschick an die Begegnisse heranzutreten und das Erfahrene gut zu ordnen. Würde

diese Anleitung vermindert, so stiege die Verwirrung in den Köpfen. Nur die Vortheile des Unterrichts würden beseitigt, die Nachtheile der Halbbildung nicht gemildert.

Die Hinneigung zur Halbbildung herrscht nicht ausschließlich, auch nicht vorwiegend in den breiten Schichten der Bevölkerung. Auch in diesen Schichten gibt es Tüchtige, welche lernbegierig und zugleich darauf bedacht sind, nur zu üben, worin sie volle Fähigkeit und ein abgerundetes Verständniß erlangt haben. Andererseits reichen, wie ich bereits entwickelt habe, die Merkmale der Halbbildung bis hinauf in die viel unterrichteten und gelehrtesten Kreise. Von diesen geht sogar die schlimmste Wirkung aus, weil ihnen naturgemäß die Belehrung zufällt und die lernbegierige Menge ihrem Urtheile folgt. Sollte deswegen das ernste Forschen zurückgedrängt werden, weil auch Halberkanntes für erwiesene Wahrheit ausgegeben wird, und weil, nach der Menschennatur, an jede Periode reichster Entdeckungen eine gewisse Verwirrung, irrige Schlußfolgerungen und voreiliges Zusammenfassen sich anzuschließen pflegen? Von der gewonnenen Erkenntniß gibt es keine Rückkehr und auf keine Methode des Fortschritts verzichtet das Menschengeschlecht; so wenig wie es eine Rückkehr zur Einfachheit oder einen Verzicht auf die Güter gibt, welche der Mensch der Natur mühsam abgerungen hat. Nur weiteres Vordringen befreit uns dereinst von den Mißständen, welche die Wanderung begleiten. Der Zustand, in welchem wir uns befinden, der sich durch ein starkes Vorwiegen der Halbbildung kennzeichnet, ist ein Stadium innerhalb der großen Entwickelung, welches durchlebt werden muß, um überwunden zu werden. Auch im Einzelleben gibt es Entwickelungsstadien von gleich zweifelhaftem Aussehen, ehe der vollkommen entwickelte Mensch zur vollen Fertigkeit oder auch nur zur vollen Empfänglichkeit gelangt. Zwischen der anmuthigen Kindheit und dem Abschluß des äußern Wachsthums liegt ein Stadium der raschesten und tiefst einschneidenden Veränderungen, in welchem das Gemüth von Misbehagen umfangen ist, die von Schön zu Schön überschreitenden Formen durch Verschiebungen entstellt werden und die empfindliche Constitution den meisten Gefahren unterliegt; und dagegen hilft keine Sehnsucht in die überwundene Kindheit, gibt es keinen Vorgriff

in die allmählich sich vollziehende Mannheit. Und wird gegen die quälenden Erscheinungen dieser interessanten Lebensperiode der Arzt befragt, so spricht er nicht gering über die Gefahren, aber er lächelt über das Verlangen nach einem Heilmittel, empfiehlt dagegen eine wohlgeordnete Diät und wachsame Vorsicht.

Wir leben in einem besonders empfindlichen Entwickelungsstadium. Misbehagen und Verzerrungen entstellen die Gegenwart, Gefahren umlauern die Zukunft. Innerhalb der ins Ungemessene wachsenden Beziehungen, welche die Kinder der Jetztzeit bald in Gestalt von Pflichten, bald in Gestalt berechtigter Ansprüche nach tausend Seiten locken, kann jeden Einzelnen eine strenge Concentration in einem besondern Beruf vor Irrungen bewahren. Die Halbbildung gibt uns ein unfertiges Aussehen und spiegelt treu das Unfertige unsers innern Gehaltes ab. Ist ein jeder bestrebt, sich einen soliden Wirkungskreis zu schaffen, so wird er trotz aller Erschütterungen und Schwankungen auf festem Grunde stehen. Die Kunst der Erziehung sorge dafür, daß jedermann zeitig einen Beruf gewinne, Tüchtigkeit in demselben erlange, und daß jedes Menschenleben, nach einem natürlichen Gesetz der Entwickelung, unten fest in dem gemeinsamen Boden der Gesellschaft wurzele und höher hinauf immer freier und beweglicher sich gestalte. Einer solchen Entfaltung ist jeder Beruf fähig; Kunst, Wissenschaft, Industrie, Handwerk, niedere oder höhere Dienste, der durchschnittliche und der außergewöhnliche Lebensgang bieten einem jeden, dem Anlagen und Wille nicht fehlen, die gleiche Möglichkeit. Wie hiernach die Regeln für die einzelnen Berufe und Stellungen sich gestalten, welche Forderungen an die Erzieher, an die Schule, an die Werkmeister, an die Erwachsenen als Selbsterzieher, an die Genossen als Bildner und Kritiker, an den Staat herantreten, — die Gedanken hierüber sondern sich als selbständige Aufgabe aus dem Gedankengange meiner jetzigen Betrachtungen. Als gegenwärtiges Thema habe ich mir nur vorgesetzt, zu erläutern, wie ich das Wesen der Halbbildung, ihren Ursprung, ihre Ursachen, ihren Zusammenhang mit der Gesammtgeschichte der Menschheit und der Nationalgeschichte Deutschlands auffasse. In dieser Absicht habe ich für eine Spanne Zeit aus dem Lärmen des Marktes

mich zurückgezogen und ein wenig über das Niveau der Tagesmeinungen mich erhoben. Dem beschränkten und geängstigten Blick scheinen die Fluten sich grenzenlos zu ergießen, scheint mindestens die jetzige Ordnung bestimmt von den aufgeregten Wellen verschlungen zu werden. Aber schon von einer mäßigen Anhöhe herab sieht man den breiten Fluß der Civilisation dahinströmen. Hier und jetzt von Wettern angeschwellt, wird er vielleicht aus seinem Bette treten, benachbarte Gefilde zerstören, aber er wird weder aufhören seinen Hauptzug zu verfolgen, noch wird er die weiten Felder, welche die Geschlechter vor uns gebaut, oder die Saat verschlingen, welche wir selbst angepflanzt haben. Freilich, kehre ich zurück zur Tagesarbeit, in meine Hütte, welche am bescheidenen Bächlein liegt, so sorge ich wie um das Wohl der Welt, daß nicht die vorbeitreibende Flut die Mengen des Wassers zuwälze, die Aecker verwüste und das Häuschen wegspüle. Dann lege ich Hand an, dämme und leite ab, soviel ich vermag. Aber drohen mir Schaden und Untergang, so täuscht mich doch nicht die Besorgniß, als ob die Welt in ihren Fugen krachte und unter dem nächsten Ausbruch feindlicher Gewalt zusammenstürzen würde. Eben hieraus schöpfe ich Thatkraft, weil ich weiß, daß trotz allem nur ein kleiner Nachbarkreis und nur zeitweilig bedroht ist, und daß die Rettung gelingt, wenn ich rüstig arbeite und die Nachbarn an ihren Stellen das Gleiche thun.

IV.

Wort und That.

1.

Von den ersten geschichtlichen Anfängen berichten die Alterthumsforscher und Zeugnisse bestätigen, daß der Mensch voll Erstaunen und Verehrung für die umgebenden Dinge erfüllt war und sich in bescheidener Unterordnung fühlte. Nicht allein die gewaltigen Elemente hielt er für höhere Wesen, sondern auch vieles, was um ihn auf Erden lebte; Thiere, an denen er größere Kraft wahrnahm, als an sich selbst, und andere Thiere von nicht überlegener Kraft, weil er in ihrem Auftreten eine Sicherheit, Bestimmtheit und Geschicklichkeit antraf, welche ihm selbst abgingen. Wie wir heute den neugeborenen Menschen ganz hilflos und in langsamster Entwickelung vorschreiten sehen, jedes andere Thier dagegen schnell zur Bewegungsfreiheit und Selbständigkeit gelangt, so wahrscheinlich — Bestimmtes läßt sich darüber nicht feststellen — haben in ihrer Gesammtentwickelung die Thiere[1]) viel eher den letzten Grad der ihnen beschiedenen Entfaltung und der vollen Sicherheit ihres Wesens erlangt als der Mensch. Dieser aber, weniger ausgebildet und mehr gehemmt und doch ausgestattet mit der Gabe zu vergleichen, erkannte die Ueberlegenheit, welche an einzelnen Thieren ihm sichtbar wurde, und stellte diese in eine Ueberordnung, für welche allmählich der Begriff des Dämonischen

[1]) Nur zur größern Bequemlichkeit des Ausdruckes lasse ich bei der häufig wiederkehrenden Gegenüberstellung der Menschen und der andern Thiere zuweilen den Beisatz fort; der naturgeschichtlichen Zusammenfassung will ich dadurch nicht widersprechen.

oder Göttlichen in ihm entstand. Diese Empfindung hat sich fortgesetzt, nachdem die Ursache längst fortgefallen war. Denn unter Völkern, welche schon zum Staatswesen, zur Kunst sich aufgeschwungen hatten und zu vielem andern, was den Menschen hoch hinaufhebt, findet sich noch die Verehrung von Thieren, bei den Eingeweihten als Rest der Ueberlieferung und Symbol, bei dem gemeinen Volke aber als wirkliche Gottesverehrung; merkwürdig genug, während bereits geläutertere Begriffe einer idealen Gottheit in die Herzen der Menge eingezogen waren. Noch heute ist die Nachwirkung der ersten Anschauungen nicht ganz überwunden, sondern Erscheinungen des Aberglaubens führen den Forscher zurück in jenen Zustand der Bescheidenheit, wo der Ursprung der religionsartigen Vorurtheile für oder gegen bestimmte Thiere zu suchen ist. Aber im großen Zug der Entwickelung vollzog der Mensch einen bedeutsamen Uebergang, als er zu einer bessern Schätzung seiner selbst und der Umgebung gelangte. Bescheiden und stolz zugleich begann und durchlebte er eine zweite Periode. Aus der Tiefe schwingt er sich auf, um in erhabenster Gesellschaft Demuth zu pflegen. Die Thiere, davon hatte er sich überzeugt, sind allesammt geringer als er, die Elemente haben kein selbständiges Leben; nun wollte nichts Geringeres ihn befriedigen, als der Umgang mit Göttern.[1]) Demuthsvoll trägt er die Allgewalt des Höchsten; in dem stolzen Gefühl, daß das Gotteswesen ganz ausgefüllt sei mit der Lenkung des Menschen und seiner Welt, versenkt er all sein Denken in Nachforschen, wie er seine Beziehungen zu Gott regeln müsse, unter welchen Bedingungen der Verkehr mit dem Höchsten aufrecht zu erhalten, für beide genehm und nützlich zu machen sei. In dieser Periode unterliegt die Zwienatur des Menschen den heftigsten Kämpfen. Offenbarungen und Visionen, Glaube und Zweifel, Aufjauchzen und Verzagtheit der Seele, fröhliches Anschauen der Natur, Gehorsam aus Furcht und freiwillige Hingebung, Resignation gegen jede Anregung bis zur

[1]) Ich unterscheide nicht zwischen Monotheismus und Polytheismus und gebrauche: Gott Götter — als gleichbedeutend, weil es mir hier nur auf das Erfassen der Gottesidee ankommt, nicht auf ihre Erscheinungsformen.

völligen Gedankenleere, Todesmuth und Todeslust um bloße Abstractionen, welche überreizte Denker aus Gedankenlauben destilliren, um Schemen, welche überreizte Augen mit grober Sinnlichkeit vor sich sehen; unter solchen Gegensätzen arbeitet der Mensch sich durch zu der Erkenntniß, mit welcher diese zweite Periode dem Abschluß entgegenneigt, daß die Natur dem Menschengeschöpf verwehrt hat, das Wesen Gottes zu ergründen, in irgendeine nach menschlichen Regeln erkennbare Verbindung mit ihm zu treten, solange der Mensch auf Erden weilt. Diese Erkenntniß beeinträchtigt nicht die Gefühle, welche der Menschenbrust tief eingegraben sind, nicht den natürlichen Antrieb zur Gottesfurcht. Der Einzelne mag und darf das höhere Wesen, wie es in seinem Herzen lebt, anbeten, zu seiner Erziehung verwerthen, in seine Stimmung und Lebensgeschicke verflechten, aber keine Forschung erschließt ihm das Verständniß, wie zu Anfang oder zuletzt Menschliches und Göttliches sich verknüpfen. Wissenschaftlich erwiesen ist das Gesetz, daß alles hierauf gerichtete Forschen bloße Uebung des Geistes ist. Zum Uebersinnlichen findet unsere auf den Sinnen beruhende Vorstellung keinen Zugang; darum zerbröckeln alle Einrichtungen, welche auf der vermeinten Kenntniß des Göttlichen veranstaltet sind.

Freilich, die uralten Ueberlieferungen überdauern die Idee, welche sie in Bewegung setzte. Wie die Reste der Thierverehrung in die Periode der Gottspeculationen sich hineinzogen, so greifen die in der Idee überwundenen Speculationen in das Leben der Gegenwart ein, und wer weiß über noch wie viele Jahrhunderte. Aber die neue Culturepoche ist daran zu erkennen, daß in ihr die kräftigsten Denker sich angetrieben fühlen, das Wesen des Menschen und sein Verhältniß zu den irdischen Dingen zu ergründen. Die Erde ist eine Welt für sich. Sie steht in Verbindung mit andern Welten und durch ihren Zusammenhang mit unerforschlichen Regionen werden wir belehrt, daß nicht alles innerhalb der irdischen Weltordnung sich erschöpft; aber für unsern Wissenskreis müssen wir uns damit begnügen, allein mit den Gegenständen auf dieser Erdenwelt uns zu beschäftigen und mit denjenigen Beziehungen der andern Himmelskörper, welche ihre Wirkungen auf

die Erde herabsenden und eine Beobachtung durch unsere Sinne zulassen.

Nun weiß sich der Mensch in größerer Beschränktheit gegen sein früheres, himmelstürmendes Trachten und er entsagt den dorthin gerichteten Gelüsten; dafür lohnt ihm das neugewonnene Bewußtsein, daß er in seinem Geltungsgebiet unbestrittener Herrscher ist; er das bevorzugte Geschöpf auf Erden, alle Mitgeschöpfe dazu angethan, soweit sie mit ihm in Berührung kommen, ihm zu dienen. So sehr der Einzelne die Macht der Elemente sich überlegen fühlt, so gewaltvolle Massen und riesige Bildungen er vor sich sieht, so sehr er von Gegenständen seiner Umgebung an Kräften, Sicherheit und Dauer überboten wird, überall kann das Menschengeschlecht überwinden und sich den Gebrauch verschaffen, welcher seine Ziele fördert. Das Meer, endlos dem unerfahrenen Blick und furchtbar in Sturm, beugt sich willig dem muthigen Schiffer und dient zu leichter Verbindung mit fernen Ländern und Völkern. Ueber die Berge, bis in die starren Höhen ewigen Frostes bahnt der Mensch sich Pfade. Elemente, die sich überlassen stets zum Verheeren neigen, zügelt er zum Beistand für planmäßige Gestaltung. Thiere, die weit stärker sind als der Mensch, müssen sich zum Gehorsam und häuslichen Dienst bequemen oder scheu vor den Wohnungen der Menschen fliehen und nach spärlicher Nahrung umherirren.

Und zu diesem Vorrang unter allen lebenden Wesen, zu dieser Machtfülle unter gewaltvollen Naturkräften gelangte der Mensch nicht durch irgendeinen Vorzug in solchen Trieben und Eigenschaften, welche er dem Wesen nach mit andern Thieren gemein hat, sondern allein durch die Anlagen, welche ihn zur Rede befähigen. In ihnen empfing er den Keim seines Herrscherberufs, empfing er alle Anfänge, aus denen der Adel seines Wesens sich entwickelt hat. Was Vorzügliches in ihm ist, was ihn an Gestalt, Gliederung und Beweglichkeit auszeichnet, der aufrechte Gang, die Richtung des Hauptes und des Auges, so viele Bevorzugungen der Forscher allmählich entdeckt, alles strebt nach dem einen, was dem Menschen seine größere Bedeutung gab, daß er ein redendes Wesen sei. Manche Sinne der Thiere übertreffen an Schärfe

und Ausdauer die gleichartigen Sinne des Menschen; in manchen höher entwickelten Thieren nähern sich edelste Organe, soweit das Maschinenhafte derselben in Betracht kommt, ganz oder bis auf sehr geringe Unterschiede den Anlagen der Menschen, das Auge und die Sprachwerkzeuge eingeschlossen. Tugenden und Geschicklichkeiten, deren Fähigkeit der Mensch empfängt und deren Steigerung er zu seinen vornehmsten Aufgaben zählt, finden sich, zuweilen in großer Vollkommenheit, als Charakteranlagen in einzelnen Thieren. In Anerkennung dieser Thatsachen haben Moralisten uns die Thiere als Lehrmeister empfohlen und den Menschen für einen Sammelpunkt aller in andern Thieren zerstreuten Güter erklärt. Dagegen haben Forscher sich bemüht, an bestimmten Oertlichkeiten des Körpers, welchen sie als „Sitz der Seele" bezeichnen, die grundlegenden Unterschiede aufzusuchen oder an äußerlich bescheidenen Merkmalen bedeutsame Absichten der Natur zu entdecken. Ich aber folge der Ueberzeugung, welche von verschiedenen Standpunkten des philosophischen Denkens eifrige Vertreter gefunden hat, daß der Menschengeist in der Befähigung zum Wort seinen Ursprung hat und in der Bethätigung des Wortes sich erfüllt. Die Physiologie und ihre naturwissenschaftlichen Hülfslehren sind noch nicht weit genug gediehen, um die Lehre von der Seele durch wissenschaftlich festgestellte Gesetze der Körperbeschaffenheit zu ersetzen, aber die neuesten Entdeckungen der Wissenschaft widerlegen nicht die Meinung, erheben sie vielmehr zu einer gut begründeten Hypothese, daß der Menschengeist in der Befähigung zum Wort besteht, und daß diese Befähigung nicht an dieser oder jener Stelle des Körpers, wie etwa in dem besser entwickelten Gehirn, ihren Sitz hat, sondern aus vielen Einrichtungen seines Körpers hervorspringt.

In der Gesammtheit des Menschen und in jedem seiner Bestandtheile sind die Vorbedingungen vorhanden, welche zuletzt im Wort ihren Ausdruck finden. Und wie der Mensch in allen ihm eigenthümlichen Functionen darauf eingerichtet ist, daß er das Wort als Krone empfange, so kommt alles, was in den Zuständen und Einrichtungen der Menschen Erhabenes über den sonstigen Zuständen und Einrichtungen auf Erden wahrzunehmen ist, allein vom Worte her.

Den Kern und Inhalt des Menschthums, die Scheidegrenze gegen die Thiere bildet, daß der Mensch in seinem Wollen und Streben nicht haften bleibt an der Befriedigung gewisser Triebe und Bedürfnisse, welche die Natur ihm anwies. In diesen engern Kreis sind die Thiere eingebannt. Nahrung, Zeugung und Aufzucht der Brut, damit auch diese sich erhalte und fortpflanze, ist ihnen angewiesenes Ziel. Ein jedes ist ausgerüstet mit den Mitteln seiner Zweckbestimmung, und es handhabt sie, um die Naturtriebe zu erfüllen und so viel Behagen und Bequemlichkeit sich zu bereiten, als in den enggezogenen Grenzen eingeschlossen liegt und die Gelegenheit gestattet. Aus der Erfahrung lernt allmählich der Züchter des Haus- und Weidethieres, was dieses zu seiner Erhaltung und seiner besten Pflege oder besten Verwerthung braucht, richtet die Wartung demnach ein und verändert sie nur, wenn er eine ihm passendere Verwendungsweise dadurch erzielt. Die sich frei überlassenen Thiere aber suchen nach einer genügenden Nahrungsstätte, und sobald sie diese gefunden, schließen sie die Regeln ihres Haushalts ab und bringen die Bestandtheile des Körpers in bleibende Formen; nur eine neue über sie kommende Noth: geologische Umgestaltungen, Wechsel des Klimas, Futtermangel oder eine bis dahin ungekannte Verfolgung, veranlaßt sie, die Lebensweise zu ändern, und die veränderte Lebensweise bewirkt, daß sie die Glieder allmählich umformen, vorhandene und vernachlässigt gewesene Anlagen sich ausbilden. Der Mensch dagegen bleibt nicht bei der niedrigsten Nothdurft stehen, folgt nicht allein dem Zuge des Behagens und der Bequemlichkeit. Gewaltige Triebe erregen in ihm Wünsche, welche über Noth und Behagen weit hinausgehen, erwecken entgegengesetzte Begierden, welche sogar in Kampf gegeneinander gerathen. Er aber ist mit Freiheit ausgestattet, durch eigenes Wollen und Thun diese oder jene Anlage zu verstärken oder zu mäßigen, diesen oder jenen Antrieb zur Leidenschaft anzufachen oder zur Ruhe zu bändigen, und er kann die Richtung seines Thuns und Wollens wechseln. So steht er, beobachtend, prüfend, entscheidend, in der Mitte seiner eigenen Gefühle und Kräfte, gleich befähigt, durch Uebermaß und Wechsel sich heftig zu erschüttern, durch Entsagung in apathische Ruhe zu ge-

rathen, durch Einseitigkeit sich bis hart an die Grenze des Thierlebens oder noch tiefer herabzudrücken. Im Durchschnitt aber veranlaßt ununterbrochene Gedankenarbeit den Menschen zum Wechsel zwischen Fortschritt und Gleichgewicht, und in dieser ihm eigenthümlichen Uebung dehnt das Geschlecht immer weiter aus, was es wünscht, was es durch Glück erhascht, in Besitz nimmt und als unentbehrlichen Gebrauch sich aneignet. Von wie vielen Nothwendigkeiten des menschlichen Daseins sprechen wir nicht heute, welche unsern frühen Vorfahren gänzlich unbekannt waren und gegenwärtigen Menschen eines niedrigern Culturzustandes noch unbekannt sind. Manche Einrichtung in der heutigen bescheidensten Hauswirthschaft ist kostbarer, großartiger, bequemer, als worüber Fürsten der Vorzeit verfügten, und wir zählen sie doch zu den unentbehrlichen Bedürfnissen des gemeinen Lebens. Aber nicht allein auf Erhöhung des Genusses ist der Mensch bedacht; vielleicht ist er noch thätiger in der Ausdehnung seiner Pflichten. Freiwillig entbehrt er, freiwillig vermehrt er seine Bürde, weil ein Gedankenblitz ihm den Weg zu größerer Vollkommenheit gewiesen, die Aussicht auf einen zukünftigen leichtern, höhern, reinern Genuß gezeigt, oder andere Hoffnungen erweckt hat. Freiwillig wählt er die Unlust, um sie zu überwinden, oder durch den Zwang der Vorstellung in eine für ihn allein empfindsame Lust umzuwandeln. An diesen eigenartigen Strebungen der Einzelnen eröffnet sich die gewundene, endlose Linie, in welcher das Geschlecht bis heute sich fortgebildet hat und die künftige Entwickelung bis in die Dauer aller Geschlechter fortsetzen wird.

Dies ist das Menschthum im Individuum und zugleich das Band, welches die gesammte Menschheit umschlingt. Denn von ganz anderer, umfassenderer und höherer Beschaffenheit ist die Einheit aller Menschen, als irgendeine Vereinigung, welche wir an andern Thieren beobachten und mit menschlichem Treiben zu vergleichen geneigt sind.

In bestimmt wiederkehrenden Zeiten jedes Jahres finden sich die Wandervögel, welche weit zerstreut wohnen, zu ihren Reisen zusammen, rüsten sich beim Wechsel der Temperatur zum Abzug und erwarten den Aufbruch an bestimmten Sammelplätzen.

Ameisen, Bienen schließen dauernde Gemeinschaften, wohnen beisammen, bauen in kunstreichen Gebäuden Zellen zum Aufenthalt und Kammern für den Vorrath, welchen sie für künftige Tage der Ruhe aufhäufen. Fische ziehen in gemeinsamen Zügen; Schwalben, Tauben, Krähen ergötzen sich im harmonisch geordneten Flugtanz; Büffel und Elefanten vereinigen sich truppenweise zum gelegentlichen Umherschweifen, zum Aufsuchen der Nahrung, zur Vertheidigung und zum Angriff. Einfache Gesetze, welche natürlicher Klugheit, verwickelte Gesetze, welche der Erfahrung und dem Nachsinnen entsprungen sind, sorgen für eine Ordnung im Haufen, sichern den gemeinsamen Zweck und den Antheil der Einzelnen. Früh haben Fabel und Moral dieses Treiben der Thiere wie Vorspiele zu den Sitten und zur Gesellschaft der Menschen erfaßt und diesen zur Nutzanwendung empfohlen. Früh hat auch der reinere Glaube die göttliche Weisheit in dieser Ordnung verehrt, und noch größere Bedeutung legen ihr in neuester Zeit, da die Wissenschaft einem ununterbrochenen Uebergange vom niedrigsten zum höchsten Erdenwesen nachspürt, einzelne Forscher bei, indem sie in jenen Vereinigungen förmliche „Thierstaaten" erblicken und in den Staaten durch Erfahrung allmählich herbeigeführte und befestigte Einrichtungen, mit beschränkten Zielen, doch gerechter, zweckmäßiger und mit größerer Sicherheit aufgebaut, als die gleichartigen Einrichtungen der Menschen. Aber in Wahrheit reicht alles, was die Thierwelt, aus innern Anlagen oder seit dem ersten Nothfall bis heute, vielleicht vor Jahrtausenden schon in heutiger Vollkommenheit ausgebildet hat, nicht heran bis zur primitivsten Vorstufe unserer Civilisation, nicht bis zur Stammesverbindung in jener Einfachheit, wie wir sie als urgeschichtlichen Anfang der Menschen uns vorstellen, über welche die Entwickelung sofort als über eine bloße Stufe zu höherer Einheit hinwegschritt. Die kunstreichsten Einrichtungen der Thiere bleiben in dem Bannkreis ihres der Noth entsprungenen Anfangs; es vereinigt sich nur und hält zusammen, was einzeln nicht stark genug ist, um seinen Bestand zu sichern, was nach Naturanlage beisammenbleiben muß, damit es lebe, zeuge und die Brut erhalte. Den Menschen allein trieb die Rede zu der höhern Gemeinschaft, welche ihre Kreise

immer weiter schlägt und zuletzt die ganze Gattung mit dem gemeinschaftlichen Gefühl umfaßt, daß der Mindestwichtige doch in der Schätzung seines menschlichen Wesens keinem gleichgültig, und in einem gewissen Sinne, wenn es sich um die persönliche Existenz handelt, jedem andern gleichwerthig ist.

Und nicht blos die Gegenwärtigen verbindet die Rede, sondern sie bewirkt, daß wir uns in unmittelbarem Zusammenhange empfinden mit denen, die vor uns gelebt haben, deren Andenken wir bewahren oder nur zu ahnen vermögen, und daß wir uns nicht nur den Mitlebenden, sondern auch als Vorbereiter zukünftiger Generationen verpflichtet fühlen. Denn der Niedrigste steht nicht so losgelöst von den Segnungen der Cultur, daß er nicht durch das geistige Ringen der Vorzeiten hinausgehoben wäre über den Urzustand der ersten Ahnen; noch in den verworfenen Kasten Indiens sind die Errungenschaften des heimischen Bildungsganges erkennbar. Andererseits gibt es nur wenige Selbstsüchtige, welche ganz und ausschließlich sich allein leben; die weit überwiegende Zahl erstreckt, in irgendeiner Hinsicht, ihre Fürsorge auf künftige Generationen oder mindestens auf eine künftige Generation, je nach dem Umfang der eigenen Stärke. Seine Kinder will ein jeder gut erziehen, auf eine höhere Stufe heben, mit geistigen Mitteln, Vermögen oder andern Handhaben des Fortkommens und der Förderung ausstatten, und in dem hinterlassenen Erbe soll das Andenken des Dahingeschiedenen fortleben. So fügen sich die Mitlebenden zu einem Ganzen, die aufeinanderfolgenden Geschlechter zu Gliedern der großen Gesammtheit, welche ohne Aufhören an demselben Werke fortarbeitet, und die Ereignisse schließen sich zusammen zur Geschichte der Menschheit. Diese aber verfolgt, vom Urbeginn bis zur jüngsten Gegenwart, an einem sichtbaren Faden dieselbe Richtung und macht den Endpunkt der ablebenden zum Ausgangspunkt der folgenden Generation. Dies alles verdanken wir unserer Fähigkeit, empfangene Eindrücke, Bewegungen des Gemüthes, Erfahrungen und Gedankenschlüsse in Wortbildern darzustellen, im Hörer Mitempfindung und Verständniß zu erwecken. Allein durch diese Macht der Mittheilung vermochten die Väter aus dem reichen Inhalt ihres eigenen Lebens, was für den Gebrauch werthvoll war, als Stütze und Werkzeug

der Fortbewegung zu hinterlassen. An sie knüpft sich das Geschick der Menschheit, welches im Erbgang wurzelt und sich erfüllt in dem geschichtlichen Wirken, daß die Gegenwärtigen Früchte genießen von einer Arbeit, welche Längstvergangene aufgewendet haben, und daß sie den ererbten Gewinn mit gleichen Zuwendungen an ferne Nachkommen vergelten.

Doch nicht blos zu binden, auch zu trennen und aus der Trennung eine neue Handhabe der Vervollkommnung zu schaffen, vermochte die Rede. Nicht im Durchjagen der Erdoberfläche, nicht im Umherschweifen, sondern an der festen Heimatstätte erzielt der Mensch das höchste Glück. Aus der Heimat mag er die Kreise seines Wirkungsbereiches immer weiter schlagen, aber er verliere den Haltpunkt nicht, von welchem aus die Kreise Gesetz und Maß empfangen. Das allgemeine Weltbürgerthum wäre für das Wirken des Einzelnen zu weit, und daß er nicht in dem endlosen Umfang verschwindet, ist das Verdienst der Sprache, welche in einem engern Raume sich abgrenzt und dem Menschen wohlthätige Grenzen vorschreibt. Bedingt durch die Eigenthümlichkeit der Landschaft, durch die intimere Verbindung geselliger Gruppen prägt die Sprache ihre Wortbilder zu verschiedenen Idiomen aus, zerlegt, nach dieser Verschiedenheit, die Menschen in Stämme und Nationen, sondert Völkergruppen und Dialektgebiete aus und bildet Abtheilungen, welche genug groß und genug eingeschränkt sind, daß der Einzelne zur höchsten Geltung seines Werthes gelange und in Gemeinschaft mit andern, welche aus demselben Born der Empfindungen schöpfen, das Edelste anstrebe. Wiederum wenn die Nationen erstarkt sind und in ihrer Sonderheit sich sicher fühlen, treten sie in Verkehr miteinander, zum Austausch der Güter, welche jede eigenartig geschaffen hat. Um den Verkehr zu begründen und aufrecht zu erhalten, müssen sie mittheilen und ihre wechselseitigen Mittheilungen verstehen lernen; um ihn nach seinem vollen Werthe auszunutzen, müssen sie sich die Kunst aneignen, die fremde Sprache zu begreifen, den Sinn der fremden Worte in die heimischen zu übertragen, und ein neues Bindemittel der Civilisation ist gewonnen. Denn die auf den Verkehr gerichtete Uebung geht bald über die unmittelbare Absicht hinaus. In dem fremden Laut offenbart sich verwandter Inhalt,

an der gleichen Richtung der Geistesarbeit erkennen die Völker ihren gemeinsamen Ursprung und das gemeinsame Ziel und schließen sich enger aneinander, bis ein Conflict der Interessen wiederum an die Besonderheit der Individualitäten erinnert und in Wetteifer oder Feindschaft die Völker auseinandertreibt.[1])

Aus der Rede springt die Quelle des Menschthums hervor, aus den mannichfachen Sprachgestaltungen, aus der Trennung und dem Verkehr verschiedener Sprachgemeinschaften empfängt der Bildungsgang der Menschheit seine stärksten Impulse. Dennoch kann die Rede in sich allein nicht zum Höhepunkt ihres Werthes sich emporschwingen, kaum einen selbständigen Werth beanspruchen. Losgelöst von jedem andern Thun ist das Wort bedeutungslos und leer. Mit Worten allein könnte niemand, weder fördernd noch hindernd, in den Gang der Dinge eingreifen, könnte niemand auch nur die bloße Existenz fristen. Erst Wort und That zusammen stellen dar, was den Menschen erhebt und zum Fortschritt bewegt. Diese beiden Elemente der menschlichen Handlung sind in ihrer völligen Vereinzelung nur äußerst selten zu beobachten, doch in den seltenen Fällen drängt sich der Misbrauch der Rede unserer Wahrnehmung viel häufiger auf, als die bloße Kraftäußerung ohne gedanklichen Sinn. Denn leicht begreiflich ist, wenn der Redende ohne Zweckbestimmung oder in völlig verkehrter Absicht Worte vergeudet; und Worte außer Zusammenhang mit den in Bewegung zu setzenden Kräften, verhallen wirkungslos. Anders dagegen drängt sich das Thun unserer Beobachtung auf, selbst wenn es in bloßer Kraftäußerung zum Vorschein kommt. Die Wirkungen müssen wir immer anerkennen, und gar leicht gesellt sich die Meinung, daß mit dem Wirkungsvollen Sinn und Absicht verbunden seien. Regt doch sogar die Gewalt der Elemente, allein durch ihre Heftigkeit, den Gedanken an, daß eine Vorsehung sie lenke, sie fessele und bezähme. Auch die brutale Kraftäußerung imponirt im Verhältniß

[1]) Ungemein interessant ist die Beobachtung, wie unter den Völkern desselben Civilisationsverbandes der geschichtliche Kampf zwischen Verbindung und Sonderung periodisch in der Literatur sich abspiegelt, über die Grundlagen der allgemeinen Politik sich erstreckt.

zu der Wirkung, welche sie übt oder zu üben vermag. Und gar erst am Menschen fällt es schwer, ein wirkungsvolles Thun anders als im Lichte einer durchdachten Handlung sich vorzustellen.

Aus solchen Beobachtungen, aus dem Vergleich der zuweilen wirkungslosen Rede mit der immer wirkenden Gewalt hat die Anschauung sich entwickelt, welche in Wort und That zwei Gegensätze erblickt und den bessern Inhalt der That beilegt. Aber im menschlichen Handeln sind die beiden Elemente unlöslich miteinander verbunden, und ihr Werthverhältniß ist nicht nach den Eindrücken äußerer Wahrnehmung zu bestimmen, sondern muß erforscht werden durch eine Untersuchung, welche so tief eindringt, bis sie die gesonderten Quellen ihrer Bedeutung vor ihrer Vereinigung in der menschlichen Handlung aufgefunden hat.

2.

So oft der Mensch zum Zweck der freiern Betrachtung von dem Gewirre der Erscheinungen sich isoliren und auf einen überragenden Höhepunkt stellen will, steigt er in seinen Gedanken hinauf zum Ueberirdischen; das heißt, zu dem Vollkommenen, wie er es sich denkt, und er denkt es sich als eine Steigerung der Geisteskraft, die er in sich empfindet, ohne die Bedingtheit, welche er als ein herabziehendes Gewicht gleichfalls in sich empfindet. Diese Abstraction ist gestattet und unentbehrlich, weil ohne sie keine reine Betrachtung sich gewinnen läßt, sondern eine jede unter irgendeiner individuellen Voraussetzung leidet. Nur darf der Denker die Uebergangsbestimmung der Abstraction nicht vergessen, muß er mit scharfem Blick beobachten, wann und wo die irdische Bedingtheit einzugreifen anfängt, damit er nicht, während diese bereits ihre mitbestimmende Wirkung ausübt und von der geraden Richtung des Gedankens abdrängt, in der idealen Gedankenwelt Unwirkliches fortspinne, und zwischen gedachter und crasser Unwahrheit hin- und hergeworfen werde.

Also knüpfe ich die ideale Würdigung des Wortes an das

Ueberirdische an, und es findet sich hierfür der zutreffendste Ausdruck in dem Schöpfungsbilde des Alten Testaments:

Und der Herr sprach, es werde Licht, und es ward Licht.

So huldigt der Mensch der Gottheit, indem er aus der eigenen Brust holt, was er in seinem geistigen Wesen am Höchsten schätzt und an dem schaffenden Gotte als anfangende und vollendete Kraft erkennt. Mit dem Worte hat der Schöpfer die Seele der Welten, das Licht, erweckt. Das kindlich gläubige Gemüth nimmt das Gedankenbild für eine Wirklichkeit, wie das tägliche Leben Gleichartiges darbietet. Vater, Mutter, Erzieher, fast jeden Erwachsenen hält das Kind für allmächtig und es weiß nichts von der Mühe, mit welcher geschaffen wird, was sich als Wunder vor seinen Augen vollzieht; die Menge glaubt an die Allmacht der Könige und der Großen auf der Erde, da alles geschieht, was diese befehlen. Nach solchen Vorbildern übergeordneter Kraft hat jeder Stamm seine Schöpfungsgeschichte gestaltet. Der reinen Gottesidee, welche die Genesis des Alten Testamentes einleitet, entspricht die mächtigste Zusammenfassung der unbedingten Geistesherrschaft, daß das Wort das Werden vollzog. Diese Sicherheit des gläubigen Gemüthes erschüttert der Zweifel beginnender Forschung, welchem der deutsche Dichter einen lebensvollen Repräsentanten gibt. „Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen", sagt Faust, da er die Befriedigung nicht mehr im Busen quellen fühlt, um sich dorther Erquickung zu holen. Er spürt der Offenbarung nach, dem Anfang aller Dinge; aber dem grübelnden Zweifler will der Ausdruck nicht mehr, wie sonst, begreiflich klingen:

Geschrieben steht: im Anfang war das Wort.
Hier stock' ich schon! Wer hilft mir weiter fort?
Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen,
Ich muß es anders übersetzen,
Wenn ich vom Geiste recht erleuchtet bin.

Und nun versucht er den λογος, welcher am Anfang aller Dinge war, mit einem deutlichern Begriff sich zu vergegenwärtigen, wählt, verwirft alles, was in der Mitte liegt — Sinn, Kraft, bis er beim Gegensatz des Wortes angelangt ist:

Mir hilft der Geist, auf einmal seh' ich Rath
Und schreib' getrost: im Anfang war die That.

Heulen und Bellen des Pudels unterbrechen den Uebersetzer, der Gesang der Geister erschallt, Faust greift zu den Beschwörungsformeln und kehrt nicht mehr zurück zu dem Versuch, den Anfang aller Dinge besser zu verdeutlichen. Würde „die That" ihm den Anfang verständlicher gemacht haben, als „das Wort"? Vergebliches Mühen, für das Unbegreifliche einen begreiflichen Ausdruck zu finden.[1]) Ob das Wort, ob die That, ob die Bewegung des Stoffes im Anfang aller Dinge gewesen, nichts bringt den Urgrund des Erschaffenen unsern Sinnen näher. Wer nicht in Wahrheit, auch nicht für einen Augenblick zum Ueberirdischen sich flüchten kann, der enthalte sich ganz der Forschung über den Anfang; das Werden ist dem Denkvermögen entrückt, und keine irgendwie geartete Umschreibung erweckt eine deutliche Vorstellung. Wer dagegen sich das Gemüth empfänglich bewahrt hat, wer an das rein Geistige sich wagt und es da fortsetzt, wo er im menschlichen Leben Adel der Seele und bewegliche Fähigkeit der Gedanken und Empfindungen mit den wenigsten Schlacken vermischt gefunden, der wird immer die Vorstellung des göttlichen Waltens im „Wort" versinnlichen. Solchen Gemüthern verständlich ist das Gedankenbild der Schöpfung: „Und der Herr sprach, es werde Licht, und es ward Licht." Ist doch dies die würdevollste Darstellung des Gottesgedankens, daß der Mensch, was er am wohlthätigsten empfindet, was ihn als das Vornehmste ziert, im verstärkten Grade Gott beilegt. In der Abstufung der menschlichen Verhältnisse steht am Höchsten, wessen befehlendes Wort mit größter Sicherheit und geringster Verzögerung sich vollzieht; also fallen in der Gottesvorstellung Wort und That zusammen, und nicht der geringste Zwischenraum ist frei für den trennenden Gedanken.

---

[1]) Das erste Beispiel, welches die spätern Philosophen des Stoffes mit größerm Behagen nachahmen, indem sie an Stelle der geistigen Andeutung des Anfanges ein gröberes, ebenso wenig verständliches Wort stofflichen Inhaltes setzen, und dadurch besser zu erläutern glauben, was doch in allen Redewendungen unbegreiflich bleibt.

Aber zurückkehrend zu der Untersuchung, was Wort und That im menschlichen Thun bedeuten, dürfen wir nicht versäumen, die Einschränkungen zu berücksichtigen, mit welchen die Bedingtheit des menschlichen Wesens eingreift. Zum Gottesbegriff gehört, daß kein Widerstand dem göttlichen Geheiß entgegentreten kann, daß der Stoff sich unbedingt dem geäußerten Willen fügt. Deshalb ist das Gefühl, welches für das Gotteswesen empfänglich ist, empfänglich auch für die Vorstellung, daß in ihm Wort und That dasselbe sind. In dem Begriff des Menschlichen und in den Gesetzen des Irdischen dagegen liegt, daß der Stoff widersteht und nicht anders nachgibt, als wenn der Widerstand durch eine überlegene Kraft überwunden wird. Wie immer ein Körper mit seinem stofflichen Inhalt wirkt, ruhend im Gleichgewicht oder bewegt nach den Gesetzen der Schwere, läßt er sich nur dadurch aus seiner Tendenz bringen, indem ein gleiches oder stärkeres Gewicht ihm entgegenwirkt. Nur mit Aufwand einer in Gewicht meßbaren Kraft läßt sich eine Veränderung bewirken; von solcher Kraft wohnt aber der bestartikulirten Rede nicht mehr bei, als was die Erschütterung der Luft im körperlichen Sinne bedeutet.

Das Ideal würde uns von der Wirklichkeit wegführen, wenn wir nicht im Urtheil über menschliche Handlungen das Gesetz beachteten, daß es auf Erden keinen Fortschritt ohne Ueberwindung gibt. Selbst zu seiner bloßen Erhaltung muß jedes organische Wesen fortwährend umgestalten, darf höchstens kurze Pausen der Ruhe sich gönnen. Dies nun hat der Mensch mit jedem organischen Wesen gemein, daß er ohne Aufwand von Kräften keine Veränderung bewirken, also nichts vollbringen, nicht einmal sich erhalten kann; aber einen eigenthümlichen und unterscheidenden Theil seines Wesens bildet, daß das menschliche Handeln erst beginnt, wenn der Geist das Thun beseelt, das ausgesprochene oder gedachte Wort die in Thätigkeit gesetzte Kraft durchdringt. Productiv und vom Menschthum erfüllt ist allein die Handlung, in welcher That und Wort wohlproportionirte Bestandtheile bilden.

Es gibt Momente, in denen die Empfindung den Ergriffenen willenlos lenkt; Reize und Begierden stürmen an, reißen auf den Höhepunkt des Handlungsdranges, und die Lust der Erfüllung

bietet den eindringlichsten Genuß, dessen der Mensch theilhaft werden kann. Diese Impulse und Ergüsse höchstgradiger Leidenschaft entspringen aus den Trieben, welche der Mensch mit den Thieren gemeinsam hat. Ich lasse dahingestellt, ob und wie viel vom denkenden Wesen in solche Acte noch sich einmischen und diese immer noch zur menschlichen Handlung machen mag; aber gewiß ist, daß auf solchen Acten allein das menschliche Leben nicht beruhen, daß weder eine Gesellschaft bestehen, noch ein Einzelleben in Harmonie oder überhaupt auf die Dauer sich erhalten könnte, wenn jene impulsiven Acte das nur in äußerster Knappheit erträgliche Maß überschritten. Selbst die auf das Praktische gerichteten Gesetze des Staates tragen der Naturgewalt der Leidenschaft Rechnung und behandeln sie als so entblößt von jedem menschlichen Inhalt, daß niemand, der unter ihrem Eindruck gehandelt, nach den für freie Handlungen gültigen Regeln zur Verantwortung gezogen wird; der gefährlichste Friedensbruch entgeht der Strafe, wenn das Thierische allein sie verschuldete. Häuften sich die Ausbrüche solcher Art, so wäre keine Ordnung zu erhalten, aber die Gesellschaft schützt sich dadurch, daß sie den, der nicht blos in den natürlich hierzu bestimmten Momenten, und nicht blos einmalig, sondern andauernd oder in häufigen Rückfällen unter solchen ungemilderten Antrieben der Leidenschaft handelt, aus ihrer Mitte als gefährlich ausscheidet, unter Zwang und Aufsicht stellt. Die Handlung, welche dem ungezügelten Drange der Leidenschaft entspringt, ist wie der Bergstrom, der im gewaltigen Sturz die steile Höhe hinunterrast, aber nach kurzem Lauf endet; nutzbringend, wenn er dem geordneten Bette des allmählich sich abdachenden Flusses zuströmt, verderblich, wenn er unten in ungeregelter Kraft haust und den Boden zerwühlt, doch niemals lenksam für nützlichen Dienst. Aber die Natur hat dafür gesorgt, daß die unzähmbare Gewalt nicht zu weit um sich greife. Ein unüberschreitbares Gesetz weist jeder höchsten Spannung der Leidenschaft eine ganz kurze Dauer zu; unmittelbar nachdem der Höhepunkt erreicht ist, muß die Lösung folgen, und dieser unmittelbar folgt die Erschlaffung, welche mahnt, die zu häufige Rückkehr mit allen moralischen Mitteln zu verhüten.

Die Empfindung allein ist gewaltig genug, um eine heftige

Begierde in einem Augenblick zu erschöpfen, aber sie ist nicht fähig, über sich selbst hinauszugehen und zu einer neuen Reihenfolge von Handlungen zu führen. Versuche sind gemacht worden, nur durch die Empfindung zu leben und der Rede zu entsagen. Ein Uebermaß religiöser Sehnsucht hat Menschen angetrieben, das Wirken Gottes unmittelbar in sich zu erwecken; die einen, indem sie in stille Beschaulichkeit sich versenkten und jeder Vorstellung, jedes Gedankens sich entschlugen; die andern, indem sie in leidenschaftlicher Ueberreizung die innigste Hingabe suchten. Aber die Beschaulichkeit lief in dumpfes Brüten hinaus, die Ekstase, wo sie nicht bald für immer erschlaffte, verfiel in einen Wechsel von brennender Begierde und zügellosem Genuß und jede von beiden erschöpfte sich an der Person selbst, in welcher sich das Menschenthum verlöschte, oder sie wurde als planmäßiger Betrug in gesellige Kreise eingeführt und die Wissenden eigneten sich von dem Uebermaß der Empfindung nur den Schein an.

Wort und That gehören zur menschlichen Handlung, wie Seele und Körper zum lebensvollen Leib, wie sinnlicher Eindruck und Reflexion menschliche Vorstellungen schaffen. Dies ist die Zwienatur des Menschen, welche der zersetzende Verstand auseinanderzureißen versucht hat, aber immer gerieth er auf Irrwege, wenn er die beiden Elemente, welche Eigenschaften derselben Substanz sind, wie gesonderte Existenzen behandelte, als ob sie nach Willkür sich vereinigten und trennten. Jahrtausende galt der Glaube an einen feindlichen Gegensatz zwischen Seele und Körper, und Denker sannen über die Bedingungen des Vertrages, unter denen beide zur vorübergehenden Vereinigung sich entschließen, die Gemeinschaft fortsetzen und lösen. Aus irrigen Voraussetzungen gewann man irrige Regeln, bis erwiesen ward, daß alle Eigenschaften, welche wir unter dem Gesammtbegriff der Seele und des Körpers zusammenfassen, im lebendigen Leibe unlöslich sind. Seitdem wenden sich die Denker ergiebigern Forschungen zu. Physiologen, Pathologen, Anatomen beobachten am gesunden, am kranken, am leblosen Körper, welche Organe Sitze eines leitenden Willens sind, wie andere Organe der vom Mittelpunkt ausgehenden Leitung folgen, und sie suchen die Gesetze auf, nach welchen die zum Dienen

berufenen Organe doch den Inhalt des Willens bestimmen, innerhalb welcher Grenzen der Wille durch übermäßigen Anspruch oder sonstiges Verschulden keinen Gehorsam findet und jeden Werth einbüßt. Ganz entsprechend richtet sich meine Untersuchung darauf, nach welchem Verhältniß Wort und That in der menschlichen Handlung sich mischen, innerhalb welcher Grenzen die Harmonie gewahrt bleibt, welche Mischungsverhältnisse den Werth der Handlung erhöhen oder herabdrücken.

Diese Untersuchung führt mich zurück zu der idealen Betrachtung, welche die unwiderstehliche Herrschaft des Wortes als die angemessenste Verdeutlichung des göttlichen Wesens auffand. Im menschlichen Leben stellt sich dieser Herrschaft entgegen der Widerstand des Stoffes, welcher nicht durch das bloße Wort, sondern durch das Uebergewicht der in Bewegung gesetzten Kräfte überwunden wird. Denken wir uns die Handlung zerlegt in Entschluß und Ausführung, so ist der Entschluß, welcher den Plan der Handlung in sich faßt, das herrschende, die Ausführung, welche Hand anlegt, die geplante Veränderung zu bewirken, das dienende Element. Noch deutlicher wird dieses Verhältniß an persönlichen Beziehungen. Zwei Personen haben sich zu einem gemeinschaftlichen Lebenszweck verbunden, weil jedem für sich allein die Befähigung fehlt, Nahrung zu schaffen, Angriffen zu widerstehen, Bequemlichkeiten zu bereiten. Der eine besitzt die Klugheit des Urtheils, wann und wie es frommt, die Kräfte anzuspornen oder zu schonen, wie und wohin Angriff und Vertheidigung zu lenken, wann und wie der Gelegenheit die Gunst abzugewinnen; aber ihm fehlt die Kraft des Vollbringens, und er würde, sich selbst überlassen, mit all seiner Einsicht an der Ausführung scheitern. Der andere besitzt vollauf die Körperkraft, Lasten wegzuwälzen, den Pfeil vom Bogen zu schnellen, Feinde zu verjagen, Nahrungsmittel herbeizuschaffen; nur fehlt ihm das Urtheil, von seiner Kraft den richtigen und rechtzeitigen Gebrauch zu machen, und er würde bald die Gelegenheit, bald die Vorbereitung versäumen. Diese beiden sind mit ihrer ganzen Existenz gleichmäßig aufeinander angewiesen; aber sofort oder nach einigen Versuchen der Auflehnung

wird der Urtheilsfähige herrschen und der Körperkräftige zum Dienen sich bequemen. Dies Gesetz bewährt sich allgemein in allen Einrichtungen des praktischen Lebens; um so offenkundiger, je mehr die Einrichtungen auf der Ueberlegenheit der körperlichen Gewalt zu beruhen scheinen. Die modernen Armeen, welche, wenn sie der ihnen zu Grunde liegenden Idee entsprechen, die concentrirte Kraft der Staaten ausdrücken, bieten eine persönlich verkörperte Darstellung des Gesetzes. Will man die bloße Gewalt im Gegensatz zu Rathschlag, Gründen, zum Zwang des Rechts und der Sitte bezeichnen, so spricht man von „der Spitze des Bajonnets", von „dem letzten Grund der Könige". Aber wie weit entfernt von dem plumpen Instrument einer blos körperlichen Kraftäußerung ist die heutige Armee. Die Wissenschaft leiht ihre besten Dienste, um alles, was das Wesen der Armee ausmacht, mit der Herrschaft des Geistes zu durchdringen; die Waffen tragen die Auffindungen und das Genie des forschenden Verstandes aus der Studirstube auf das Schlachtfeld. Nicht mehr in der riesenhaften Stärke des Einzelnen ruht das Kernmaterial, sondern die beste Armee ist, in welcher die Mannschaften nach der Noth der Lage zu handeln verstehen, in deren unterste Reihen das Verständniß und die Befähigung eindringt, wie die gegebene Anweisung, unter den vorausberechneten Umständen oder unter zufälligen Störungen, sinngemäß auszuführen sei. Und nachdem es gelungen ist, einen Antheil an dem leitenden Geist bis auf die letzten Glieder zu erstrecken, ist es abermals die in dem denkenden Haupte zusammengefaßte Herrschaft, welche in der unverbrüchlichen Ordnung die vielgestaltige Masse zur Armee macht und ihr den kraftvollen Inhalt gibt. Auf diese Stufe hat der geistige Entwickelungsgang die Armeen der Culturvölker erhoben. Nicht immer lag das Uebergewicht in der geistigen Ueberlegenheit an Haupt und Gliedern. Es gab Zeiten, und nicht blos Sagen und Lieder berichten dies, in welchen die Heldenkraft einzelner Streiter das Schicksal der Völkerkämpfe entschied. Und andere Zeiten gab es, in denen die Völkerschaften durch die Wucht ihrer Waffen zu siegen pflegten, oder das Genie des Führers dem schwächern Theil den Sieg verlieh. Am tiefsten sanken die Armeen, als man die Soldaten und die Führer miethsweise zusam-

menbrachte. Den Truppen der Landsknechtschaft fehlte es weder an Abhärtung, an Muth, an andern kriegerischen Eigenschaften, noch an fortwährenden Uebungen des Krieges, und dennoch verschlechterten sie sich allmählich bis zur gänzlichen Unbrauchbarkeit. Dagegen stieg die Leistungsfähigkeit der Armeen immer höher, seitdem eine passende Organisation die Mannschaften und die Leiter mit demselben Sinn erfüllte, bis in unserer Zeit ihre Vollkommenheit darin erstrebt wird, daß es gelinge, die Einzelnen bis zum höchsten Grade freier Beweglichkeit und der Selbstbestimmung zu beseelen und doch den einheitlichen Geist noch straffer im Kopfe des höchsten Befehlshabers zusammenzufassen. Zuletzt besteht die gesammelte Kampffähigkeit eines civilisirten Volkes in einer Heeresorganisation, in welcher der Feldherr mit seinen Befehlen die Colonnen hierhin und dorthin wendet, und wenn die Armee in immer kleinere Abtheilungen zerlegt wird, immer wieder jeder kleinere Verband den Befehlen seines höchsten Commandeurs gehorcht und in allen Zusammensetzungen die ausführenden Kräfte den geforderten Dienst unbedingt leisten. Freilich hängt die Zuverlässigkeit der Ausführung nicht minder ab von der Zulänglichkeit der rein physischen Eigenschaften, durch welche die Mannschaft den berechneten Zumuthungen sich gewachsen zeigt. Aber eben hierin offenbart sich das Gesetz der geistigen Ueberlegenheit, daß die kräftigen Muskeln erst als Instrument des Geistes die volle Verwerthung ihres Inhaltes erlangen.

Je größer der Antheil des Gedankens an einer Handlung, je gesicherter seine Leitkraft ist gegenüber der Gewichtskraft der ausführenden Hand oder des ausführenden Instruments, um so bedeutsamer im menschlichen Sinne ist die Handlung. Auf diesem Factor der Werthbestimmung beruht die Ordnung der Rangverhältnisse innerhalb der stufenförmig gebildeten Gesellschaft, beruht die Vertheilung der Errungenschaften im Wirthschaftsbetrieb. Dem geistigen Antheil wird ein um so höherer Beitrag zum Gelingen der Arbeit zugeschrieben, je geistiger durchdrungen und schwieriger die Arbeit ist, und im Verhältniß zum Beitrag wird die Theilnahme am Lohn bestimmt. Auf diesem von jeher wirksamen Gesetze beruhen die Ungleichheiten, welche in periodischen Kämpfen angefochten, aber ebenso oft ihrem Wesen

nach bestätigt werden. Nach den Abstufungen des geistigen Antheils gestaltet sich die Gesellschaft zu einem organischen Wesen, mit Haupt und Gliedern von verschiedenem Werthe. Aber die Gesetze, welche die freien Bewegungen der Menschen planmäßig beherrschen, sind den Gesetzen der unmittelbaren Naturschöpfungen nur analog, nicht völlig gleich. Im natürlich geschaffenen Wesen begnügt sich jedes Glied mit dem ihm zugewiesenen Range. Anders in der Gesellschaft. Lediglich dienen will niemand, nach einiger Herrschaft strebt ein jeder, und er versucht, wie weit hinauf die eigene Kraft ihn führt oder führen würde, wenn er die Hindernisse beseitigte, welche ihm verrückbar erscheinen. Von der andern Seite kommt diesem Streben ein Zug zur Ausgleichung entgegen, welchem selbst die Bevorzugten sich nicht ganz entziehen können. Von den besten und kraftvollsten Herrschern wissen wir, daß sie an dem allzudienerischen Wesen ihrer Unterthanen Ueberdruß empfanden; den genialen Naturen ist es nicht selten Genuß oder gar Bedürfniß, die Umgebung zu sich heraufzuziehen und an den Bewegungen des eigenen Genies theilnehmen zu lassen; Mitverständniß sucht jeder Tüchtige, und dies bedeutet, soweit es reicht, Genossenschaft des Geistes. Und da das Geheimniß der Herrschaft im letzten Grunde auf der Ueberlegenheit des Geistes beruht, so ist im Streben nach Ausgleichung der Conflict gegeben, an welchem alle regen Mitglieder der Gesellschaft theilnehmen, jedoch auf verschiedene Weise die Lösung suchen. Wer sich stark fühlt, strebt in die Höhe, um möglichst viel von den Vorzügen der geistigen Fähigkeiten und den entsprechenden Vortheilen sich anzueignen; der Schwächere versucht es mit dem Herabziehen, jeder Vorzug ist ihm ein Vorrecht und es ist billig, alle „Vorrechte" zu unterdrücken. Eifersucht und Misgunst lehnen sich in periodischen Kämpfen gegen die in der natürlichen Verschiedenheit begründete Ordnung auf, und in solchen Zeitläufen verdunkelt sich der Blick für das richtige Verhältniß zwischen dem leitenden Geiste und der physischen Gewalt. Aber die Culturbewegung sucht andere Wege der Ausgleichung auf. Langsam und stetig zieht die Humanität die Menge empor und hebt sie allmählich hinauf zu jenen Regionen, in welchen die höchsten Spitzen nur noch den Hügelwellen gleichen und nicht mehr in starrer Vereinsamung aus

den Tiefen ragen. Schneller als je zuvor schreitet in moderner Zeit die Culturbewegung vor. Wenn vor Jahrtausenden die Zähmung der Lastthiere dem Menschen entwürdigende Dienste abnahm, wenn Jahrtausende hindurch, bis in unsere eigene Erinnerung, eine große Masse der Menschen mit den Lastthieren in die niedrigsten Dienste sich theilen mußte, so bringt uns jetzt die Technik an jedem Tage neue und überraschende Hülfsmittel, welche bestimmt sind, die blos mechanischen Verrichtungen immer mehr auf blos mechanische Bewegungen abzubürden. So vermindern sich die unfreien Geschäfte und thierischen Functionen der Menschen auf das geringste von der Natur auferlegte Maß und die frei werdenden Kräfte wenden sich höhern Zielen zu. Dieser siegreiche und zu weitern Siegen bestimmte Drang nach Ausgleichung bedroht in keiner Weise die Ueberlegenheit des Geistes. Auch auf der höchsten Stufe unsers Entwickelungsganges wird die Herrschaft des im Denken und Thun sich offenbarenden Geistes Geltung behalten, sogar zum reinern Ausdruck gelangen, je mehr sie von ungehörigem Beiwerk, von Zufall und Willkür befreit ist.

3.

Rath und That gehören zusammen. Treffend wie immer, faßt der unbefangene Sprachgebrauch diese beiden Merkmale der menschlichen Handlung als Redefigur zusammen und bezeichnet durch sie den vollkommenen Beistand, welchen der Freund dem Freunde, der tüchtigste Helfer dem Hülfsbedürftigen gewährt. In ganz einfachen Verhältnissen ist die Trennung der beiden Merkmale kaum wahrnehmbar, in verwickelten Verhältnissen kommen sie immer weiter gesondert zur Erscheinung, bis in großen Gemeinwesen sie in zwei Berufsarten auseinanderfallen. Aber in gleichem Verhältniß, wie sie äußerlich sich lösen, muß das Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit sich befestigen. In dem complicirtesten Kunstbau eines modernen Großstaates weiß der Regent am besten, wie sehr seine Rathgeber und Executivbeamten, der Generalstab und die Commandeure aufeinander angewiesen sind. Immer ist es das

untrügliche Zeichen einer disharmonisch tief verstimmten Zeitepoche, wenn die „Männer der That“ und die „Männer des Wortes“ wie elementare Gegensätze in Zwist gerathen. Und wer trägt die Schuld? Nach Zeit und Culturverhältnissen sind die Anlässe verschieden, aber im letzten Grunde ist dem Worte die größere Neigung zur Abirrung zuzuschreiben.

Die That regt nicht nachhaltig zum Zwiespalt an, sie kann in der menschlichen Handlung zu keiner losgelösten Selbständigkeit gelangen; jeder Versuch scheitert am ersten Anfang, weil es ohne Gedanken keine Entwickelung gibt und bloßes Verharren aufhört menschlich zu sein. Nicht ebenso verhält es sich mit dem Wort. Seinem Ursprung nach ist es gebunden an Eindrücke, welche der Mensch von außen empfängt, und an die Gegenwirkung, zu welcher die empfangenen Eindrücke ihn bestimmen. Ohne diesen Antrieb würde kein Wortbild sich entwickeln, würden die Sprachorgane nicht zu zweckmäßiger Lautbildung bewegt werden. Aber in den ausgebildeten Organen, in den Köpfen, welche der wunderbaren Befähigung sich bewußt werden, entsteht die Lust, über die leicht zu handhabende und doch so erstaunliche Kunstfertigkeit mit größter Freiheit zu verfügen. An Kindern ist es wahrzunehmen, wie unermüdlich der Anfänger die Sprachwerkzeuge beschäftigt und zu seiner bloßen Lust Worte hervorbringt. Auch Erwachsene sind minder wortkarg, je mehr sie mit ihrer gesammten Bildung, nach dem Umfang ihrer Lebenserfahrungen, in den Anfangszuständen stecken. Primitive Völkerschaften sind gesprächig, und wer ohne sonst ausreichende Vorbildung die Gabe der freien Rede sich angeeignet, übt sie mit maßloser Begierde, auch wenn keine Gedanken den Inhalt ausfüllen. Einige verleitet die Freude an der kunstvollen Uebung, andere die Lust, mit geringer Mühe Herrschaft zu üben. Wird dem befehlenden Worte gehorcht und fällt den Gehorchenden die ganze Last der Ausführung zu, so ist es nur natürlich, wenn die minderbedächtige Herrschsucht von dem Mittel scheinbar unerschöpflicher Macht unwirthschaftlichen Gebrauch macht. Hier liegen ja die Schätze gehäuft, nach denen man blos die Hand zu strecken braucht. Freilich schwindet die Illusion, wenn die Erfahrung belehrt, daß das ziellose oder nicht nach den Umständen berechnete

Wort wirkungslos verhallt, aber diese Erfahrung setzt ein bereits gereiftes Urtheil voraus. Darum wird oft den Weisen das Schweigen als ein ihnen eigenthümliches Merkmal beigelegt; daher das volksthümliche Sprichwort: „Reden ist Silber, Schweigen ist Gold", welches zwar die nützliche Mahnung enthält, zwischen Reden und Schweigen das richtige Maß einzuhalten, aber dem richtigen Sinn nur einen halbwahren Ausdruck gibt.

Die höchste Bedeutung des Wortes liegt in dem Befehl, welcher gewiß ist befolgt und ausgeführt zu werden, dagegen bis zur tiefsten Stufe der Unwürde sinkt das streng befehlende Wort, welches nichts hervorbringt und nichts verhindert. Kein erschütternderes Bild, als König Lear, welcher in der Vollkraft des Selbstherrschers das Scepter in die Hände widerspenstiger Kinder gelegt hat, die Gewohnheit des strengen Befehlens beibehält und keine Hand eines Dieners mehr in Bewegung bringt; in dem strengen Gemüth wirklich die unmittelbarste Vorbereitung zum Wahnsinn. Zwischen mitleidigem Bedauern und Humor schwankt die Stimmung beim Anblick eines überwundenen Herrschers, welchem der Schein der Herrschaft gelassen, aber jeder wirkliche Einfluß entzogen ist. Aber bloßes Lächeln erregen im gewöhnlichen Leben die Thörichten, welche unermüdlich Befehle geben, ohne einen Augenblick darauf zu achten, ob sie irgendeine Wirkung hervorbringen. Und was von den Würden und Unwürden des Befehls, gilt von der Productivität des Wortes allgemein. Während jede wahrheitsgemäße Darstellung von Eindrücken, Erlebnissen, Gefühlen, Wünschen und Absichten die Grundlage einer productiven Handlung bildet, ist jede Darstellung, welche an keine That sich anlehnt, an keine Wahrheit des Geschehens oder des Gedankens sich bindet, in keinem Sinne productiv. Wenn endlich jedes Wort berufen ist, ein bestimmtes Bild im Hörer hervorzubringen, einen Gedanken anzuregen, mit fernliegenden Begebenheiten und Zuständen bekannt zu machen, einen gemeinsamen Eindruck in einem bestimmten Sinne auszulegen, Uebereinstimmungen oder Gegensätze zum Bewußtsein zu bringen, so liegt die äußerste und verächtlichste Loslösung von der That in der Phrase, dem Wort ohne den Ernst, irgendetwas zu bewirken.

Dennoch ist diese verächtlichste Verleugnung des geistigsten Werkzeugs nicht selten. Anlagen, Sitten und Gewohnheit begünstigen vielfach den Misbrauch der Rede. Nutzen und Gelegenheit verleiten zur Unwahrheit und im häufigen Wechsel zwischen Wahrem und Unwahrem geht nicht selten der Sinn für Wahrheit gänzlich verloren. Andere verführt die Phantasie zur Selbsttäuschung, und gar viele zwingt ihre Unzulänglichkeit des Ausdrucks zur ungenauen Darstellung. Da der Mensch alle geselligen Beziehungen durch das Wort aufrecht erhält und die Gedanken ihm nicht immer zur Verfügung stehen, wenn die Gesellschaftspflichten zur Rede zwingen, so gebraucht er häufig herkömmliche Worte ohne einen Gedanken dahinter. Begegnende rufen sich Grüße zu, stellen Fragen, auf welche sie keinerlei Antwort erwarten, Briefschreiber unterzeichnen mit nichtssagenden Formeln; niemand hält es der Mühe werth, solchen üblichen Floskeln sich zu entziehen, weil sie an sich ohne Nachtheil sind. Aber minder harmlos setzt sich die Gewohnheit fort, wenn nicht blos in flüchtigen Momenten, sondern wenn in der Unterhaltung Nichtigkeit an Nichtigkeit sich reiht und die Unterredenden nicht einmal in Selbsttäuschung über den Werth des Gesprächs befangen sind; wie ich nicht selten als Zeuge erlebt habe, daß der Wortführer erstaunt war, wenn ein Zuhörer bei einer Bemerkung verweilte, eine ernste Gegenbemerkung machte, während er selbst mit dem Gespräch keinerlei Absicht verknüpft, keinerlei Folge davon erwartet hatte. Sitte der guten Gesellschaft ist es, die Worte so massenhaft zu verbrauchen, daß die Hervorbringung und selbst die Wiedergabe von Gedanken nicht entfernt Schritt halten können, und begünstigt wird die Sitte durch die Leichtigkeit des Wortes. Jede andere noch so geringe Handlung verlangt einen gewissen Kraftaufwand, einige Anstrengung. Dagegen die Rede tummelt sich um so freier, wenn sie weder mit dem Gefühle der Verantwortlichkeit noch mit Gedankenschwere belastet ist. Losgelöst von jeglichem Schaffen, kommen die Worte um so glatter aus dem Munde. Hier greift der Gegensatz zwischen Wort und That wirksam ein, aber dieses Wort ist seiner großen Bedeutung bereits entkleidet; der bloße Klang der Laute wird verwechselt mit dem Worte, wie wir es meinen, mit dem Kinde der Sprache, welche

durch den nach Ausdruck ringenden Menschengeist in Bewegung gesetzt wird.

In den Händeln des geselligen und öffentlichen Lebens wird der Gegensatz zwischen Wort und That auf praktische Zwecke übertragen und zum Nutzen der Herrschsucht ausgebeutet. Auch in den Kreisen, welche an der Herrschaft theilnehmen, ringen die Berufenen um verschiedenen Antheil und ein jeder möchte verhüten, daß nicht ein anderer in das Gebiet eingreife, welches er selbst für sich abgesteckt hat. Der General ist, wenn ein Vertrag, ein Waffenstillstand oder der Friede geschlossen werden soll, eifersüchtig auf die Diplomaten und spricht geringschätzig über die „Herren von der Feder", welche sich als Erfolg beilegen, was dem Schwert gebühre, oder gar im Wortkrieg verderben, was das Schwert gut gemacht habe. Der Diplomat, welcher immer darauf lauert, die Gelegenheit zu ergreifen und dem Augenblick die Gunst abzugewinnen, ist ungeduldig über den Gesetzgeber, weil er bald Kleines wichtig behandle, bald in Großem Hindernisse bereite. Der praktische Staatsmann sieht geringschätzig herab auf den Dichter, auf den Gelehrten, wenn diese mit der Macht des Wortes in die handelnde Welt eingreifen. Herrscher und Gewalthaber, welche in stillen Cabineten ihre Entschlüsse vorbereiten, haben Misfallen an der Kritik in Wort und Schrift, welche den Geschäftsgang mit leichter Rede aufhalten und hemmen. Zuletzt gerathen die Männer, welche ausschließlich in Gedanken und Rede ihre Wirksamkeit üben, untereinander in Fehde, und es ist ergötzlich, in öffentlicher Discussion zu vernehmen, daß Schriftsteller und Redner ihre Auseinandersetzungen mit einem Angriff auf das Wort beginnen, und mit beredtem Mund die leidige Beredsamkeit bekämpfen. „Spottet seiner selbst, weiß nicht, wie." Und doch muß ein jeder, der irgendwie an der Herrschaft theilnehmen will, des Wortes als der mächtigsten Waffe sich bedienen und ebenso, wer seine Kraft in zweckmäßigem Widerstand bewähren will. Denn nur das überzeugende oder überredende Wort erlöst aus der Vereinzelung und schafft Organisationen, welche Kraft entfalten und eine wirksame Leitung heranbilden. Freilich unterliegt, wie alles in dieser menschlichen Ordnung, auch das Wort dem Misbrauche des Zuviel. Auch

im Reden und Schweigen verlangt das Gesetz der Harmonie eine weise Begrenzung, und Perioden wie ganze Völkerschaften können das Maß hierher und dorthin überschreiten. Darum ist es im öffentlichen wie im Privatleben ein wichtiges Merkmal des Culturzustandes, wie viel das Wort bedeutet, und für uns besonders, für das Selbsturtheil der eigenen Generation ist es wichtig zu erkennen, wie viel an Werth und Geltung des Wortes wir von den Vorfahren übernommen, was wir hinzugethan oder eingebüßt haben.

4.

Zwei Richtungen des menschlichen Geistes bestimmen über die Gestaltung der gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnisse. Gehorsam müssen alle sein, welche in eine gesellschaftliche Ordnung sich einreihen; aber die Neigungen und Motive zum Gehorsam sind verschieden. Die einen gehorchen leicht, ohne auch nur den Wunsch, überzeugt zu werden, daß der verlangte Gehorsam in dem gegebenen Falle nothwendig oder zweckmäßig sei; die andern gehorchen nur dann, wenn sie überzeugt werden. In den einzelnen Menschen lebt die Verschiedenheit der Neigungen als Anlage, aber auch unter ganzen Gruppen rufen Abstammung, Landschaft, Geschichte und andere Umstände, welche ich an dieser Stelle nicht weiter untersuchen will, die Verschiedenheit als Stammes- oder Nationaleigenschaft hervor, gestalten die Sitten und die öffentlichen Zustände. Hier ist der Scheidepunkt zwischen Knechtschaft und Freiheit, welche wie zwei Flüsse von derselben Bergeshöhe in entgegengesetzten Abdachungen hinunterfließen.

Der Despotismus als genehme[1]) Regierungsweise entwickelt sich aus der Neigung des Volkes, schweigend zu gehorchen. Das

[1]) Perioden rücksichtsloser und gewaltsamer Alleinherrschaft entsprechen nicht immer dem Genius der Nation; selbst in den Formen äußerster Willkür tritt diese Art der Alleinherrschaft zuweilen als eine Zeiterscheinung auf, welche bestimmt ist, Hemmnisse der Entwickelung zu beseitigen und im letzten Ziel der Freiheit zu dienen; beispielsweise, um fremdartige Bestandtheile zu verschmelzen, die Gleichheit der Stände herbeizuführen.

vollkommenste Beispiel aus der Geschichte des ganzen Menschengeschlechts bietet das älteste und zugleich in vollendeter Despotie regierte Culturland Aegypten. Was wir aus der mehrtausendjährigen Geschichte dieses Landes wissen, ist unbedingtes Gehorchen der Unterthanen gegenüber dem unbedingten Befehle der Herrscher. Keine Unterdrückung gegenstrebender Geister, welche unter das auferlegte Joch gebeugt sind, keine systematische Entnervung eines unterworfenen durch einen siegenden Stamm. Gleichmäßig und nicht durchbrochen von Empörungen fließen die Jahrhunderte dahin in jener friedlichen Entwickelung und unter den stetigen Fortschritten, welche allein möglich sind, wenn die Regierungsweise dem Genius des Volkes entspricht. Gefällig ordnen sich die niedern Kasten den obern unter, jede bescheidet sich in ihrem eng umschriebenen Kreise, und willig stellt sich das ganze Volk unter die schicksalsartige Leitung des Königs, welcher als Gott sich fühlt und jeder Anzweiflung entrückt ist. Was bedarf es da der vielen Worte? Ich spreche nicht vom Privatleben. Die wenigen Berichte geben uns kein Bild von dem täglichen Treiben, nur dürfen wir vermuthen, was die monumentalen Ueberreste zu bestätigen scheinen, daß in allen Schichten der Bevölkerung ein nicht unreges Leben geherrscht habe. Wohlstand und Fleiß, Kunst, Gewerbthätigkeit, Pflege des Bodens, Beschäftigung in den Werkstätten, ein umfangreiches Ceremoniell, Feiertage und Volksfeste boten den Vornehmen und der Menge hinreichende Abwechselung, breiteten einen gewissen Frohsinn aus und erhielten Geist und Körper in Spannung. Solches bekunden die erstaunlichen Bauten, die technisch hoch entwickelten Zweige der darstellenden Kunst, die Vollkommenheit der Geräthschaften und Einrichtungen des Hauses, die Sorgfalt, welche die Bodencultur auf den Unterhalt, der Gräbercultus auf die Nachbauer des Leichnams verwendete. Wie wortreich der gesellige Umgang und der geschäftliche Verkehr gewesen sein mögen, wissen wir nicht. Duckmäuser waren die Aegypter im Privatleben wahrscheinlich nicht. Aber in allen öffentlichen Dingen gibt es keine Discussion. Wozu auch? Das Volk gehorcht und schweigt. In der Geschichte lebt und verschwindet das alte Aegypten als eine wortlose Nation. Gewiß wurde in

den geheimen Cabineten, in dem Innern der Tempel, an den Sitzen der Regierung gedacht, erwogen, berathen, aber nach außen hin dringt das kurze befehlende Wort und wirkt mit sicher treffender Gewalt. Ein Befehl aus dem Königspalast, und Myriaden arbeiten im öffentlichen Dienst, Generationen verbrauchen ihr Dasein für den Bau und die Ausschmückung eines Grabdenkmals, eines Götterhauses. Eine Anweisung aus dem Tempel, und die Gläubigen regeln ihre Nahrung, ihre Lebensweise und die Kleidung in jeder Stunde des Tages nach der gemessenen Vorschrift. Alle Vorbereitungen der Herrschaft wickeln sich ab in den Mysterien des Glaubens und des Hofes. Die Menge braucht, verlangt keine Mitwirkung, empfängt keine Mittheilung. Die menschliche Lust, sein Andenken auf die Nachkommen zu vererben, drängt wol zu Aufzeichnungen, aber sie wenden sich nicht an das Volk, sondern allein an die Eingeweihten. Es ist noch unbekannt, seit wann die Aegypter im Privatverkehr einer einfachern Schrift sich bedient haben. Aber noch viele Jahrhunderte, nachdem das Reich zur Blüte gelangt, waren die nur dem Eingeweihten entzifferbaren Hieroglyphen die einzige Schrift auf den öffentlichen Monumenten, und selbst in den zu besserer Verbreitung bestimmten Papyrusrollen war die etwas deutlichere (hieratische) Schrift immer noch auf das Verständniß des engern Kreises allein berechnet. Unter sich aber scheinen die Herrschenden nicht karg in Worten gewesen zu sein; die geheimnißvollen Aufzeichnungen finden sich in zahlreicher Fülle vor. Die befehlende Rede und das gehorsame Schweigen sind an keinem Orte der Welt zu einem reinern Ausdruck gekommen. Kein Zwang schuf die ungleichen Schicksale, sondern die übereinstimmende Neigung vertheilte die Rollen, daß das Volk mit unterwürfigem Sinne den ausschweifenden Befehlen der Herrscher Folge leistete und die zahllosen Hände die Last der Steine aufeinanderfügten, die kolossalen Blöcke zu Obelisken, Säulen, mysteriösen Bildwerken verarbeiteten, um dem Gottkönig und seinen Trabanten ein räthselhaftes Erinnerungszeichen zu schaffen, welches, wenn die Schrift Gemeingut des Volkes gewesen, weit deutlicher durch wenige Zeilen schriftlicher Rede der Nachwelt überliefert worden wäre.

Unter einem andern Klima und unter andern Bedingungen entstand die Neigung der Griechen, der eigenen Ueberzeugung zu folgen, und weder zu glauben noch Gehorsam zu leisten, als überzeugt oder mindestens überredet. Danach gestalten sich die Geschicke, aus denen das freieste Volk sich heranbildet. Soweit wir den Ursprung verfolgen können, hat die Rede gewaltige Macht gewonnen. Mit der bedeutendsten Hervorbringung des Menschengeistes, einem in unvergänglicher Vollkommenheit strahlenden Wunderwerke der Sprache, eröffneten die Griechen die Blätter ihrer Geschichte, und ununterbrochen seitdem erhält sich die innige Verbindung derselben mit den glanzvollen Hervorbringungen der Sprache. Die Waffengänge von Troja standen als Kriegsereignisse weit zurück gegen das, was Barbaren alter und neuer Zeit in Kriegen und Belagerungen, in tausend Treffen vollbracht haben. Aber *wie* die Thaten vollbracht wurden, was sie in den Gemüthern der Mitlebenden hervorriefen und wie die Erinnerung aufbewahrt wurde, das ist dem griechischen Genius eigenthümlich: dies schied griechisches von barbarischem Thun. Der griechische Held verbindet mit unbezähmbarem Muth und stählerner Kraft die feinfühligste Empfindung, läßt vor dem Beginn des Einzelkampfes die Erinnerungen aus der Heimat und dem Vaterhause, den letzten Schimmer der Gastfreundschaft über sich und den Gegner erstrahlen, führt die Scharen zum Massenkampf mit Anreden voll Würde und Gemüth. In der Vorstellung des Volkes vergeistigen sich die Thaten der Helden in nationaler Hoheit, in gemüthvoller Tiefe, und es erblühen die schönen Gesänge, welche zuletzt durch den Mund des größten Dichters aller Zeiten zu einer Idealwelt von Göttern und Menschen, von großen Begebenheiten und Fügungen des Schicksals umgeschaffen werden. Seitdem und durch die ganze Dauer des Auf- und Abblühens erhält sich die Wechselwirkung zwischen den bedeutenden Vorgängen und den veredelnden Darstellungen im mündlichen und schriftlichen Wort. Jede Großthat findet ihren Sänger, ihren Redner, ihre Erzähler, und die berichteten Thaten wie die Berichte selbst gestalten sich zu Kunstwerken, welche durch die lebendige Rede in die Gemüther der Hörer eindringen und im Beifall der Hörer gefeiert werden. Selbst den täglichen Verkehr

adelt die Macht der Rede; durch sie erhalten die mußevollen Spaziergänge der Bürger bedeutsamen Inhalt und als ihr idealer Repräsentant tritt eine der großartigsten Gestalten ins Leben; denn allein der gestaltungsvollen Kraft der Sprache ist es zu verdanken, daß die Unterhaltungen des Sokrates in den Zwiegesprächen Plato's und in den Denkwürdigkeiten des Xenophon zu Schöpfungen wurden, welche die Nachwelt bis heute mit Gedanken erfüllen. Und noch unmittelbarer greift das Wort in das Wirken der Nation ein. Auf dem Markte Athens versammeln sich die Männer, welche über Schuld und Unschuld richten, über Krieg und Frieden, über Leben und Tod besiegter Völker, über Herrschaft und Verbannung der eigenen Führer, über Vertheilung der Güter, den öffentlichen und Privathaushalt, über alles entscheiden, was dem Leben den eigenthümlichen Inhalt verleiht, die Geschicke des Staates und der einzelnen Bürger bestimmt; und die Richter werden zum Urtheil, die Gesetzgeber zum Beschluß vorbereitet durch den Einfluß der Rede. Niemand kann diese gewaltige Waffe entbehren, welcher mit den öffentlichen Dingen in Berührung kommt. Der Vornehme, welcher an die Spitze des Staates gelangen oder dort sich behaupten will, muß durch die Gewalt der Rede den bestrittenen Sieg sich zuwenden; die Hülfe bedeutsamer Redner ist für den Staatsmann, was der Beistand tüchtiger Generale dem Heerführer. Und die Menge wäre rathlos, wenn sie nicht von den Rednern zu eigenem Urtheil herangebildet und in ungewöhnlichen Lagen zu irgendeinem Entschluß geleitet würde. Freilich mischt sich, wie in die Frucht das Unkraut, die Verführungskunst in die Beredsamkeit ein. Sophisten und Rhetoren beuten den marktgängigen Bedarf der Rede geschäftsmäßig aus, und was noch verderblicher wirkt, verkünsteln den Gebrauch der Sprache, daß sie nicht mehr zu wahrheitsgemäßer Darstellung, sondern zur Anbequemung an die Wünsche der Hörer erzogen wird, im Verwirren, Ueberraschen und in Verrenkungen des Gedankenganges sich übt. Der gemeingültige Werth der Münze verleitete zur Fälschung, und es mochte wol eine Zeit lang schwer fallen, zwischen echtem und unechtem Prägwerk zu unterscheiden, sodaß der aufrichtige Redner selbst ge-

legentlich zu Kunstgriffen gezwungen wurde. Mit vollem Recht gilt diese Entartung für eins der Symptome, welche den Niedergang des griechischen Volkes einleiteten. Nur darf man sich nicht vorstellen, daß die Sophisten und Rhetoren ihr Zeitalter mit falschen Künsten der Beredsamkeit ausgefüllt und das Wort gänzlich von der Wahrheit des Lebens abgeleitet hätten, wie Humor und Satire uns die Wortgefechte darstellen; in so gänzlicher Entartung hätte sich ihre Herrschaft nicht lange behauptet. Immer blieb die Rede im Zusammenhange mit der Denkweise des Volkes und sie blieb eine Frucht, welche den Säften der Nation entsproß; hat doch der schlichte, tiefernste Sinn des Sokrates aus der Uebung im Kampfe mit den Sophisten seine Bewährung gewonnen. Die ganze Literatur jener Periode ist ein Sieg der Wahrheit über die Entstellung, der Hoheit über den blos werkmäßigen Gebrauch des Wortes. Solange der griechische Geist in Kraft war, beherrschte die Sprache die ganze Umfangsweite des menschlichen Lebens, vom Nutzen im Handel bis zu den idealen Gebilden der reinen Vernunft. Und nachdem dieser Geist in der Heimat erloschen ist, lebt das Andenken der Griechen fort, anregend und Bildung spendend fernen Völkern und Zeiten. Und wenn wir nach der innersten Ursache dieser großen Wirksamkeit forschen: weil die Griechen nicht unterwürfigen Sinnes waren, sondern nur aus Ueberzeugung gehorchten, deshalb wurden sie zum Volke der machtvollen Rede und der Freiheit; deshalb verstanden sie schön und weisheitsvoll zu leben und ihr Andenken inhaltreich und verständlich späten Geschlechtern zu übertragen.

Ein anderes Bild der Entwickelung bietet das römische Volk dar, welches von kleinen Anfängen schrittweise und ohne Unterbrechung durch Jahrhunderte zur kraftvollsten Nation, zur Weltherrschaft sich aufschwang, das europäische Staatswesen vorbereitete, seine Spuren tief in die Geschichte der Menschheit eingrub und über tausend Jahre nach seinem Untergange frisch erhielt. Vom höchsten Interesse ist gerade dieses Bild für meine Betrachtung, nicht nur weil der Weg uns näher zur deutschen Heimat und unserer Gegenwart führt, sondern auch weil der wesentliche Grund jenes Entwickelungsganges in der eigenthümlichen Mischung zwischen

der Kraft des Armes und der Kraft des Wortes bestand, welche die Römer zum „Volk von Kriegern und Advocaten“[1]) machte. Viel jünger und doch viel dunkler sind die Anfänge der Römer als die der Griechen. Nur so viel wissen wir theils durch spätere Aufzeichnung unsicherer Ueberlieferungen, theils durch Schlüsse, welche die zerstreuten Andeutungen wahrscheinlich machen, daß die Römer gleich nach ihrer ersten Vereinigung glückliche Kriege geführt haben, aber kein Gesang verherrlicht sie. Die frühen Eroberungen haben zwar den Grund für den soliden Aufbau des römischen Staates gelegt, aber für die Erhebung des Menschengeistes haben sie keine Spur hinterlassen. Während die Römer den Nachbarn furchtbar wurden, blieben sie den civilisirten Völkern und sich selbst doch so unbedeutend, daß kein Bericht zuverlässige Kunde gibt, bis ihre unanfechtbare Stellung erkämpft und der Keim zur Weltherrschaft schon aufgesprossen ist. Erst dem Feingefühl neuerer Forschung ist es gelungen, mit Hülfe scharfsinniger Deutung der beglaubigten Spuren als wahrscheinlich zu begründen, daß der Ursprung zu finden sei in der Vereinigung zweier Stämme, von denen der siegende ohne Uebermuth, mit Klugheit und Kraft zu herrschen verstand, der andere zwar in die untergeordnete Stellung sich fügte, aber nicht aus Neigung zum Gehorsam, sondern die Unterlegenen folgten der Noth und suchten ihren Vortheil. Ebendeshalb die Benutzung jeder günstigen Gelegenheit zum Aufstand, um bessere Bedingungen der Gemeinschaft zu erzwingen. Die Herren aber, welche draußen an Gewalt und Schlachtenglück gewohnt waren, ließen es daheim niemals auf eine solche Entscheidung ankommen; jeden Zwist beendeten sie mit klugem Rath, indem sie dem Zwange der Verhältnisse nachgaben, die Gunst der Verhältnisse ergriffen, und im Wechsel zwischen Nachgeben und Beharren die schroff geschiedenen Bestandtheile allmählich zu einer aristokratisch gegliederten Verfassung ausbildeten, in welcher bis zur

[1]) Eine glückliche Bezeichnung Mommsen's, welche den Kern des römischen Volks- und Geschichtscharakters trifft.

höchsten Spitze die Glieder in geschmeidiger Beweglichkeit sich aneinanderschlossen und Raum war für jede erwünschte Einfügung. So wurden, unzweifelhaft durch die Mischung der natürlichen Anlagen beider Stämme unterstützt, die Helden im Kriege gegen die Außenvölker daheim zu geschickten Advocaten, welche das Wort mit formgewandter Kunstfertigkeit handhabten; im Streit, um den Gegner zu versöhnen oder die Richter zu gewinnen; in Gesetzen, Verträgen und Urtheilssprüchen, um die gegeneinander gewendeten Interessen mit gerechtem Maße auszugleichen. Was man heute für unvereinbare Gegensätze hält, das war bei der waffenkräftigsten und mächtigsten Nation lebensvolle Wahrheit; sie waren „Krieger und Advocaten" zugleich, und wer zur Herrschaft gelangen wollte, mußte beide Vorzüge in sich vereinigen. Mit dieser Mischung beider Eigenschaften befestigten sie ihren Beruf zur Weltherrschaft, denn sie eroberten nicht allein mit dem Schwert, sondern mit List und Verträgen bereiteten sie den Waffen die Wege vor, mit List und Verträgen vollendeten sie, was die Waffen vorbereitet hatten. Fast in jeder geschichtlich hervorragenden Persönlichkeit bildet das feste Gewebe der beiden Eigenschaften den Grundzug; diese Charakterzüge beherrschen die Geschichte des Volkes, haben der lateinischen Sprache die feierliche Form und den markigen Inhalt gegeben, haben die Gesetze geschaffen, welche alle Rechtsverhältnisse mit wunderbarer Elasticität, fest doch nicht beengend, umklammerten und von so zäher Lebenskraft sich erwiesen, daß sie nach Jahrtausenden noch die Umrisse unsers Civilisationskreises umschreiben und unter wunderbar umgestalteten Verhältnissen nicht allein unsere Gesetzbücher und die Denkweise der Gelehrten beeinflussen, sondern mit gutem Fug immer noch als niedergeschriebene Vernunft gelten.

Lehrreiche Beobachtungen gestattet die Geschichte jeder Nation, wie sich Anlagen, Gebrauch und Ausbildung der Sprache, Thaten und dauernde Leistungen gegenseitig bedingen und zuletzt den Charakter und den Rang der Nation markiren. Mir lag jedoch nur daran, vorbereitend für die Hauptbetrachtung unserer unmittelbaren Gegenwart, drei ausgeprägteste Hauptrichtungen an drei Nationen nachzuweisen, deren lebendiges Walten völlig

abgeschlossen hinter uns liegt, deren Nachwirken aber die ganze gebildete Welt als ein Theil des eigenen Werdens heute noch empfindet.

Vom römischen Volke wendet sich der Blick, indem er dem äußerlich erkennbaren Zuge der Völkergeschichte folgt, nach Deutschland, welches mit den Geschicken Roms so verflochten ward, daß es als Erbe in die Weltherrschaft eintrat und vieles für die Gestaltung seines staatlichen Wesens unmittelbar von dorther sich holte. Nur darf der Blick nicht zu fest an die Anknüpfungspunkte sich heften. Das jungkräftige Deutschland wurde zwar mit nachhaltigen Folgen, jedoch nur aus äußern Gründen von der römischen Kirche zu deren eigenem Frommen, in die Nachfolge der längst verfallenen römischen Weltherrschaft hineingezogen, wie ein reicher Neuling in die überschuldete Erbschaft eines glänzenden Namens von dem klugen Gläubiger sich hineinziehen läßt. Manches nützliche, manches glänzende und schädliche Beiwerk gewann es, aber den innersten Kern seines geschichtlichen Berufes hat die deutsche Nation aus seinem eigenen Genius und den tiefern Zügen seines Geschichtsganges entnehmen müssen; vor allem aus der Vielheit und Verschiedenartigkeit seiner Stämme, welche eine tausendjährige Entwickelung erforderte, ehe die ersten Bedingungen der Einheit an dieser stets auseinander strebenden Mannichfaltigkeit auch nur Formen gewinnen konnte. Was aber im Inhalt der stammverschiedenen Anlagen einheitlich war und was die Herausbildung eines Idioms zu einer gemeinsamen Sprache und den Zusammenschluß der verwandten Stämme zu nationaler Einheit gestattete, das war ein wesentlich Anderes, als was das römische Volk zu der ihm eigenthümlichen Bedeutung erhob. Es würde eine selbständige, an dieser Stelle zu weit gehende Untersuchung erfordern, wenn ich an den Anlagen und geschichtlichen Begebenheiten unserer Nation die Bewegungen des Geistes und ihre durch Anlagen und Umgebung bedingten Gesetze nachweisen wollte. Nur die Grundlinien hebe ich hervor, an denen der Faden meiner unmittelbaren Untersuchung sich hinzieht. Eine merkwürdige Dualität zwischen Helden- und Knechtessinn, zwischen Freiheit im Handeln und Er-

gebung in das auferlegte Los, zwischen edeln und niedern Begierden tritt in den Grundanlagen des gesammtgermanischen Wesens hervor. In demselben Stamme macht der freie Mann bei Trinkgelag und Würfelspiel sich selbst zum Einsatz, wagt den Glückswurf und wird zum Knecht, und derselbe Mann hält die Freiheit weit höher als das Leben, und seine Frau tödtet sich und Kind nach der verlorenen Schlacht, nur um dem Triumphzuge der Sieger und der Sklaverei zu entgehen, um die weibliche Ehre zu schützen. Aus demselben Stamme kommen die Krieger, welche für den Ruhm und die Ehre des Stammes alle Wechselfälle erdulden, und die andern, welche um Schmuck und Sold der fremden Nation dienen. Jeder will in der Gemeinde mitrathen und durch seine Stimme mitentscheiden, aber dem Fürsten hängt er mit unwandelbarer und unterwürfiger Ergebenheit an. Die Nachkommen haben die gegensätzlichen Neigungen ererbt und liegen ihnen, unter gewissen Merkmalen des Fortschritts, noch heute ob. Man erkennt in jenen ersten Anlagen dieselben Eigenschaften, welche in einem langen Läuterungs- und Umwandlungsprocesse nach einem Ausgleich der Gegensätze und nach einheitlicher Gestaltung ringen.

Wer mit ruhigem Sinne den großen geschichtlichen Proceß verfolgen kann, an dessen Ende wir noch nicht angelangt sind, in dessen Bewegungen wir immer noch umhergeworfen werden, sieht vor sich das interessanteste Schauspiel, wie gleichartige Elemente, die unter Einwirkung entgegengesetzter Eigenschaften einander abstoßen und anziehn, aus chaotischen Zuständen zu einer großen Nationalgestalt sich emporarbeiten. Die Einheit kämpft mit wechselndem Tagesschicksal, doch in geschichtsperiodischem Zusammenhange immer siegreich vordringend gegen das Absonderungsstreben der Stammesindividualitäten. Die Freiheit steigt auf und nieder abwechselnd mit souveräner Fürstenübermacht, der Schwerpunkt verschiebt sich nach Ort und Zeit bald in den einen, bald in den andern Kreis der herrschenden Klassen. Alle Gegensätze der Civilisation schlagen am heftigsten in Deutschland ein, wühlen hier den Boden am tiefsten auf und halten am längsten die kämpfenden Kräfte in Bewegung; gleichviel, ob die Gegensätze von der Wissen-

schaft, von der Kirche oder von der Erschütterung fremder Staatszustände ausgehen.

Um nicht zu tief in diese weittragende Beobachtung mich zu verlieren, lasse ich es für jetzt bei der allgemeinen Andeutung und wende mich in raschem Uebergang zur Gegenwart, da doch alles, was ich bisher auseinandergesetzt, nur dienen sollte, die Kenntniß des Zustandes, in welchem wir uns befinden, vorzubereiten und Erscheinungen zu erklären, die in ihrer Vereinzelung uns befremden. Woher dieses tiefe Misbehagen unmittelbar nach einem höchsten Aufschwung, welcher alle Früchte der nationalen Anstrengungen gereift zu haben schien? Woher die materielle Versunkenheit, nachdem soeben die Nation auf den Höhepunkt idealer Spannung und Leistungen angelangt war? Woher endlich das hadervolle Durcheinander aller Interessen, daß die seit lange beschwichtigten religiösen und gesellschaftlichen Feindseligkeiten wieder durch die mühsam gezogenen Schranken brechen? Nicht einzelne Personen verschulden dies, so wenig wie es das Verdienst derselben einzelnen Personen gewesen, daß das deutsche Volk alle seine Kräfte zu höchsten Zwecken aufwendete und diese erreichte. Die Mächtigsten unter den Lebenden verdanken ihre Macht, daß sie in der Gegenwart wurzeln, den Geist ihrer Zeit auffangen und zurückgeben, was sie empfangen. Der Grund unsers Unbehagens ist, wie ich an anderer Stelle entwickelt habe, daß wir mit unserer Gesammtentwickelung in einem Zustand des Ueberganges uns befinden. An dieser Stelle aber schränke ich, nach dem Thema meiner Abhandlung, die Betrachtung ein auf die feindselige Haltung, in welche weit schroffer und mit weit wichtigern Folgen, als jetzt bei irgendeiner andern Nation und je in Deutschland, die angeblichen Repräsentanten der „That“ und des „Wortes“ gerathen sind. Denn zu keiner Zeit ist die Rede mehr und mit größerm Erfolg gehandhabt, und doch zu keiner Zeit das Wort mehr mit Hülfe des Wortes verspottet worden. Vielleicht das merkwürdigste Zeichen hiervon ist der drastische Ausspruch eines großen Zeitgenossen: es müsse noch dahin kommen, daß der Name „Redner“ in Deutschland eine Beleidigung werde. Und dieser Ausspruch kam aus dem Munde eines beredten Mannes, welcher, wie kaum

ein anderer in der neuern Geschichte, allein mit Hülfe der Redegewalt Bedeutendes vollbracht, sich zum Mächtigsten seiner Zeit aufgeschwungen hat, und noch in dem Zenith seiner Macht auf die Klugheit und alle Hülfsmittel der Rede sich stützt. Und fragt man nach den Gründen dieser auffälligen Erscheinung? Weil wir, wie ich an andern auffälligen Erscheinungen der Gegenwart bereits nachgewiesen habe, in Hinsicht derjenigen Momente, welche mit der freien Rede untrennbar zusammenhängen, auf der Linie stehen, an welcher zwei Culturepochen zusammenstoßen. Das Wehen zwei entgegengesetzter Geistesrichtungen erzeugt den Wirbel, in welchem wir durcheinandergetrieben werden; nicht immer erkennbar, welcher Zug vorwärts und welcher rückwärts treibt.

5.

Als in Deutschland der Andrang der unfreien und bedrückten Volksklassen zu erweiterten Rechten mit der Sehnsucht nach gesichertem Landfrieden und dem Drang nach staatlicher Gestaltung zusammentraf, ging die Macht auf die Fürsten über, und das Volk lernte ertragen, daß die Herrscher von ihm Gehorsam ohne Ueberzeugung forderten. Im Verhältniß dieser Entwickelung erlosch die öffentliche Discussion. Die Gemeinden wurden von oben geleitet, die Selbstverwaltung hörte auf; an die Stelle aller freien Verbindungen trat die Fürsorge der Obrigkeit. Die Ständeversammlungen verloren ihre Bedeutung oder verschwanden ganz. Der Reichstag selbst wurde zum Sitz streng instruirter Gesandten, an welchem nicht die Erwägungen, sondern die Gruppirung der Fürsten und die ziffermäßigen Machtverhältnisse den Ausschlag gaben. Die Literatur zog sich aus dem öffentlichen Leben zurück, soweit nicht die Fürsten einzelne Federn für Parteilibelle in den Dienst nahmen. Die Leidenschaft der volksthümlichen Parteischriften, welche noch während des Dreißigjährigen Krieges in das Waffengetöse sich mischte, war längst verstummt. Ruhe, Gehorsam und Versorgung des fürstlichen Haushaltes waren die Pflichten des Bür-

gers, wogegen der Souverän die Ordnung der öffentlichen Verhältnisse, den Schutz des Friedens, die Fürsorge für die Interessen des Nährstandes sich auferlegte und zeitweilig alle Bedürfnisse der Unterthanen in Obhut nahm. Schwere Belastung der Allermeisten mit Nahrungssorgen, religiöser Zwist, Abneigung der über- und untergeordneten Klassen gegeneinander, vor allem Entwöhnung von jeder Theilnahme an den öffentlichen Dingen schuf in fast allen deutschen Territorien einen Zustand, der zwar in der Ausübung der Willkür dem Grade nach von einer orientalischen Despotie weit entfernt war, doch überall, auch unter dem Anschein freier Verfassungen, eine Absolutie darstellte, in welcher die öffentliche Discussion keinen gesicherten Boden fand. Aber dieser Zustand war nicht durch die Anlagen des Volkes, sondern durch äußere Hemmnisse bedingt, und wie diese gemildert wurden, erwachte allmählich der Geist zu freierer Entfaltung. Größtentheils jedoch kam die Anregung vom Auslande her, durch Ereignisse, welche sich dort vollzogen, oder durch energische Aufraffung, zu denen jene Ereignisse zwangen. Daher denn, je nach dem Wechsel der Verhältnisse, der offene Rückfall in die discussionslose Absolutie. Preußen kann als das bedeutendste Beispiel gelten, neben welchem kleinere Staaten entweder die gleichen Schicksale erfuhren oder in abweichenden Versuchen wenig ausrichteten und die Tendenz des Nationalgeistes nicht zu bestimmen vermochten. Ein wechselreiches Schauspiel für den Beobachter, welcher diese Bewegung verfolgt von dem Westfälischen Frieden ab durch die patriarchalisch ermäßigte Despotie, durch die heftigen Bedrückungen der Französischen Revolution, durch die Rückwirkung der preußisch-deutschen Niederlagen und den Aufschwung der Freiheitskriege, durch die Vergewaltigungen der Heiligen Allianz und des Bundestages, abermals durch die Einwirkungen des Abfalls der Belgier und der französischen Julirevolution, bis zu dem gewaltigen Durchbruch der öffentlichen Discussion in dem ersten Vereinigten Landtag Preußens. Und wie daneben die Literatur im 17. und 18. Jahrhundert träge dahinschleicht, ein dunstvoller Schatten der großen Vorzeit; wie sie alsdann im Sturm und Drang den politischen Stürmen voraneilt, zur Sternenhöhe sich und mit sich die Nation erhebt; wie sie mit

der Nation zugleich herabgezogen, in gedämpftem Fluge auf- und niedersteigt, mühsam über dem Dunstkreis des öffentlichen Lebens sich erhält, neue und reinere Gebiete sich aufsucht, bis sie nach dem Durchbruch der öffentlichen Discussion in dieser eine neue Rolle übernimmt, mächtig durch die Ereignisse bewegt und Ereignisse mächtig bewegend.

Mir steht vor Augen der Wendepunkt, seit welchem wir mühevoll das erschütterte Gleichgewicht zu befestigen streben. Wie der Föhn die Erstarrung löst, die Gewässer von den Höhen stürzen und untragbare Lasten mit sich reißen, so schlug das Wort ein, als zum ersten mal berufene Vertreter des preußischen Volkes in mündlicher Rede zum Volke sprachen. Während die Krisis sich vorbereitete und vollzog (1846 und 1847), befand ich mich in den Lebensjahren, welche für solche weltgeschichtlichen Katastrophen die regste Empfänglichkeit mit leidlichem Verständniß vereinigen. Niemals war das Wort mächtiger, als da die Ueberzeugung, welche bis dahin gewaltsam zurückgedrängt war, sich schlicht vortrug und Ueberzeugung in den Herzen anderer erweckte oder vorhandenen Ueberzeugungen den passenden Ausdruck gab, dem weitverbreiteten Misbehagen ein fruchtbares Streben anwies. Es war klar, dieses Volk wollte nicht länger gehorchen, ohne von der Rechtmäßigkeit des Befehls überzeugt zu sein. Dies bekundete der Widerhall, welchen die Reden im ganzen Volke fanden. Innerhalb weniger Wochen wurden Männer als Repräsentanten des Rechts und der Freiheit populär, als wenn sie in langen und schweren Kämpfen erprobt wären. Nicht Genie, noch glänzende Gaben, noch betäubende Verwegenheit, noch der Appell an die Leidenschaften und die Gewalt, sondern allein das in schlichter Einfachheit treffende Wort verschaffte Erfolg den Männern, welche aus dem ritterbürtigen Adel, aus dem Handelsstande, aus andern Zweigen des Nährstandes als Neulinge in den politischen Streit eintraten, von denen ein Theil erst später zu Politikern von Beruf sich heranbildete. Nur wenige Wochen wurde die öffentliche Verhandlung gepflogen, aber sie genügten, um die Andenken jener Männer, trotz heftig störender Zwischenfälle, in dankbarer Erinnerung der Nation zu befestigen, um dem Volke eine bestimmte Richtschnur des politischen

Denkens, ein unmittelbares und klares Ziel des politischen Strebens zu geben, um die herrschenden Kreise zu überzeugen, daß die verheißene Verfassung nicht länger sich vorenthalten lasse und auf moderner Grundlage der Repräsentation mit den üblichen Befugnissen verliehen werden müsse.

Dieser erste auf heimischem Boden entsprungene, allein durch den Nationalgeist bedingte Aufschwung wurde, ehe er noch Zeit gehabt, in regelmäßige Bahnen einzulenken, abermals gestört durch die Einwirkung eines äußern Ereignisses. Die dritte französische Revolution ergriff die aufgeregte Meinung in Deutschland und riß sie fort über das ihr gemäße Ziel. Ob für die spätere und dauernde Entwickelung zum Gewinn oder zum Schaden, lasse ich dahingestellt; aber zunächst verwirrte das Uebermaß. Die öffentliche Discussion überströmte alle Gebiete, auch solche, für welche sie noch nicht vorbereitet war; die Ansprüche wuchsen in den erhitzten Gemüthern und die Besonnenheit wurde beiseitegeschoben. Auch die gerechten Forderungen jagten zu ungestüm durcheinander und die Menge derselben hinderte jede geordnete Reihenfolge des Angriffs und der Erfüllung. Die Versäumnisse von Menschenaltern waren nachzuholen, die leidenschaftliche Kraft des Umsturzes fehlte, die Umgestaltung wurde durch die Mittel der Discussion erstrebt; vielleicht wäre dies gelungen, wenn den tragenden Kräften der Nation verstattet wäre, von einem Punkte aus planmäßig zu wirken. Aber alsbald kamen die Folgen der staatlichen Zersplitterung zum Vorschein, Staaten und Landschaften gewannen selbständige Mittelpunkte, dem energischen Versuch des Zusammenfassens, welcher das nationale Parlament ins Leben rief, glückte es zwar, viele Kräfte aus der Peripherie zu einem Ganzen zusammenzuziehen; aber dieser bedeutsame Vortheil selbst wurde darin zum Nachtheil, daß er zwei ebenbürtige Rivalen schuf und die Nation buchstäblich theilte. Von Wien rede ich nicht, da hier das vereinigte Völkergemisch dem Reichstage ein eigenthümliches, undeutsches Aussehen gab und die eigenartige sehr schwierige Situation daheim die Aufmerksamkeit für die deutschen Dinge abschwächte. Aber in Frankfurt und in Berlin tagten zwei Nationalversammlungen, welche aus verschiedenen Quellen gleichwerthige Kräfte

sogen und in Eifersucht gegeneinander gewendet waren. Was das nationale Gefühl und das Herz des Volkes aus der Frankfurter Nationalversammlung machte, wog das Berliner Parlament dadurch auf, daß es an ein festes Staatsgefüge sich anlehnte, zahllose Interessen bewegte, und daß es den Staat repräsentirte, welcher, wenn die Nation ernstlich an die Aufrichtung des Deutschen Reiches ging, hierfür die gesammelte Staatsmacht in sich schloß und leitend an die Spitze treten mußte. Die preußische und die deutsche Nationalversammlung waren beinahe zwei leibhaftige Repräsentanten von Wort und That. Daneben das Streben jeder constituirten Gesellschaft, sich zum Localparlament herauszubilden, das eigene Wollen zum Mittelpunkt, den eigenen Gesichtskreis zur Sphäre der Bewegung zu machen. Getrenntes Interesse, unklare und überspannte Ziele, getäuschte Erwartung und Uebermüdung ließen erschlaffen, und von den großen Anregungen blieb nur zurück, was unter dem Wandel, welcher nicht mehr rückgängig gemacht werden konnte, zur Neubildung unentbehrlich war, und was als Keim künftiger Entwickelung in den Gemüthern geborgen lag. Aber der gewandelte Geist der Nation that sich darin kund, daß jede Erholung einen neuen freiheitlichen Aufschwung brachte, und der Nutzen der Erfahrung bestand darin, daß die neue Bewegung nicht von vorn anfing, sondern an die früher gegebenen Anregungen, an die in der Mitte abgebrochenen Unternehmungen anknüpfte. Ein völlig neues Moment kam hinzu, welches bei jedesmaligem Aufschwung den Schwerpunkt der Ereignisse in die öffentliche Discussion verlegte. Die als Gegner um Macht und Leitung rangen, bewarben sich nicht allein um die Unterstützung, sondern auch um den ausdrücklichen Beifall des Volkes. Selbst die eifrigen Vertreter der überwundenen Zustände suchten gegen den Strom der Bewegung ihren Halt in einer Gegenbewegung, für welche gleichartige Kräfte eingespannt, gleichartige Mittel der Agitation in Scene gesetzt wurden. Da die meisten Anknüpfungen hierfür in den wirthschaftlichen Erwerbsverhältnissen zu finden waren, so wurden diese auf beiden Seiten mit großer Lebhaftigkeit hineingezogen, und als die national-politischen Entscheidungen an uns herantraten und kirchliche Streitigkeiten in ihrem Gefolge

brachten, so geschah es, daß Deutschland gleichzeitig auf allen Gebieten des bürgerlichen und des öffentlichen Lebens in heftige Bewegung gerieth, und daß auf allen Gebieten gleichzeitig eine fesselose Discussion sich entspann.

In einem solchen Zustande leben wir seit Jahren. Voran gehen die Parlamente aller deutschen Staaten, und über ihnen der Deutsche Reichstag, welcher abermals, nur dieses mal unter andern Constellationen, an Macht und Ansehen mit der Vertretung des größten Einzelstaates wetteifern muß. Den größten Theil des Jahres tagt die eine oder die andere dieser großen Körperschaften. Daneben lebt und webt es von Versammlungen jeder Art, welche mehr oder minder den constituirten Parlamenten sich nähern, ihre Verhandlungen öffentlich führen oder mindestens ihre Berichte möglichst getreu in die Oeffentlichkeit bringen und nach Verbreitung streben; Versammlungen, mit dem Ansehen der Gesetze oder der öffentlichen Verwaltung ausgestattet, andere ganz privater Natur, doch mit großen praktischen und unmittelbaren Einwirkungen auf die Lebensverhältnisse, und noch andere, welche allein zu Agitationszwecken vereinigt sind und mit dem Schwergewicht ihrer Meinungsäußerungen einzuwirken streben. Nicht nur die, welche aus idealem Sinn für das Staats- oder Gemeindewesen sich interessiren, sondern auch die weitern Kreise, welche nur die Förderung eigener Interessen im Auge haben, aber den Zusammenhang zwischen den öffentlichen Angelegenheiten und den Verhältnissen der Einzelnen kennen, sehen sich genöthigt Parteien aufzusuchen und Partei zu nehmen. Die breitesten Massen ergreift die Strömung, denn das allgemeine gleiche Wahlrecht hat gelehrt, wie von der organisirten Menge heraus der entschlossene Wille selbst eine Minderzahl nach oben trägt und einigen Einfluß auf die höchsten Dinge gewinnt; die obern Schichten aber suchen Fühlung mit den Massen, weil diese, in althergebrachten Streitigkeiten und Gegensätzen noch nicht befangen, für dieses und jenes als Bundesgenossen sich werben lassen, und weil noch immer nicht erkannt ist, wer von den neuen Verbündeten schiebt oder wer geschoben wird. Und die Klassen, für welche die heutige Ordnung den Besitzstand darstellt, welche im Genuß

ihres Friedens die kleinern Zwiste des Tages nicht gern über ein ihnen erträgliches Maß hinausschreiten lassen, werden durch die entgegengesetzten Strömungen in den Strudel hineingezwungen und müssen nach einem Anhalt suchen, um nicht fortgetrieben zu werden von den Stützpunkten, an denen die heutige Ordnung befestigt scheint. Wer bliebe jetzt ganz ohne Antheil an den öffentlichen Geschäften? Die mehrfachen Wahlacte und bürgerlichen Pflichten zwingen die meisten, andere Geschäfte ziehen durch ihren Inhalt an. Landwirthschaftliche, industrielle Vereine, Gewerkschaften, Verbindungen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer, besondere Verbindungen zahlreicher Gewerbe, Berufsarten und Wissenszweige; zu einer oder zu mehrern solcher Vereinigungen gehört die Mehrzahl der erwachsenen Männer, und völlig neu ist der Hinzutritt der Frauen, welche das große moderne Problem, die wirthschaftliche und gesellige Hebung des Frauenloses, selbständig in Betrieb nehmen und eine mindestens stückweise Lösung versuchen.

Daher die Menge der öffentlichen Verhandlungen, welche zur Zeit unter allen europäischen Staaten am weitesten in Deutschland ausgebreitet ist.

Im Zustand des Ueberganges unterliegen wir den Unbehaglichkeiten, welche mit dem Uebergang verbunden zu sein pflegen. Hinter uns, aber noch nicht völlig überwunden, liegt die Periode der allein waltenden, allein sorgenden Absolutie; jetzt sollen wir in den größten und in den kleinsten Angelegenheiten mitrathen und mitthun, und wie in allen unsichern Anfängen genießen wir die neuen Errungenschaften ohne Maß. Alles wird der Discussion unterworfen, nichts ruht so fest auf seinen alten Fundamenten, daß es nicht bestritten würde und um neue Anerkennung sich bewerben müßte. Aber eben die Uebergangsnatur unserer Zeit unterwirft auch die neue Methode der Anfechtung und regt gewaltigen Streit an zwischen denen, welche, der neuen Richtung gemäß, berufen sind, die althergebrachte Autorität einer wirksamen Prüfung und Discussion zu unterziehen, und den Trägern der Autorität, welche noch in den alten Zeiten wurzeln und ungeduldig ertragen, wenn sie in ihren Plänen durch den

Kampf der Meinungen, durch Prüfung und Controle aufgehalten werden. Wenn die Discussion ihnen die Segel schwellt und nach der gewünschten Richtung treibt, eignen sie sich gern den Vortheil an, aber der verzögernde Gegenstrom erweckt die Sehnsucht nach den frühern Gewohnheiten, und man meint den Rückweg zu finden, wenn es gelingt, das Wort in Miscredit zu bringen. Dieser Stimmung entsprang der ernst gemeinte Wunsch, daß die Bezeichnung „Redner" eine Beleidigung werden möchte; kürzer und bündiger kann der Widerwille der alten gegen die neue Zeit nicht ausgedrückt werden. Denn der „Redner" ist dem herrschbegierigen Manne der lebendige Repräsentant des ihm verhaßten Zwanges, in die öffentliche Verhandlung einzutreten und um den Sieg der Meinungen sich zu bewerben. Und der Angriffslust bieten sich genügende Angriffspunkte dar. Nicht allein der Misbrauch und das Uebermaß, nicht allein die gefällige Breite, mit welcher Unnützes vorgetragen wird, sondern auch in den berechtigten und bestgeleiteten Discussionen, welche ununterbrochen öffentlich geführt werden, liegt vieles, was zur Auflehnung gegen das Wort anreizt. Das fortwährende Handeln auf der Schaubühne versammelt einen Kreis von Kritikern, von denen jeder billigt oder misbilligt, lobt oder tadelt, was an der Darstellellungsweise oder im Inhalt gefällt oder widerstrebt. In den ernsten Verhandlungen kann nicht jedes Wort auf das Gemeinverständniß berechnet sein. Wenn schwierige und verwickelte Gegenstände zur öffentlichen Besprechung gelangen, so kann nicht jeder Redner bei der ersten Voraussetzung anfangen und die Folgerungen bis zu seiner abschließenden Meinung verständlich aneinanderreihen. Und allen solchen Verhandlungen fehlt die Freiheit der Bewegung, welche das zwanglose Gespräch zwischen Verständigen belehrend und fruchtbar macht. Unter den vielen, welche oft redebereit, zum Hören bald geduldig, bald ungeduldig sind, muß die Verhandlung feierlich geführt, sie muß Gesetzen und Förmlichkeiten unterworfen werden, und es gibt keine Gelegenheit, in schneller Wechselrede Einwendungen anzubringen, zu widerlegen oder anzuerkennen, Misverständnisse aufzuklären, darzuthun, ob der hervorgerufene Widerspruch im Inhalt oder in einem verfehlten, unklaren Ausdruck seinen Grund hat.

Besonders bei Gegenständen, welche nicht in den Redestoff und in die Denkweise des täglichen Umgangs fallen, geschieht es nicht selten, daß die Verhandlungen abschließen, ehe noch die entscheidenden Bezeichnungen gemeingültigen Werth erlangt haben und mit demselben Wort derselbe Sinn verbunden wird. Pflegt doch im geselligen Verkehr erst längerer Umgang, häufiges und durchdachtes Gespräch diese Voraussetzungen fruchtbarer Discussion zu verschaffen; nach weitläufigen Auseinandersetzungen, durch den richtig gestellten Sinn der fremdartigen oder verschieden verstandenen Ausdrücke, überzeugen sich die Streitenden, daß die meisten Streitpunkte wegfallen, und zuletzt ergibt sich Einverständniß, oder der Umfang des Streites wird eingeschränkt und die auseinandergehenden Ansichten erfreuen sich bedingter Anerkennung. Beruhigte Zeiten haben wenigstens den Vorzug, daß eine nur kleine Zahl von Streitpunkten die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftigt, eine häufige Wiederkehr auf die Behandlung desselben Stoffes gestatten, Versäumtes sich nachholen, das erkannte Misverständniß zeitig genug sich berichtigen läßt. Selbst dieses immerhin unvollkommene Berichtigungsmittel fehlt, wo wie jetzt in Deutschland die wichtigsten Angelegenheiten sich drängen und den Platz streitig machen. Und doch soll fast jede Verhandlung in einen entscheidenden Beschluß auslaufen; nicht allein in den zahlreichen Vertretungskörperschaften, welche ihr Beruf zu endgültigen Beschlüssen innerhalb einer gegebenen, kurzen Zeit zwingt, sondern auch in den noch zahlreichern Versammlungen und Vereinen, welche freiwillig nach Einfluß streben und nach Lage der Umstände sich beeilen, mit ihren Beschlüssen ein Gewicht in die noch schwankende Schale zu werfen. Wie leicht wird es der Kritik, solchen Discussionen gegenüber anzugreifen und herabzusetzen, besonders wenn sie mit Geduld und Aufmerksamkeit die schwachen Momente sammelt, Widersprüche, Misgriffe zusammendrängt und die bunt durcheinandergewürfelten Meinungen kaleidoskopisch ins Rollen bringt.

Mit großem Vortheil hiergegen führt sich die Thatkraft der Männer ein, welche in der Lage sind, die Welt mit zugreifenden Anordnungen und fertigen Thatsachen zu überraschen. Imponirt doch ohnehin der geläufigen Denkweise, im Gegensatz zu dem durch

geschichtliche Anschauung geläuterten Sinn, weit mehr das Ereigniß, dessen Entstehung räthselhaft erscheint, dessen Ursachen und Folgen verschiedener Deutung fähig sind, als die That, welche vor aller Augen sichtbar sich entwickelt, deren Gründe und Ziele offenkundig sind. Und doch ist jede bedeutsame Handlung, wie plötzlich sie vor die Augen des Wahrnehmenden treten, wie still vorbereitet sie erscheinen mag, immer die Frucht der Ueberlegung, der Ideen, welche in Wortformen erste Gestalt, in den Erwägungen des Gedankens Klärung und in geordneten Sätzen ihren ausdrucksfähigen Abschluß gewonnen haben. Nichts entspringt aus bloßer Eingebung so fertig und vollkommen, daß es sofort ins Leben wirksam eingriffe. Wenn der einsame Denker den Spuren einer Entdeckung nachforscht, über eine Erfindung nachgrübelt, so sucht er nichts Anderes in seiner Zurückgezogenheit, als daß er unerreicht bleibe von den Abziehungen des geselligen Umgangs. Er will ganz allein sein mit dem Gegenstand seiner Forschung, will diesem die ganze Macht des Denkens zuwenden; die ganze Geschicklichkeit seiner Glieder und Sinne, alle Dienste der Handwerkszeuge und Instrumente sollen der Leitung des Geistes folgen, welche in wortreifen Gedanken die Bahn frei macht, in bündigen Worten das Ergebniß zusammenfaßt. Wer diese Klärung nicht gewinnt, der irrt umher im Gewirre seiner Impulse und das heftigste Wollen erzeugt keine That. Ob vor dem Forscher, vor dem starkwilligen Mann die Natur in unabsehbarer Ferne ausgebreitet liegt, ob in engster Zelle alles Empfinden sich ganz in das Wallen der schwellenden Brust versenkt, immer ist es allein das Wort, welches befreit, den Ideenkeim ausweitet und gliedert, von den Banden seines Ursprungs loswindet und zur That macht. Auch dem genialsten Denker entspringt nicht die Geistesthat, wie die Minerva dem Haupte des Jupiter entsprungen ist. Und gar erst in den Sphären, in welchen die Menge mit besonderer Vorliebe die Männer der That zu suchen pflegt, in dem Wirkungskreis der Gebietenden gibt es, außer ganz vereinzelten Willküracten, keinen Entschluß, der nicht aus eingehenden Discussionen und dem Widerstreit der Meinungen sich losgerungen hätte. Zumal unter den heutigen künstlichst verwickelten Interessen-

verhältnissen, welche kein Einzelner aufzuklären versteht, in dieser Zeit der hoch entwickelten Geltung aller Persönlichkeiten, da kein Theil des Volkes außer Berechnung bleiben darf und die Betheiligten nicht mehr durchweg nach Ständen und Berufen sich zusammenfassen lassen, unter den völlig neugestalteten Bedingungen des Völkerverkehrs kann niemand der Beihülfe entrathen, welche der breite Strom der öffentlichen Discussion zuträgt. Denn mehr Kenntniß liegt in der Masse der vereinzelten Erfahrungen, mehr Belehrung in der Masseninformation, mehr Inhalt in den mannichfachen Vorschlägen, als die Weisheit in irgendeinem Kopfe selbstthätig zusammenzubringen vermag. Und wenn auch die Hand eines genialen Meisters im großartigen Plane, im Entwurf des harmonischen Werkes mehr vermöchte, als die zahlreichen Hände mitarbeitender Gesellen, der aus der Masse gewonnene Stoff, die ausführenden Hände wären nicht zu entbehren. So gebieten die heutigen Zustände dem mächtigsten, dem einsichtigsten Manne, wenn er Einfluß erlangen und befestigen will, die öffentliche Discussion rege zu erhalten und in diesen Verkehr mit der Menge einzutreten. Freilich wird er, wie der Sucher an den Goldströmen, mit wechselndem Glück bald gediegenes Gold in Körnern oder Klumpen finden, bald aus der Menge des Quarzes einzelne Körnchen mühsam fördern.

Als Hülfsmittel nach außen wie für sich selbst muß der überlegene, thatkräftige Mann für seinen letzten Entschluß Inhalt und Form durch die Macht des Wortes gewinnen. Aber den Vorzug genießt er vor den vielen Versammlungen, welche in öffentlichen Wortkämpfen Rath und Beschluß vorbereiten, daß der Austausch der Gründe, die Zweifel und ihre mühsame Abwehr, das Werden im Geheimen sich abspielt und der Entschluß fertig und einheitlich vor die Augen der Außenstehenden tritt; die unter allen Umständen zur Schau getragene Sicherheit dient seinem Ansehen, und nicht selten hilft ihm die Ueberraschung, welche die Unbefangenen bewältigt und dem Gegner den Vorsprung abgewinnt. Erwägungen fordern Widerspruch heraus und ermuntern zur Kritik; vollzogene Thatsachen stellen vor die Wahl, zu widerstehen oder anzuerkennen. Darum haben die Herrschsüchtigen immer in Ueberraschungen sich

geübt und das Geheimniß ist aus den frühesten Zeiten der Geschichte bis auf die neueste Zeit das beliebteste Mittel gewesen, mit dem Schein des unmittelbaren Entschlusses die Wirkung desselben zu erzielen. Das mächtigste Parlament der Welt, das englische, hat sich lange gesträubt, die Oeffentlichkeit seiner Verhandlungen zu gestatten. Ursprünglich bestimmte hierzu auch die Vorsicht, damit der Hof nicht den Gegner erfahre und zur Verantwortung ziehe; aber als dieser Grund längst weggefallen war, weigerte sich das englische Parlament immer noch, die eingedrungene Oeffentlichkeit zu legitimiren, begünstigte es eine getreue Berichterstattung nicht, weil es die abschwächende Wirkung kannte, welche die offene Darlegung aller Erwägungen vor dem Beschlusse mit sich bringt, und die Nachtheile, in welche hierdurch das Parlament gegen die Geheimberathung des Hofes gerieth. Aber auch diese machtvolle und zielbewußte Popularversammlung vermochte dem modernen Drang nach Oeffentlichkeit nicht länger zu widerstehen, und seitdem stellen auch in England die Mängel der modernen Tendenz sich ein, obschon lange Uebung die Geschicklichkeit auf der einen, das Verständniß auf der andern Seite geschärft hat und vor Irrungen schützt, der glückliche und ununterbrochene Entwickelungsgang die Menge des Discutirstoffes ermäßigt hat. Dagegen über uns Deutsche brach eine Ueberfülle von Fragen herein und setzte die wenig Vorbereiteten in Verlegenheit. Darum sind Irrungen unvermeidlich und was noch schlimmer ist, statt des maßvollen Wechsels von Uebung und Ruhe lösen Begier und Ermüdung einander ab, und geschickte Gegner sind bereit, die moderne Tendenz mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen.

Trotzdem läßt sich die Tendenz nicht mehr unterdrücken, und mit allen begleitenden Nachtheilen kündet sie für alle Nationen, welche sie in ihre Kreise zieht, eine Erhöhung an. Denn befreit zu selbständigem Thun ist der Mensch erst dann, wenn er nur nach Ueberzeugung handelt, und das Mittel hierzu ist allein die hinlängliche Freiheit des Ausdrucks, welche Zweifel aufwerfen, erläutern und in vielen gleichzeitig ein besseres Verständniß hervorrufen kann. Nichts ist natürlicher, als daß im Zustand vorwiegender Discussion der Gegensatz der „Männer der That“ gegen

die „Männer des Wortes“ mit größerer Schärfe sich hervordrängt; gleichsam wie ein sehnsüchtiger Rückblick in eine schönere Vergangenheit. Nur darf man nicht unberücksichtigt lassen, daß dieselbe Vergangenheit, welche eine öffentliche Discussion nur in einem sehr spärlichen Maße kannte, eben um deswillen von der höchsten Achtung vor dem Wort erfüllt war. Weit häufiger als jetzt war die freie Rede an sich schon eine That. So wechseln mit den Zeitläufen die Stimmungen bald nach dieser, bald nach der andern Richtung, in welcher der Thatendrang und die Thatkraft des Menschengeistes sich offenbaren.

Aber die Geschichte läßt auch hier unter dem wechselvollen Zug der bewegten Oberfläche erkennen, wohin der Lauf des Stromes gerichtet ist. Die hervorragendsten Männer aller Zeiten, Völkerbeherrscher, Schlachtenlenker, verkörperte Repräsentanten des Zugreifens und der Gewalt, waren zugleich Meister des Wortes und handhabten dieses Instrument mit gleicher Liebe und mit nicht minderm Erfolg, als was das Volk in dem Handeln solcher Männer wie das wortlose Verhängniß des Schicksals sich vorstellt und für den Höhepunkt der Thatkraft hält. Von Alexander dem Großen wird berichtet, daß die Gesänge des Homer ihn mächtig bewegten und der Ruhm des Achilles ihn mit Eifersucht erfüllte. Dahingestellt sei die Untersuchung des Philologen, inwieweit diese Anregung in den Thaten des ungestümen Welteroberers wiederzufinden sei, aber wen der Nachruhm im Gesang und das dichterische Bild eines Helden so mächtig bewegen, dem ist die Gewalt des Wortes als ureigenste Anlage in die Seele gepflanzt. Julius Cäsar, Friedrich der Große, Napoleon I., bahnbrechende Heerführer, Regenten von ungemessener Energie, waren zugleich Meister in jeder Art von Beredsamkeit, welche ihren Zwecken nutzbar diente, und darüber hinaus Schriftsteller von ungewöhnlichem Verdienst; zwei von ihnen Muster des literarischen Stils. Unter den Mitlebenden haben wir selbst die Repräsentanten zweier mächtiger Nachbarreiche kennen gelernt, welche die Geschicke ihrer Nationen, der eine zu bedeutsamer Höhe, der andere aus der Tiefe des Unglücks zur Wiederaufrichtung, aus der chaotischen Unordnung zur Neugestaltung, einsichtsvoll gelenkt haben; beide in einem unge-

wöhnlichen Grade redegewandt und redebeflissen; beide vorzüglich als berufsmäßige Redner, und für beide war es das Wort, was sie zur Macht erhob und in Macht erhielt. Wenn ich dagegen von großen Schweigern höre, so bin ich gewiß, daß die Volksfabel um einen Lieblingshelden ihren Schleier gewebt hat, welcher bald offenkundige Mängel verhüllt und dem flüchtigen Auge entrückt, bald durch das feinere Gewebe den Anblick gestattet und der Gestalt eine zartere Tönung gibt. Irgendetwas in der Erscheinung pflegt die Fabeldichtung zu begünstigen; zuweilen sind es äußere Umstände ohne jedes Hinzuthun des Helden, aber auch nicht selten hüllen Personen, welche die Lebensgeschicke auf eine hohe Stufe erhoben haben, sich in ein berechnetes Schweigen, um mit dem knappen Vorrath an Geist haushälterisch umzugehen und den Effect der mühevollen Rede für wichtigste Gelegenheiten aufzusparen. Napoleon III. hat auf dem höchsten Posten menschlicher Macht lange Jahre mit einem kleinen Kapitale gewirthschaftet, die Verausgabungen des Geistes aber mit so kluger Oekonomie eingerichtet, daß er, allerdings begünstigt von der Neigung der Menge, welche dem guten Willen des Geschickes zu folgen pflegt, in seiner langen Glücksperiode für den Weisesten seiner Zeit galt. Das wohlberechnete Schweigen war eins der wirksamsten Mittel, welche er anwendete, um die Unzulänglichkeit zu verdecken, die seltenen Manifestationen des Geistes wie erleuchtende Blitze, jeden Glücksfall als Folge weisen Nachdenkens erscheinen zu lassen; bis das Misgeschick den Schleier zerriß, die künstlich erzeugte Autorität herabsetzte und endlich hinter dem „großen Schweiger" der gedankenarme Mann zum Vorschein kam, welchen scharfe Beobachter, aus unmittelbar persönlicher Wahrnehmung, schon während der Blüte seines Geschickes in ihm erkannt hatten. Gegenbild ist eine der populärsten Erscheinungen Deutschlands, welche die Sage gleichfalls „zum großen Schweiger" gestempelt hat, aber die Sage stammt nicht aus den Kreisen, in welchen der liebenswürdige Mann sich bewegt und als ein geistvoller Gesellschafter geschätzt wird. Erzogen in der abgeschiedenen Strenge des Cadettenhauses, unter den drangvollen Verhältnissen der Anfangscarrière eines Offiziers, führen ihn seine bedeutenden Anlagen zu den Wissenschaften, welche den Schlachtendenker heran-

bilden, und er bereitet sich nach Art des Stubengelehrten vor, jedoch immer vor Augen das Ziel, zu welchem der Militärdienst ihn bestimmt. Aus dieser Combination des Gelehrten und Soldaten entwickelt sich das eigenartige Wesen des Mannes, und die Geschichte seines Landes führt ihn unter seltenen Umständen vor die Augen seines Volkes und der gesammten gebildeten Welt. Der lange Friede, welcher ihn von den ersten Jünglingsjahren bis zur Schwelle des Greisenalters begleitet, stellt ihn in den Hintergrund, und wenn seine Körperbeschaffenheit oder der Zufall ihm nur den Durchschnitt der Jahre und kein bevorzugtes Alter zugemessen hätte, so wäre die ganze Bedeutung des Mannes nie zum Vorschein gekommen und der offenbarte Theil seines Genies in Archiven begraben geblieben. Er hatte schon die höchste Amtsstelle seines Berufszweiges inne, als außer in dem kleinen Kreise der Fachgenossen sein Name noch nicht bekannt war. Plötzlich verrathen schnell aufeinanderfolgende Kriege das wunderbare Genie. Noch kurz vorher hatten das Inland wie das Ausland zu dem Lob der trefflich organisirten Armee die Einschränkung hinzugefügt, daß die erprobten Generale fehlten, und nun ist der General da, der alles im voraus gedacht hat, dessen Plan die Strategie der zukünftigen Feldzüge mit allen Wechselfällen vergegenwärtigt hatte, dessen Anordnungen im Augenblick der Entscheidung jeder Schwierigkeit begegnen. Die Nation erstaunt, feiert den Namen, drängt sich nach dem Anblick des Mannes, und wie aller Blicke sich auf ihn richten, schreitet er bescheidenen Schrittes her und erwidert die lebhaften Grüße in der stummen militärischen Art. So fällt dem Manne, der, ohne sichtbares Aufsteigen, plötzlich auf der höchsten Höhe erscheint, und der nichts von sich reden gemacht, bis er aller Rede beschäftigt, die Rolle des Schweigers zu. Aber wie weit entfernt von der Wirklichkeit. In dem hohen Alter, in welchem sonst Beredte nur ungern in den öffentlichen Redekampf eintreten, ragt er im Parlament bei dem ersten Versuch und später so oft es ihm nothwendig erscheint, durch Eleganz und klar gefaßten Inhalt der Rede hervor. Und dem Verdienst des Redners kommt die Kunst des Schriftstellers gleich, mit dessen schönen Arbeiten aus der Jugendzeit das größere Lesepublikum erst nachträglich sich

bekannt macht. In dem Munde des Volkes heißt er der große Schweiger, aber die ihm gesellig begegnen, sind bezaubert von dem rückhaltlosen gefälligen Ton der Unterhaltung, in welcher das Gespräch frei sich ergeht, Ernst und Humor, Witz und Gedanken, Scherz und Wahrheitstreue innig verwebt sind.

Wie diese Zwei, so mögen viele „berühmte Schweiger" der Vergangenheit zu der einen oder der andern Gattung gehört haben. Aber auch eine dritte Art kommt in Betracht. Manche haben auf ihre Zeit großen Einfluß ausgeübt und die Geschichte berichtet ihre Namen und Verdienste an hervorragender Stelle, deren Wirkungs- und Gesichtskreis gleich eng war, die jedoch innerhalb dieses engen Kreises thatkräftig und mit Erfolg auf zeitgenössische Verhältnisse einwirkten, selbst tiefe Gleise für den Entwickelungsgang der Nachwelt einschnitten. Die vereinzelte That kam gerade, da sie für die besondern Umstände vom höchsten Nutzen war, und wurde bedeutend, wie ein milder Regen in lechzender Dürre zum Ereigniß wird. Oder dieselbe eintönige Kraft erzeugte dauernd ihre Wohlthaten unter derselben fortgesetzten Noth. Es gelingt nicht selten mit engen Geistesanlagen und doch durch Verdienst zu den Höhen des Lebens hinaufzuklimmen, aber die Beschränktheit des Geistes dauert fort und spiegelt sich treu in der Armuth des Ausdruckes ab.

Dennoch bleibt es wahr, daß in allen Beziehungen des menschlichen Thuns die Macht zum thatkräftigen Handeln nicht hinausreicht über die Gewalt des entwickelten Wortes. Nicht nur vom Einzelnen gilt der Satz, sondern er verstärkt sich noch als Werthmesser für Berufs- und Gesellschaftskreise, Stände, Stämme, Nationen und ihre einzelnen Epochen. Darum ist die Literatur im Großen, sind die Dichter, Redner, Schriftsteller, Volkssagen, Volkslieder und nationale Gesänge ein so bedeutsamer Maßstab für die Cultur des Volkes, in welcher die Gesammtheit aller seiner Kraftäußerungen zusammengefaßt ist. Darum feierten die Griechen ihren Homer, die Römer ihren Virgil, feiern die Engländer ihren Shakspeare, die Italiener ihren Dante, wir unsern Goethe, und neben diesen Ersten die Großen der Literatur als das weithin sichtbare Firmament des Nationalgeistes. Nicht als Metapher, son-

dern im engen Anschluß an die Wirklichkeit sage ich: Wer den Inbegriff der Unterhaltung in einem geselligen Kreise kennt, der kennt auch den Beitrag dieses Kreises zur Bethätigung der Nation. Dasselbe gilt von ganzen Berufsklassen und Ständen. Und zuletzt: wer den Inbegriff der Gesammtunterhaltung einer Nation zu schätzen wüßte, der hätte hierin den zuverlässigsten Maßstab für die gesammte Productivität der Nation, in Wort und That.

6.

Wer nicht denkt, braucht keine Worte; wem die Gedanken wirr durcheinandergehen, findet keinen verständlichen Ausdruck, sondern die Worte schweifen hin und her, wie der unruhige Nebel, dem keine faßbare Form gelingt. Wer dagegen klar begreift, was ihm die Seele bewegt, der wird seiner Gefühle und Gedanken in wohlgeordneten Sätzen sich bewußt und die Rede strömt ihm auf die Lippe, wenn er den Hörer findet. In der Verschwisterung der Vorstellung mit dem Wort gewinnt der Mensch die Eigenthümlichkeiten, welche ihn als eine besondere Gattung kennzeichnen und in ein völlig anderes Bereich stellen, als wohin die Vorstufen der in Körperbau und Intelligenz aufsteigenden Thiere führen. Auch der Mensch ist mit einem Theil seines Wesens dem Drange wortloser Empfindungen, wortloser Kraftäußerung unterworfen; er theilt mit den Thieren Zweckbewegungen, zu denen sie unter größerer oder minderer Theilnahme oder auch ohne Theilnahme des Willens, des Bewußtseins bestimmt werden, von der bloßen Reaction des gereizten Muskels bis zu den planmäßigen Unternehmungen der Beute, des Bauens, der Kraftübung und des Spieles, der Befriedigung der Sinneslust und des Niederkauerns zu behaglicher Ruhe. Auch im Menschen gibt es ein Gebiet, in welchem schnelltreffender Instinct jedes Zwischenbesinnen unnöthig macht oder ausschließt, und je nach den Umständen wechselt der Umfang dieses Gebietes, wie bei den Thieren, auch nach Geschicklichkeit und Erfahrung, nach dem Grade der Sinnesausbildung. Wie weit diese

Gemeinsamkeit gehen kann, wie tief herunter im Menschen als unvermeidliches Gesetz oder nach dem Stande seiner Bildung, wie hoch hinauf in Thieren nach der Vornehmheit der Gattung und den Bedingungen ihres Gesellschaftslebens, würde eine ergiebige und einladende Untersuchung sein für die bewährtesten Kenner der Physiologie; aber ich muß mir versagen, nach andern Grenzen hinzuschauen, als wo das Menschthum im Menschen von den Instincten sich völlig absondert. Und auch hierfür forsche ich an dieser Stelle nicht nach der allgemeinen Norm, ob und wo die Herrschaft des Instinctes im Menschen aufhören und der reflectirt denkende Verstand zu arbeiten anfangen muß, sondern ich halte mich an die Beobachtung, daß in den einzelnen Menschen die Grenze verschieden gelegen ist, und daß sie auch im Einzelmenschen des Wechsels in auf- und absteigender Richtung fähig ist. Die nach Person und Umständen individualisirte Grenze ist ein Product von Anlage und Entwickelung, von Fähigkeit und Uebung. Ein jeder hat an sich Metamorphosen erlebt, auch wer sie nicht erfahren hat; und täglich vollziehen sie sich vor den Augen des kundigen Beobachters. Aus dem Zustande passiver Eindrücke löst sich ein Ahnen, welches Empfindungen zum Bewußtsein bringt, aber ihnen fehlt noch Bestimmtheit und Ausdruck; wie zahllose Sterne eine Lichtfläche schaffen, ohne selbst einzeln erkennbar hervorzutreten, so erhellt sich das Gemüth im Zwielicht der ungesondert waltenden Gefühle. Aber wenn die Empfindung, in welcher die Natur nach einem allgemeinen Gesetz wirkt, von einem bestimmten, sympathischen Gegenstande erfaßt wird, dann ringt sie sich los zu individueller klarer Gestaltung, das Verständniß ist gewonnen und das Wort entsteht. Diese wunderbaren Erscheinungen haben Dichter aller Zeiten mit dem gespanntesten Interesse der Natur abgelauscht und mit ergreifender Treue geschildert; die stumme Bangigkeit der ahnenden Empfindung ist abgestreift, und die Entschlossenheit der zielbewußten Leidenschaft macht beredt. Einen solchen Anblick wunderbarer Wandlung hat der größte Meister der Darstellung, der Dichter der „Julia" festgehalten und verewigt. Die eben noch ein halbwüchsiges Kind schien, wird vom zündenden Blick getroffen, aus dem Traumleben geweckt, verkündet die Gluten der Leidenschaft

und der entschlossene Gedanke findet die Worte zum klugen Plan und wird zur That. Das Wunder vollzieht sich vor unsern Augen, jeder Zuschauer wird von der Wahrheitstreue ergriffen und erkennt das Abbild des Lebens. Im Uebergang der Altersstadien, in großen Entscheidungsmomenten wird die Metamorphose augenfällig; doch ruht der Umgestaltungsproceß in weit angelegten und stark erregbaren Naturen niemals. Ueberall bezeichnet dies das geistige Wachsthum der Menschen, daß ein weiteres Gebiet dunkler Empfindungen zu klarer, gegenständlicher Erkenntniß sich erhellt, und zur gestalteten Idee das verdeutlichende Bild im passenden Ausdruck sich einfindet.

An diesen Sinn der Rede denke ich, da ich sie als den Inbegriff des Menschthums, als die Seele des menschlichen Handelns anerkenne. Worte werden gemacht, welche mit der vernunftvollen Rede nur den Klang der Laute gemein haben. Das Kind übt die Sprachwerkzeuge, plaudert im Nachahmungstrieb; meinungslos, ohne Absicht sprechen gar häufig auch die Erwachsenen. Massenhaft, wie die Natur ihre Keime fruchtlos verschwendet, vergeuden die Menschen inhaltsloses Gespräch. Aber ihren hochbedeutsamen Werth gewinnt die Rede erst im Inhalt, und Inhalt hat die Rede immer erst in ihrer Richtung auf einen Erfolg, welchen der Redende anstrebt. Nur denke man nicht ausschließlich an den Erfolg, welcher auf dem Markte des Lebens die Handelnden in Bewegung setzt; es gibt auch andere Zwecke, welche nicht gerade marktgängigen Nutzen gewähren und doch begehrenswerth sind. Erfolg hat die Rede, wenn sie die Erwerbeslust im Streben nach Besitzthümern, die Herrschlust im Streben nach Macht unterstützt; wenn sie aus Gefahren rettet, von Verlegenheiten befreit. Erfolg hat die Rede auch, wenn der Dichter aus seinem Vorrath erfahrener Gefühle, Schicksale und Ereignisse eine neue Gestalt ins Leben ruft, wenn der Denker eine Gedankenreihe in knapper Form ausprägt, einen neuen Gedanken ersinnt, einer gekannten Wahrheit einen überzeugenden oder leicht faßlichen Ausdruck gibt; wenn ein anmuthiges Spiel der Worte die Muße ausfüllt. Was auf irgendeine Weise zur Behaglichkeit, zur Verzierung des Daseins, zur Erweiterung der Seele beiträgt, ist Ge-

winn und der Mühe des Schaffens werth. Unübersehbar weit ist das Gebiet productiver Thätigkeit, und über das ganze Gebiet erstreckt sich die schöpferische Kraft des Wortes.

Zu den unlösbaren Räthseln gehört die Zweckbestimmung der Schöpfung, der Menschheit. Das letzte Ziel ist ebenso unbekannt und unerforschlich, wie der erste Grund. Deshalb dürfen wir nicht behaupten, Dieses oder Jenes fördere den Endzweck der Menschheit. Wohl aber erkennen wir aus uns selbst und aus dem Vergleich mit unserer Umgebung die Beschaffenheit unserer Vorzüge, die Reihenfolge der erstrebenswerthen Güter, die Ideale der Erscheinungsformen und unser eigenes Ideal; und aus dem Wirken der Geschichte erfahren wir, nach welcher Richtung die Entwickelung der Menschen steuert. Aus diesen Wahrnehmungen und Erfahrungen abgeleitet ist das Gesetz, welches die Rangordnung unter den Geschöpfen bestimmt, uns den höchsten Platz zugänglich macht und in demselben erhält. Der Mensch ward zum vornehmsten Geschöpfe durch die Anlagen, welche bestimmt sind, ihn zum Worte zu zwingen, und rastlos arbeitet er an der nützlichen Verwerthung, an der Ausbildung der edelsten ihm beschiedenen Gabe, in deren Vervollkommnung er seinen eigenen, ihm eigenthümlichen Werth erhöht. Das festeste Band schlingt um die Gemeinschaft der Civilisation die stetige Arbeit, das Instrument des Geistes zu verfeinern, damit es die leisesten und stärksten Regungen mit genau anschließendem Maß begrenze, immer vollkommenere Ausdrucksweisen erzeuge und den Inhalt zu gemeinverständlichem Bewußtsein bringe. Selbst die wortlosen Schöpfungen des Menschengeistes entsprießen der Rede und ranken sich an der Rede zur höchsten Bedeutung empor. Keine Kunst löst diese Verbindung, ohne sich selbst aufzugeben. Der Tanz entsprang den Bewegungen der Glieder, den Zügen des Gesichts, welche die Rede begleiten, wurde zur selbständigen sinnlichen Lust im berauschenden Schwung, in der Erhitzung des aufgeregten Blutes, aber er veredelt sich wieder zur Kunst, indem er zum mimischen Dienste zurückkehrt und den Fluten der Seele in schönen Bewegungen einen Ausdruck verschafft, welchen der sinnige Zuschauer in Worte überträgt. Dem plastischen Bildner gaben die Lehren der Religion, die Gesänge der Dichter Ham-

mer, Meißel und Stichel in die Hand, und wie ungefüge der Stoff, wie eng begrenzt das Gebiet der plastischen Darstellung ist, sie sucht ihre Vollkommenheit darin, daß dem Menschenbilde der Gedanke vom Antlitz leuchte, das Wort auf der Lippe schwebe. Und der Maler, in der größern Freiheit der Pinselführung, im Reichthum des Farbenwechsels, befriedigt sich nicht mit der Aehnlichkeit, welche freilich in guter Darstellung nicht fehlen darf, aber sie ist nur die erste Stufe, von welcher aus die Kunst emporstrebt, um die Menschengestalt lebend, redend abzubilden, um durch die abgebildete Landschaft die Gefühle anzuregen und die Gedanken zu erwecken, welche die einsame oder belebte, die wilde oder sanfte Naturschönheit erzeugt. Selbst in der Musik, wo es am leichtesten verkannt wird, gilt das gleichartige Gesetz. Uebermäßige Unterordnung der Tongestaltung unter einen Wortsinn ruft Gegner hervor, welche die völlige Selbständigkeit der Tonwelt behaupten. Aber auch die Musik war in ihren Anfängen nichts anderes, als die zuerst rhythmische, dann melodische Begleitung eines epischen, lyrischen Gedichts, eines Chors oder einer dramatisirten Handlung. Vielleicht später, vielleicht daneben entstand die einfache Weise der Waldflöte, welche in der Modulation eines einzigen Tones Sehnsucht, Klage oder fröhliches Jauchzen ausdrückte, verständlich wie das Locken des Vogels. Wenn dann die Melodie sich das Wort nur zum Thema nahm, das Zusammenspiel der Instrumente sich das Wort unterordnete, wenn die Instrumentalmusik zu einer selbständigen Uebung sich entwickelte, der Tonsetzer eigene Regeln des Wohllauts aufspürte und entwickelte, so haben doch die größten Meister Deutschlands selbst in den Werken reiner Instrumentalmusik nicht völlig den Zusammenhang mit der Rede gelöst. Und Beethoven, der doch dem ureigenen Quell der Töne am tiefsten nachgedrungen ist, hat auf dem Höhepunkt seiner Schöpfungskraft und Erkenntniß für die strengsten symphonischen Formen als letzten Ausgangspunkt die Wortverständlichkeit des Inhalts hingestellt, sogar die weite Mannichfaltigkeit seiner Tonverschmelzungen unter Wortüberschriften gebracht.

Jeder ideale Zug in unserm Fühlen, Denken und Handeln,

jede That im Umfang unserer Selbstbestimmung, jede Einrichtung innerhalb einer Culturgemeinschaft gibt Zeugniß davon, daß alles, was groß und edel in uns ist, vom Worte kommt und nach dem Worte strebt. Um Ursache und Wirkung unserer Bevorzugung in ihrem einheitlichen Wesen zusammenzufassen: das Wort ist das Zeichen der Freiheit, welche die Triebe im Menschen zur zielbewußten, hochanstrebenden That veredelt, welche den Menschen hinaufleitet bis zur höchsten und zugleich harmonischen Entfaltung der ihm eingepflanzten Fähigkeiten; welche ihn ausscheidet aus der Gemeinschaft mit den Thieren, die nur unter der Nothdurft des Lebens sich in Thätigkeit setzen und Laute hervorbringen.

V.

Wozu ſtudirt man Sprachen.

1.

Für alle Gebiete der geistigen Aneignung liegen zwei Zielpunkte des Lernens und des Studiums geschieden auseinander, und ich folge allgemeinen Beobachtungen, wenn ich begrifflich diesen Unterschied in Bezug auf die Sprache darlege. Aber die universelle Bedeutung des Sprechens für das Wesen und die Bildung des Menschen bringt es mit sich, daß hier die Scheidung mit eigenthümlichen Wirkungen auftritt und eigenartige Gesichtspunkte der Betrachtung eröffnet. Denn in der sprachlichen Entwickelung des Menschen kommen beide Richtungen mit gewaltigster Kraft zum Vorschein, von den ersten Redeversuchen des Kindes durch alle Stadien fortschreitender Bildung, welche ich bis in das hohe Alter erstreckt mir denke.

Man *erlernt* eine Sprache, indem man sich den Wortschatz und die Regeln des Sprechens durch Uebung aneignet, um sie für jeden Augenblick des Gebrauchs gegenwärtig zu haben; um sie bei jeder bis zur Mittheilung gediehenen Aeußerungslust anzuwenden. Man *studirt* dagegen eine Sprache, indem man in das Gefüge der Worte und der Sätze sich vertieft und anschauend sie erfaßt; um zu beobachten, wie das Sprechen spricht.

In welcher Weise das Erlernen einer Sprache vor sich geht, erfahren wir als ein Naturgesetz, das täglich in den ersten Lebensjahren normalgeschaffener Menschen sich vollzieht. Mit Naturnothwendigkeit drängt sich dem Kinde das Sprechen auf und es widmet sich der Ausbildung seiner Sprache mit größerer Anstrengung als irgendeiner andern Lebensfunction, aber auch mit

dem sichern und bedeutenden Erfolg, daß es in der Muttersprache ein vollkommenes Mittel der Gedankenbildung und des Gedankenaustausches gewinnt. Dieser Proceß vollzieht sich an Millionen, vor aller Augen, unter allen Himmelsstrichen, und dasselbe Gesetz hat zu allen Zeiten und auf allen Stufen der Entwickelung sich behauptet. Aber in den täglichen Offenbarungen der Natur verdunkelt sich der Blick der meisten für die Ursache und den Inhalt der Bewegung. Die irrigsten Auffassungen herrschen über das Verhältniß der Menschen zur Muttersprache und verleiten zu den irrigsten Folgerungen. Das natürliche Erlernen der Muttersprache wird für nichts, das förmliche Studium dagegen für den Anfang der Bildung gehalten. Auf dem natürlichen Wege, meint man, erlerne der Mensch nur den Rohstoff der Sprache und diesen spielend wie eine Nebenbeschäftigung; aber in den Geist, in die Regeln und ökonomische Ordnung der Sprache führe erst der planmäßige Unterricht ein. Dies sind Voraussetzungen, welche die Naturkraft herabsetzen, den Zweck des Studiums verschieben, seinen Einfluß übertreiben, und die Voraussetzungen sind unrichtig. Die aufmerksamen Aeltern und Hausgenossen können bezeugen, daß das Kind mit großen und anhaltenden Anstrengungen die Sprachwerkzeuge versucht und auf die Aussprache der Umgebung einübt, daß es mit unermüdlichem Fleiß die Wörter dem Gedächtniß einprägt, die Silben hervorhebt und betont, um die Satzbildung sich bemüht. Fünf Kinderjahre im Durchschnitt sind mit dem größten Antheil des Geistes auf diese Arbeit gerichtet. In diesem Lebensabschnitte wird dem Kinde jeder Erwachsene zum Lehrer, jeder neue oder variirte Eindruck zur Anregung, achtet das Kind mit der größten Sammlung auf Lehrer und Lehre, nimmt es mit der größten Begierde die Elemente der Sprache in sich auf und verwendet sie ganz überwiegend zu dem Zwecke, um des Erwerbes sich zu versichern. Auf das Erlernen keiner fremden Sprache, überhaupt keines andern Betriebes, verwendet der Mensch im spätern Leben so viele Zeit, so viele Arbeit, so ausschließlich auf den einen Lernzweck gesammelte und gespannte Aufmerksamkeit, wie das Kind auf das Erlernen der Muttersprache. Und groß wie die Mühe, ist der Erfolg.

Denn in diesen Jahren eignet der Mensch sich Fundament und Structur seiner Bildung an, weiht er sich in den Civilisationsstand seiner Nation ein, senkt er seine Saugfasern in das Bereich der Sprache, daß durch unzählbare Gefäße die Vorstellungen in der gestalteten Form der Ausdrücke ihm zuströmen. Von da ab bedarf es nur eines offenen Sinnes für die Erscheinungen des Lebens und die Sprache schmiegt sich den Eindrücken an mit der ganzen Elasticität und dem vollen Ausdrucksvermögen, welche sie nach dem Bildungsstand der Nation gewonnen hat. Auch in den spätern Lebensjahren braucht man für die Muttersprache keinen andern Lehrer als den Personenkreis in der Umgebung, keinen andern Unterricht als aufmerksamen und empfänglichen Sinn für die sich darbietenden Eindrücke. In der Uebung erlernt der Mensch seine Sprache; nicht als bloßes Material, dessen kunstgemäße Handhabung erst ein späterer Lehrer beibringen müßte, sondern er lernt die Worte in feinster Sinnesmanciruug, und die Regeln, welche wir theoretisch Grammatik nennen, als Bestandtheile des sinngemäßen Ausdrucks. Und alles dies lernt er nicht wie eine abgeschlossene Ueberlieferung, sondern in der triebbildenden Kraft, welche gleichzeitig Früchte reift und neue Blüten hervorbringt.

Unter allen civilisirten Nationen sind die bedeutendsten Sprachbildner ohne jede andere als diese natürliche Anleitung in die tiefsten Geheimnisse ihrer Sprache eingedrungen, dieser Leitung folgend haben sie mit vollster Sicherheit die überkommenen Gesetze gehandhabt, neue Regeln entwickelt und der Sprachgemeinschaft eingeprägt. Meisterwerke, aus denen der Forscher die Bestätigung der Regeln herholt, sind entstanden, ehe es einen von der unmittelbaren Bethätigung getrennten Unterricht gab. Die *Bildung* der Regeln ging überall ihrer *Auffindung* voran. Nicht blos in den ersten Zeiten des Werdens, auch in hochentwickelten Zuständen des Unterrichts und der systematischen Grammatik haben die begabtesten Sprachbildner ihre Sprachgewalt allein aus dem Born des Lebens geschöpft. Von *Shakspeare*, dem gewaltigsten Sprachgenius der modernen Welt, bin ich geneigt anzunehmen, daß er in keiner Schule, von keinem Lehrer sprachlich erzogen wurde, vielleicht keinen Augenblick seines schöpfungsreichen Lebens über die Wirkungs-

weise seiner Sprache nachgedacht hat.[1]) Nicht blos in frühen Perioden der Literatur, sondern bis in die Gegenwart, finden wir bei den hervorragenden Schriftstellern und Redekundigen wie in den Massen gesetzvolle Uebung und Fortbildung ohne theoretische Nachhülfe. Naturredner, Naturdichter hat es jederzeit gegeben, literarische Monumente von Schriftstellern ohne Schulbildung weist jede Nation auf. Noch in keiner mächtigen Volksbewegung hat es an Personen aus dem Volke gefehlt, welche ihren tiefinnersten Zügen getreuen und lichtvollen Ausdruck gaben. In solchen außerordentlichen Zeiten sah ich berühmte Gelehrte, Schriftsteller, Staatsmänner und Volkserzieher erstaunt über den Schwung, den klaren, treffenden Ausdruck, den feinen Takt in der Rede eines Mannes aus der Menge, dem offenbar die einfachste Schulbildung vorenthalten war. Man war geneigt, solche Ausnahmen dem ungewöhnlichen Schwung der Verhältnisse zuzuschreiben; das Außerordentliche der Begebenheiten hebe das Volk über sich selbst hinaus. In Wahrheit aber ist nur die Beobachtung des Erfahrenden neu, nicht die Erscheinung, und die Ursache wurzelt nicht in Ausnahmeverhältnissen, sondern der Alltagsgebrauch zeigt sie als Naturkraft in regelmäßiger Wirkung.

In den Dialekten, zu denen kein Schulunterricht, kein grammatisches Lehrbuch, kein förmlich festgestelltes Redegesetz vordringt, in den Idiomen, gegen welche die Volksschule und die „gebildete" Gesellschaft unerbittlichen Krieg führen, erhalten und entwickeln sich die Gesetze mit geringern Abweichungen als in dem bevorzugten Idiom, welches als Sprachnorm in der Literatur, in Salons und unter den Gebildeten sich behauptet. Haben wir selbst doch wiederholt erlebt, und Gleiches geschah auch in frühern Literaturepochen, daß ein Dialekt, der bis dahin unbeachtet war oder geringgeschätzt wurde, plötzlich zu hohem Ansehen stieg, da ein Meister ihn zu einem literarischem Kunstwerk verwendete. Plötzlich war mecklenburgisches Platt dem Hochdeutsch ebenbürtig; gleich biegsam, gleich ausdrucksvoll und noch ein größerer Reiz der Naivetät war

[1]) Der literarische Ursprung fast aller von ihm bearbeiteten Themen widerspricht dieser Ansicht nicht. Nur den Rohstoff zu seinen Schöpfungen hat Shakspeare aus der Literatur sich geholt.

über die Sprachgestalten des Dialekts ausgegossen. Auf den ersten Wurf gelang das Unternehmen, nicht etwa weil Reuter mit neuen Werkzeugen oder unerhörten Gaben aus ungefügem Stoff ein Kunstwerk gestaltet hätte, was nach ihm nicht ferner gelingen würde, sondern ihm ward das schöne Los, daß er aus Schachten, welche zu jedes Meisters Verfügung freilagen, unberührte Schätze hob. Das Material leistete nicht allein keinen Widerstand, sondern unterstützte die Absichten des Meisters und that aus seiner eigenen Beschaffenheit zur Geschicklichkeit der gestaltenden Hand vieles hinzu. Manche Redewendung, manches Gedicht und manches Lebensbild empfängt seinen Reiz unmittelbar aus dem Dialekt, sodaß die gleichinhaltliche Schöpfung im Hochdeutsch keine gleiche Anziehungskraft ausüben, vielleicht den Werth mit dem Formenreiz gänzlich einbüßen würde. Und was für den unmittelbaren Gegenstand meiner Betrachtung vom größten Interesse ist, der erste gelungene Versuch erwies sofort, daß der Dialekt in Stil und Grammatik eigenen, aber gleichfesten Regeln wie das Hochdeutsch folgte und die sprachlichen Fortschritte der Nation bis in die neueste Zeit mitgemacht hatte. Derselbe Zeitgeist offenbart sich im Dialekt, nur unter den Modificationen, welche die Eigenthümlichkeiten und Gewohnheiten des Dialektgebiets auferlegen. Der theoretische Grammatiker, der Stilkritiker wird an dem Studium der Werke Reuter's entstehen, oder vielleicht erst wenn ein zweiter Schriftsteller mit Erfolg in die Fußstapfen Reuter's eingetreten sein wird. Aber die mecklenburger Dialektsprecher haben ihre Grammatik ausgebildet, ohne je theoretisch unterwiesen zu sein, welchen Regeln sie zu folgen haben, ohne nur nachgedacht zu haben, welchen Regeln sie thatsächlich folgen. Vielleicht hat Reuter weit weniger über eine zweifelhafte Form geschwankt, als der gebildetste Schriftsteller im Hochdeutsch zu schwanken Ursache hat. Aeußerlich erscheint es wie ein Wunder, daß der unliterarische Dialekt plötzlich und nahezu mit classischer Vollkommenheit in die Literatur eintritt und weit über das Dialektgebiet hinaus die Nation entzückt; eine der Ueberraschungen, welche den Glauben an die Wunderkraft des Genies geschaffen haben. Aber wie ich diesen Glauben niemals bestätigt gefunden habe, so drängt mich auch diese Erscheinung nicht zu ihm hin, sondern ich

sehe auch hier nur durch individuelle Kraft zu Tage gefördert, was inhaltlich, durch die Arbeit der Vorfahren, im Stoff vorbereitet lag.

Reuter's Werke überraschen allerdings durch das vollkommene Gelingen der ersten schriftstellerischen Verwerthung des Dialekts, aber sie sind nicht einzig in der Art; andere Dialekte und Idiome haben, nach den Kräften der Meister mehr oder minder bedeutsam, Aehnliches aufzuweisen (Hebbel, Jeremias Gotthelf, Holtei, Klaus Groth). Selbst an den niedrigsten Provinzial- und Localidiomen habe ich wahrgenommen, daß diejenigen, welche dieselben ernst, gewohnheitsmäßig, unbeeinflußt von den Zweifeln der Schule und der gebildeten Umgebung handhaben, ganz so wie die Geübten im Hochdeutsch und in schriftreifen Dialekten bestimmten Regeln folgen und den Stil charakterisiren. Die Irrungen beginnen erst, wo der Dialekt oder das Idiom mit der schulgebildeten Sprache zusammenstößt und der Redende die Sicherheit verliert. An diesen Kreuzungspunkt knüpft der Humor mit vielem Erfolg zum Nachtheil des Idioms an.[1]) Aber sich selbst in voller Freiheit überlassen findet ein jeder in seiner Muttersprache den richtigen Weg, eignet sich in der Uebung die Kraft des Ausdruckes und die Regeln an, welche die Sprache bereits erworben hat, und bringt seinen Antheil zur weitern Fortbildung ein.

Auf die Erlernung der Muttersprache verwendet jedermann das höchste Maß der geistigen Kräfte, welche auf die Aneignung irgend-

---

[1]) Das berliner Idiom wird durch die unmittelbare Nachbarschaft mit der verfeinerten Bildung sehr tief heruntergedrückt. Dennoch folgen die Abweichungen von der hochdeutschen Grammatik bestimmten Regeln, und sehr beredte Unterhaltungen werden im berliner Deutsch geführt. Aber die Vorherrschaft des Hochdeutsch, welches in die breitesten Schichten der Gesellschaft eindringt, bringt häufiges Schwanken hervor; man hört selten das Idiom in voller Unbefangenheit des Ausdrucks und deswegen überwiegt die dem Spotte ausgesetzte Seite. In den Dialekten, deren die Gebildeten des Dialektgebiets im gewöhnlichen Verkehr sich bedienen, tritt das Komische nur hervor in dem Munde Solcher, welche durch Schule oder Umgang unsicher gemacht sind und in ein Sprachgemisch verfallen. Reuter's Bräsig ist ein köstliches Muster dieser Gattung. In der Mischung liegt die Quelle dieses Humors.

einer einzelnen Fertigkeit verwendet wird, und auf diesem Wege des Erlernens kann jedermann das Höchste in seiner Muttersprache erlangen, ohne von einem hierzu berufenen Lehrer unterstützt zu werden. Nicht die größten Heroen der Literatur nehme ich aus, sondern es zeigt sich als die Quelle ihrer genialen Größe, daß in ihnen das in der Sprache waltende Gesetz stets gegenwärtig, stets wirksam ist, Form und Gedanken ohne andere als die heilsame Fessel der Natur sich entfalten.

Das Kind, welches die Ausdrücke sammelt und einübt, das Genie, welches den tiefern Sinn und die verborgenen Gesetze zu Tage fördert, durch alle Zwischenstufen geistig angeregter Entwickelung, verhält sich der Mensch in gleichen Beziehungen zu seiner Muttersprache. Sie umgibt jeden Raum seines Denkprocesses, umschließt den Stoff und zeichnet dessen Formen ab, ist selbst mit Triebkraft erfüllt und führt aus sich und aus dem Stoff, welchem sie sich anschließt, dem denkenden Geist neue Nahrung zu. Aber derselbe Schöpfungstrieb, welcher in der Muttersprache fortwährende Anregung gibt, verhindert zugleich jenes Sichvertiefen in das Gefüge der Worte und der Sätze, jenes Anschauen und Erforschen, welches ich als das Studium einer Sprache bezeichnet habe. In der Muttersprache ist das Studium nur möglich, wenn der Forschende sie als ein Object hinsetzt, welches er im Augenblick der Anschauung, den innern Antheil zurückdrängend, wie eine fremde Sprache beobachtet. Der Mühe des Forschers kann es gelingen, die rieselnden Quellen abzusperren, den Strom zum Stillstand zu bringen und alsdann das Ruhende so bequem anzuschauen, als die Ziele der Beobachtung es erfordern. Aber diese Operation ist immer schwierig und nur ausführbar im reifern Alter, unter gewissen hierfür günstigen Bedingungen. Ganz vergeblich wäre der Versuch in der Schullernzeit, und im spätern Leben gibt es viele Beziehungen, in denen der Gewinn zu theuer erkauft würde mit den Nachtheilen, welche der Zwang auferlegt.

2.

Am anschaulichsten drücke ich meine Auffassung aus, wenn ich, wie das begrifflich definirte Erlernen an der Muttersprache, so auch das begrifflich schon definirte Studium an der todten Sprache, als dem hierfür geeignetsten Object, inhaltlich darlege.

Todt ist eine Sprache, wenn sie keinen neuen Keim mehr treibt, nicht mehr in unmittelbarem Anschluß an das Leben sich erweitert und umgestaltet, der Ausdruck nicht den Gedanken hebt und vertieft, sondern dadurch beengt, daß er ihn zwingt, in das vorhandene Material sich zu fügen. In der Literatur einer lebenden Sprache gibt es zuweilen Perioden der Erschlaffung, welche der Kritiker für einen sich vollziehenden Untergang nimmt, während der Uebergang zu neuem Leben sich vorbereitet; die Triebkraft scheint erloschen, während sie nur aus den literarischen Erzeugnissen sich zurückgezogen hat, um an der Quelle sich zu stärken. Andererseits hat es Sprachzustände gegeben, in denen selbst Kenner die ersterbende Sprache wie eine lebensvolle behandelten. Ganz sicher jedoch trifft das einfachste Merkmal zu: Eine Sprache lebt, solange eine Nation sich ihrer als Muttersprache bedient; sobald dies aufhört, ist sie todt, obschon sie in weiten Umgangskreisen und zu vielen Berufszwecken üblich und die Muttersprache zu ersetzen bestimmt ist.

Den merkwürdigsten Aufschluß hierüber gibt der für unsere Culturgeschichte bedeutsamste Umwandlungsproceß, welcher in Italien aus dem Altlateinischen in das Italienische sich vollzog. Es ist nicht leicht, geschichtlich den Zeitpunkt feststellen, wann das alte Latein aufgehört hat Muttersprache der lateinischen Völkerschaften zu sein. Nicht plötzlich hörte man auf Latein zu sprechen, sondern allmählich entfernte sich die Sprache von dem Geist, in welchem die Vorfahren sie gehandhabt hatten, ein völlig fremder Geist[1]) übernahm die Umgestaltung der Aussprache, der Wort- und Satzformen, und erst nach einem geräumigen Abschnitt erfuhr

[1]) Die Quellen, aus denen der fremde Geist in das Gebiet der Lateiner einzog, setze ich als bekannt aus der Völkergeschichte voraus.

der tiefer eindringende Beobachter, daß eine neue Sprache an die Stelle der alten trat. Die altlateinische Literatur war im Wortklang dem Hörer, in allen Einzelheiten des Ausdrucks, in allen hervortretenden Vorstellungen auch dem Leser fremd. Dagegen half nicht, daß man, als man der Gefahr des Unterganges inne wurde, geflissentlich an die alten Formen sich anschmiegte und für wichtige Geschäfte sie zwangsweise vorschrieb; daß Forscher in die Schönheiten der alten Sprachen sich vertieften und den Sinn für dieselben weckten; daß Gelehrte sie für sich und ihre Schüler zur Berufssprache erhoben, die gebildete Gesellschaft in Schrift und Unterhaltung Latein allein für schicklich hielt; daß das neue „barbarische" Idiom keinen literarischen Vertreter fand, anscheinend nur den gemeinen Hantierungen diente und in der feinen Welt verachtet wurde. Der webende Geist war doch aus dem alten Latein gewichen und zu dem undefinirbaren Idiom übergegangen. Was das Leben an Vorstellungen, Begriffen, Eindrücken und Empfindungen neu hervorrief, oder auch nur wieder hervorrief, ohne daß in der täglichen Uebung das Wort dafür bereit war, bildete sich seinem ganzen Inhalt nach in der neuen Fassungsweise. Der große Vorrath aber, welcher in den Wortstämmen beibehalten werden konnte und nach den Regeln der Oekonomie beibehalten werden mußte, nahm Formen an, welche der durchschnittlichen Neigung der Mischbevölkerung, den anderartigen Neigungen der in ihren Grundbegriffen veränderten Generationen besser entsprachen, und nur der gelehrte Kenner sah noch hier die Uebereinstimmung, dort den Zusammenhang zwischen dem Neuen und Alten. Wer an der großen Production des täglichen Sprachumsatzes theilnehmen wollte, mußte mit dem Volke in dem Idiom verkehren, welches diesem das allein bequeme Ausdrucksmittel war[1]); in seiner Studirstube, in seinen

[1]) Belebt und productiv ist die Unterhaltung immer nur, wenn sie von allen Theilnehmern in derselben Sprache geführt wird. Aus eigener, in verschiedenen Gegenden und zu verschiedenen Zeiten gemachter Erfahrung weiß ich, daß man unter den Plattredenden, welche nicht gewöhnt sind, Hochdeutsch zu reden, obschon sie das Hochdeutsch verstehen, wie ein Fremder sich bewegt, solange man sich nicht zum Platt entschließt. Ebenso habe ich in vielfachen Versuchen mich überzeugt, daß eine Unterhaltung, welche auf jeder Seite in einer andern Sprache geführt wird, schlecht gelingt und nicht recht zum Zwiegespräch wird.

literarischen Aufzeichnungen, in seiner „guten" Gesellschaft mochte er mit peinlicher Ausschließlichkeit an dem vornehmen Latein festhalten, die beste Kraft der Rede und das volle Heimatsgefühl gewann er doch erst in der Sprachform, welche jeden Eindruck zum vollen Ausdruck und zum sichersten Verständniß des Hörers zu bringen vermochte. Daher denn das neue Idiom, ohne Rücksicht auf das verächtliche Achselzucken der Gebildeten seine Emancipation und Durchbildung vollzog, die ehrwürdige Sprache der Vorfahren gegen den Strom des bewegten Lebens immer ohnmächtiger sich erwies, das ausschließliche Eigenthum Weniger wurde und zuletzt aus dem Gemeinbewußtsein ganz verschwand.

Solange der Untergang des Alten noch nicht unabwendbar erscheint, müssen die Vertreter desselben, welche an das thätige Leben gebunden sind und viele neugestaltete Begriffe nicht entbehren können, diese aus dem Neuen ergänzen; sie entschließen sich freiwillig oder werden auch ohne volles Bewußtsein bewogen, fremdartige Bildungen aufzunehmen, was die Feinergebildeten, welche nicht unter dem Zwang ihres Berufes stehen, als eine Verderbung des Alten zurückweisen. Dadurch entsteht in der Uebergangszeit eine Abart, welche den Tagesbedürfnissen Rechnung trägt, doch, weil wichtige Kräfte an der Umgestaltung keinen Antheil nehmen oder ihr sogar entgegenwirken, wie ein Bastard des guten Altlatein sich ausnimmt. Jahrhunderte vergehen, in denen die Literatur abwelkt, weil niemand von Bedeutung es mit dem „barbarischen" Idiom versucht und die in Umwandlung begriffene Sprache nur Beschränktes in willkürlicher und geschmackloser Form hervorbringt. Während dieser Jahrhunderte geht die Weltcultur auf andere Völkerschaften über, welche mit mehr Kraft als Formschönheit in Scene treten, und es entstehen hieraus die eigenthümlichsten Beziehungen zu der Nation, welche soeben von der Weltherrschaft zurücktritt. Die jungen Völkerschaften eignen sich gern die Formen an, welche die ihnen hierin überlegenen Erben und Nachkommen der großen Nation darbieten. Das verdorbenste Latein wird unter ihnen Mode, und da hier die bedeutsamen Weltbegebenheiten sich zutragen, so erlebt das Neulatein in der Fremde, auf dem wichtigsten Theil der Weltbühne eine Art von Nachblüte. Im

Heimatland dagegen herrscht die größte Unzufriedenheit mit dem Verfall der Zustände, der allgemein zum Bewußtsein gelangt; besonders mit dem schlechtesten aller Idiome, welches von dem Altclassischen sich weit entfernt und doch keine rechte Verbindung mit dem Volksgeist gefunden hat. Da bringt ein rüstiges, vom Zufall begünstigtes Streben den Glanz der alten Werke wieder in den Vordergrund, gewinnt den Geschmack der Gebildeten für das Langvergessene. Das Lateinpatois in seiner Formenarmuth und Geistesblässe, in seiner wurzellosen Willkür kann der neuentdeckten Schönheit des altlateinischen Stils nicht widerstehen, Form und Inhalt locken zur Nachbildung und die alte Sprache gilt für wieder aufgelebt. Aber was ist der wirkliche Erfolg dieser „Wiedergeburt". Keine Auferstehung, sondern Neues erwacht. Das Lateinpatois fällt, wie im Frühlingssturm das alte Blattwerk, um den neuen lange gehegten Trieben Platz zu machen. Das herrlichste Italienisch bricht durch, dem zweitausendjährigen Stamm entsprossen, doch eine völlig andere Sprache, die seit Jahrhunderten in der Bildung begriffen war und nun, unmittelbar nach ihrer literarischen Anerkennung, die glanzvollste Epoche ihrer Literatur beginnt. Das Latein ist todt; jede letzte Spur eines Scheinlebens verschwindet jetzt. Wer in Italien hätte nach Dante noch an die Möglichkeit gedacht oder den Wunsch gehegt, zum alten Latein zurückzukehren und das Neuitalienisch zu verdrängen? Kein Volk steht hinter dem wieder aufgefundenen Latein. Die Größe und Schönheit der Hinterlassenschaft begeistern die Gebildeten des Abendlandes, die Eigenwärme der Begeisterten scheint der leblosen Schönheit Seele und Bewegung einzuhauchen. Wer kennt nicht die Täuschungen, welche Liebe und Begeisterung erzeugen; das eigene Blut scheint aus dem kalten, aber feurig umfangenen Körper auszuströmen. Aber das wieder entdeckte Latein äußert keine Lebensregung. Jeder Versuch, die Sprache aus ihrer Abgeschlossenheit heraus und mit der Gegenwart in Fühlung zu bringen, mislingt unter dem heftigsten Gegenstreben der begeisterten Jünger, welche über den Zustand der Sprache in Täuschung befangen, doch mit richtigem Gefühl das Richtige gegen ihren eigenen theoretischen Irrthum verfechten. Die classische Norm

soll herrschen, sie weist die Einführung neuer Formen und Regeln, irgendeiner Neubildung als unberechtigt zurück. Nicht willkürlich ist der ciceronianische Kanon entstanden; alle Versuche, ihn durch die Freiheit des Stils zu verdrängen, sind nicht an dem Eigensinn der Magister, sondern an dem Widerstreben des Stoffes, an der Unlogik der Combination gescheitert. Ob die Alleinherrschaft Cicero's, ob die Mitherrschaft anderer Schriftsteller, ist eine untergeordnete Frage. Das Princip fällt in den Ausschluß der Freiheit, welche keine lebende Sprache entbehren, keine todte Sprache vertragen kann. Unter den denkbar günstigsten Verhältnissen scheitern die Bestrebungen, die todte Sprache wie eine lebende zu behandeln. Das Altlatein verträgt die Freiheit nicht. Zerstreut durch viele Länder des Civilisationsverkehrs wird es eine vielköpfige Misgestalt, und für einige unbeholfene Handlangerdienste büßt es seine alte Kraft und Schönheit ein. Die epistolae obscurorum virorum und andere scherzhafte wie ernste Modernlateiner geben den Commentar zu dem berechtigten Widerstand der Classiker. Wer den Geschmack der Nerunden für die Größe und Schönheit der altlateinischen Sprache rein erhalten wollte, mußte ihren Sinn festhalten bei den mustergültigen Schriftstellern.[1]) Zwecke der Disciplin engten die Mustergültigkeit auf den Gebrauch Eines Schriftstellers ein; in der Schule, damit Lehrer und Schüler die eine Form als verbindlich anerkennen; und außerhalb der Schule, damit nicht die Freiheit der Wahl unter mehrern Schriftstellern an Regellosigkeit gewöhne. So gewissenhaft wurde jede Neubildung ausgeschlossen, daß für einen neuentstandenen, den Römern noch unbekannten Begriff der moderne Name mit dem üblichen einleitenden quod dicimus selbst dem gelungenen Versuch einer Nachbildung im Lateinischen vorgezogen wurde.

Aeußerlich wie innerlich fehlte jedes Element des Fortschritts.

---

[1]) Im Hebräischen ist genau derselbe Kampf vor sich gegangen, mit demselben Erfolg. Die es frei behandeln und zu geschäftlichen Zwecken verwerthen, schreiben schlecht. Für die Classiker entscheidet das Alte Testament über die Zulässigkeit der Werke. So wahrscheinlich wird es sich mit jeder todten Sprache verhalten, deren Wiederbelebung versucht wird.

Aus dem eingesammelten Vorrath an Worten war zu schöpfen, die Vorstellungen mußten sich in die von dem Musterschriftsteller gewählte Ausdrucksweise hineinbequemen; keine neue Regel durfte sich bilden. Gedanken und Empfindungen mußten sich hemmen, sobald sie die Grenze überschritten, welche der Gebrauch vergangener Zeiten ihnen gegeben hatte. Völlig entgegengesetzt der freien, an allen Ecken und Enden durchdringenden Schaffenskraft, die wir an den bedeutendsten Meistern der Muttersprache im höchsten Maße, bei jedem geistig angeregten Manne in seiner eigenen Zunge bis zu einem gewissen Grade wahrnehmen. Hier ist alles im lebendigen Fluß begriffen, die Regel nicht vor Erschütterung sicher, wenn das geschärfte Verständniß, die verfeinerte Empfindung zu einer neuen Schattirung hindrängt; andere Gesetze der Sprache zeigen den Weg, wohin das neu empfundene Bedürfniß ausweichen darf, die Ausnahme selbst führt sich als den Anfang einer neuen Regel ein. Der Mensch muß, weil Stillstand immer der Anfang des Niederganges ist, seine Zwecke erweitern, ebenso die Nation, und die Sprache wächst mit den erweiterten Zwecken.

Dies beweist, wie ganz untauglich die todte Sprache ist, als ein Ersatz der Heimatsprache in Anwendung gebracht zu werden. Ist doch der wesentliche Beruf der Muttersprache, die Gesammtheit des ganzen Menschen zu umfassen, für jede leichte Regung des Geistes einen völlig deckenden Ausdruck bereit zu halten, und wo die Entwickelung noch nicht bis zur Congruenz des Ausdruckes mit der Empfindung gediehen ist, sie durch Neubildungen dahin zu leiten. Wer dagegen das mustergültige Latein handhabt, muß sich in das fremde Muster hineinversetzen, Wort und Wendung, welche dort nicht gebilligt sind, als ungestattet unterdrücken, die Gleichbestrebten müssen sich zu dem Normalstil heranbilden, der die Individualität verwischt, allen ein gleichartiges Aussehen gibt und die Eigenthümlichkeiten des Stils nur in kleinen Nuancirungen gestattet, die dem mustergeübten Hörer und Leser als eine durch den Anfang bestimmte Reihenfolge bekannt sind. Man denke nur an die Anreden und Unterschriften, welche vor hundert Jahren in unserer Muttersprache unter nahen Freunden üblich waren. Den Zeitgenossen mögen sie so

herzlich oder höflich wie uns die heutigen geklungen haben, wir aber finden sie unleidlich geschraubt und können nicht begreifen, wie diese steife Pedanterie irgendeine Herzlichkeit habe aufkommen lassen. Mit unsern Empfindungen haben wir die Ausdrucksweise verändert, und so wird es in den nächsten Jahrzehnten den Resten der „Wohl- und Hochgeborenheit", der „Durchlauchtigkeit", des „ergebenen, sehr ergebenen, ersterbenden Dieners" ergehen. Aber im classisch lateinischen Briefe muß normgerecht alles dies bleiben, wie vor neunzehnhundert Jahren Cicero die Abstufungen von vornehmen, höflichen und innigen Beziehungen sich dachte. Wer wollte im classischen Latein den fernen Freund aus dem Sturme des Herzens grüßen und das überquellende Gefühl in das einzige Grußeswort ausschütten, daß es wie ein Händedruck über die Ferne alles sage, was undefinirbar ist. Für den Gruß gilt das Ciceronische „Vale"; das übrige mag der lateinische Briefschreiber im Text auseinanderbreiten, freilich auch mit den Fesseln der Classicität. Man lese die lateinischen Briefe der Classiker nach der Renaissance, oder die an den Universitäten üblichen Reden der besten Lateinphilologen; wie sehr jede Gefühlsregung von dem uns üblichen Ausdruck abgedrängt wird; wie beispielsweise die Häufung von Superlativen, welche eine kleine Verstärkung des Grades ausdrücken sollen, die Ausrufe der Klage, wo man in der Muttersprache ein leises Bedauern durchklingen läßt. Für ruhende Begriffe der Wissenschaft, für eine farblose Mittheilung, bei deren Inhalt der Mittheilende nur wenig oder nur mit einer gewissen Durchschnittsempfindung interessirt ist, mag das Fremdartige und Abgeschlossene neben den Nachtheilen einige Vortheile liefern; für das Lebendigbewegte, das unter normalen Verhältnissen den allergrößten Theil des Redegebietes ausfüllt und den allgegenwärtigen Geist der Sprache darstellt, ist jene eingeengte an den Geist längstvergangener Jahrhunderte gebundene Ausdrucksweise ganz untauglich.

Eine völlig abgeschlossene Literatur[1]) tritt an die Stelle des

---

[1]) Der künstlichen Nachproduction lege ich die Bedeutung einer Wiedereröffnung der Literatur nicht bei. Das Beste, was seit der Wiedergeburt des Latein geschrieben worden ist, hat nur den Werth einer gelungenen Stilübung,

täglichen Schaffens. Damit iſt die ganze Beſchränktheit der todten Sprache ausgedrückt.

Aber jeder einzelne Umſtand, welcher darthut, wie untauglich die todte Sprache zur unmittelbaren Anwendung iſt, beweiſt zugleich ihre beſondere Geeignetheit zum Studium. In den engſten Raum zuſammengetragen liegt vor uns, was von den Geiſtesregungen der Nation zur Unvergänglichkeit beſtimmt war; ruhend, jeder Behandlung, jeder Beſchauung fähig. Wie der todte Leib dem Anatomen die tauſend Bildungen des Körpers zur Beobachtung bloßlegt, wie er dem Phyſiologen den erſten Eingang zu der Unterſuchung verſchafft, mit welchen Hülfsmitteln, auf welche Impulſe, in welchen Geſetzen und Wechſelbeziehungen das Leben wirkt, ſo willig eröffnet die abgeſchloſſene Literatur vor dem Forſcher den Abdruck des in der Vergangenheit lebendig waltenden Geiſtes. Niemals konnten, während das Latein noch Umgangsſprache einer Nation war, ſo viele gründliche und einſichtige Forſcher ſich des Geiſtes ſeiner beſten Schriftſteller bemächtigen, wie ſeit dem Erlöſchen im Leben die Schriftſteller der Römer von den beſten Köpfen aller gebildeten Nationen unterſucht und durchdacht werden. Von Generation zu Generation ſetzt ſich die Arbeit in demſelben Geiſte fort, niemand wird geſtört, durch neuen Geſchmack abgezogen. Nicht der Gebrauch der kleinſten Partikel entgeht dem Philologen, jede Regel iſt mindeſtens in ihrer äußern Form erkannt, jede Abweichung des Muſterſchriftſtellers iſt regiſtrirt und unterſucht, bis ermittelt iſt, welche Beſonderheiten eines Schriftſtellers bloße Eigenthümlichkeit der Perſon, welche Geiſt vom Geiſte der Nation waren, welche Anfänge fortgeſetzt und fruchtbar entwickelt, welche als fremdartig ausgeſchieden wurden. Hierin liegt der vollſtändige Gegenſatz zwiſchen der Mutterſprache und der todten Sprache, welcher in allen Punkten den großen Unterſchied zwiſchen dem Er-

---

welche anders und vielleicht noch aufmerkſamer als beim Leſen das Studium der Claſſiker bethätigt und in ihre Ausdrucksweiſe eindringen läßt. Auf mich machen dieſe Productionen den Eindruck von Uebertragungen aus dem Heimiſchen in das Fremdartige.

lernen und dem Studium einer Sprache beleuchtet. Die Muttersprache greift frisch zu und entzieht sich selbst dem Stillstand, zu welchem der Beobachter das Objectiv seiner Beobachtung zwingen mag. Die todte Sprache dagegen hat die Kraft nicht mehr, irgendeinen Theil des Lebens selbständig zu erfassen, so schön sie Formen und Bildungen aufbewahrt und durch die Treue der Bilder lebendige Regung vortäuscht. Dagegen ist sie willig, in jeder Fläche und in jeder Tiefe Geheimnisse des Lebens zu offenbaren. In mehr als einer Hinsicht und inniger als blos bildlich trifft der Vergleich zu: Die Muttersprache verhält sich zur todten Sprache wie der lebende zum entseelten Leib. Bekannt ist die geschichtliche Thatsache, daß die wissenschaftliche Kenntniß des Menschen erst mit der Anatomie begonnen, daß die ärztliche und diätetische Behandlung des Leibes und die Beobachtung der lebenden Seele aus den anatomischen Erfahrungen ihren regsten Aufschwung gewonnen haben. Dagegen sagt das Sprichwort mit Recht, daß eingreifende Untersuchungen am lebenden Körper nur bei niedrigen Geschöpfen zu machen sind, und auch bei diesen geben sie nur bescheidene Erfolge. Die Beobachtung an dem lebenden Körper erschließt sehr wenig. Wer erinnert sich nicht an die Irrwege, in welche die lebhaften Ansprüche an die Phrenologie verführt hat. Als sie das eng eingegrenzte Beobachtungsfeld überschritt, artete sie in Spielerei aus, welche die Köpfe von Dilettanten verwirrte. Der lebende Körper läßt, außer der Oberfläche, aus dem Innern nur die Functionen schauen, der todte Körper das Instrument. In gleichem Verhältniß offenbart die Muttersprache die nie rastenden Functionen des denkenden Geistes, die todte Sprache aber zeigt uns alle Einzelheiten des Instruments, mit welchem vergangene Geschlechter gedacht und gefühlt, gehofft und gezweifelt, genossen und gedultet, geliebt und gehaßt haben.

3.

Die Gegensätze vom Erlernen und Studium einer Sprache laufen in die beiden Hauptrichtungen des Lebens ein, welche als

Theorie und Praxis bekannt sind. Aus dem innersten Wesen dieser beiden Richtungen und aus der besondern Weise, wie sie in der Sprache zur Geltung gelangen, ergibt sich der Grund, weshalb die Muttersprache ganz eigenen Regeln folgt und in dem ihr eigenthümlichen Beruf jenen Gegensätzen sich entzieht, und wie dagegen in der Beschäftigung mit fremden Sprachen die Verschiedenheit der Ziele berechtigt ist und die Verschiedenheit der Methoden bedingt.

Die Praxis folgt dem Impuls, die Dinge frisch anzugreifen, zu vollbringen und zu genießen. Aber der Mensch begnügt sich nicht durchweg mit diesen unmittelbaren Wechselbeziehungen; er will die Ursachen erkennen, deren Wirkungen er verspürt. Die beiden Richtungen kommen nirgends ganz losgelöst voneinander vor, auch stehen sie nicht indem grundsätzlichen Streit, welchen man ihnen gern zuschreibt, sondern nach dem Mischungsverhältniß der beiden Elemente unterscheidet sich der theoretische von dem praktischen Charakter der Handlung. Im Sprechen mischen sich die beiden Elemente ganz anders, als in irgendeiner andern Thätigkeit; denn die Sprache ist fortwährend der praktischen Uebung unterworfen und trägt nichtsdestoweniger die Merkmale einer eminent theoretischen Function in sich. Das Wesen des Sprechens haben wir als eine continuirlich wirkende Bethätigung des beschaulichen Sinnes erkannt. Der Mittheilungsdrang, welcher den Menschen zum Reden bewegt, wirkt häufig ohne jedes andere Ziel als das der Bethätigung, und er kann sich nur bethätigen im fortwährenden Beobachten und Ueberdenken der Erscheinungen, welche Eindruck auf ihn machen. Der erste Redeversuch war ein losgelöster Act des Denkens, welches ganz in der Methode des bis zur Philosophie verfeinerten Theoretisirens verfuhr, indem es eine Eigenschaft, einen Zustand aus der Vielfältigkeit der Erscheinungen heraushob und das Object seiner Betrachtung danach bezeichnete. So verfährt heute noch jedes Kind, sobald es in den großen Proceß der Redeübung eintritt; es beschaut die Dinge, sucht nach ihrem Inhalt, erfaßt was ihm auffällig und begreiflich ist, und bezeichnet danach den Gegenstand. Bei den regen Kindern läßt sich dieses Theoretisiren im Inhalt und in

der Methode ihres Denkens erkennen; in ihren Bewegungen und Mienen spiegelt sich der Reflex der Gedankenarbeit so deutlich ab, daß sie in den Momenten, da sie in die Beobachtung eines ihnen noch nicht ganz bekannten Gegenstandes vertieft sind und nach einem neuen Ausdruck streben, erwachsenen Denkern ähnlich sehen und auf gleich ernste Weise sich betragen. Dieses „altkluge" Aussehen und Benehmen beruht nicht, wie viele meinen, auf Affectation und Nachahmen, sondern die Erregung des Geistes ruft das Mienenspiel hervor. Das Kind philosophirt, und wegen der Schwierigkeit, welche das Auffinden der bezeichneten Merkmale und des richtig beschreibenden Ausdruckes ihm bereitet, ist es zu philosophiren gezwungen. In demselben Verhältniß, in welchem die Redegeschicklichkeit zunimmt, verkleinert sich der Zwischenraum für die Besinnung, bis zuletzt die Rede im täglichen Haushalt kaum noch als eine gesonderte Gedankenarbeit erscheint, und der Zustand tritt ein, auf welchen der definitionsmäßige Begriff der Praxis paßt, daß Denken und Thun ganz zusammenfallen. Aber diese bis auf den höchsten Grad gesteigerte Fertigkeit dient der Gesammtbildung nicht, wenn sie auf die beschauliche Erforschung der Gegenstände hemmend einwirkt. Die Entwickelung stockt, sobald die Sprache für den Umfang des bisherigen Gedankenkreises sich abgeschliffen hat und die bequeme Weise des Ausdrucks den Trieb zum Fortschritt beeinträchtige. Eine solche Neigung zum Stillstand tritt periodenweise in den Nationalliteraturen ein. Aber was noch viel bedeutsamer ist, fast regelmäßig werden die Knaben und Mädchen von dieser Neigung ergriffen, sobald sie mit der Aneignung der Muttersprache bis zur Bequemlichkeit des Gebrauchs fertig sind, wenn es der Erziehung nicht gelingt, gerade beim Eintritt dieser Krisis den jungen Menschen neue Momente des Nachdenkens zu liefern, welche sie zu einer sorgfältigern Behandlung des sprachlichen Ausdrucks nöthigen. Das wirksamste Mittel hierfür bietet das Studium einer fremden Sprache, weil es, im rechten Sinne erfaßt, unmittelbar zu derselben Beschaulichkeit zwingt, in welcher die Ausbildung des Sprachvermögens sich bewegt. Ich sage „im rechten Sinne", weil hier der Punkt ist, an welchem bloßes Erlernen und Studium sich voneinander trennen.

Wer in echt praktischer Weise der fremden Sprache sich bemächtigen will, um sie annähernd mit gleicher Gewandtheit wie die Muttersprache anzuwenden, sucht auf dem kürzesten Wege dahin zu gelangen; Reallexika, Conversation, Geschicklichkeit des Lehrers, jedes Hülfsmittel, welches Nachdenken erspart und doch im Lesen, Schreiben, Sprechen einübt, ist willkommen. Dagegen wer eine Sprache studiren will, hat durch die bloße Kenntniß der Wort- und Satzformen für die dem Studium eigenthümlichen Zwecke noch wenig gewonnen; ihm liegt vor allem daran, zu erkennen, nach welchen Gesetzen die fremde Sprache sich anders als die eigene Sprache gestaltet, unter welchen Gedankenoperationen oder geschichtlichen Beweggründen sie zu der abweichenden Gestaltung gelangt ist. Wie für alle theoretischen Forschungen, so bildet auch für das Sprachstudium das Moment der Vergleichung den Mittelpunkt der Gedankenoperationen.

Will jemand die wunderbare Thätigkeit, welche unsere Empfindungswelt zu genauer und fein nuancirter Darstellung bringt, in ihrem innersten Wesen erkennen, so findet er den besten Standpunkt für seine Betrachtung in dem Studium der fremden Sprache, welche inhaltlich genau dasselbe Ziel verfolgt wie die Muttersprache, hierzu aber einer völlig andern Formgestaltung sich bedient und außerhalb der gewohnten Uebung steht. Auf diesem Standpunkte gewinnt man die belehrenden Momente der Vergleichung, welche nach der gemeingültigen Lebensregel das Verständniß der täglichen Uebung vertieft. Dies ist der Antrieb zum Studium der fremden Sprache, dies zieht aber auch dem Studium die Verhaltungslinie, daß es die Kenntniß der fremden Sprache nicht zum Selbstzweck mache, sondern daß es in stetem Rückbezug auf die Muttersprache geschehe. Denn mit den sprachlichen Erfahrungen verhält es sich wie mit andern Lebenserfahrungen, welche zum Selbstzweck erhoben den Erfahrenden zerstreuen, dagegen eine stärkere Zusammenfassung und größere Tüchtigkeit geben, wenn sie zur bessern Erkenntniß für einen Mittelpunkt der Betrachtung dienen. Daraus ergibt sich als eine Begriffsbestimmung jedes Sprachstudiums: die Vergleichung verschiedenartiger sprachlicher Manifestationen, deren eine in dem fast un-

reflectirten Gebrauch der Muttersprache zum Ausdruck kommt und den festen Standpunkt des Betrachtenden bildet. Hierin liegt der völlige Gegensatz des Studiums zu jeder andern Aneignung einer fremden Sprache, welche auf unmittelbaren Gebrauch im Umgang, auf gänzlichen oder theilweisen Ersatz der Muttersprache abzielt.

Jetzt tritt die Frage, wozu man Sprachen studirt, in ihrer vollen Bedeutung hervor und die Voraussetzungen sind klar gelegt, aus denen die wesentlich verschiedenen Richtungen des sprachlichen Unterrichts sich ergeben. Vom ersten Anfang gehen mit den Zielen auch die Wege auseinander, müssen die Methoden des Unterrichts verschieden eingerichtet werden, je nachdem die fremde Sprache zur unmittelbaren Anwendung gelernt oder zu Zwecken der Gesammtbildung studirt werden soll. Und wenn man alle in Betracht kommenden Umstände richtig erwägt, so empfiehlt sich als Regel, den Unterricht in einer fremden lebenden Sprache der unmittelbaren Anwendung, in einer todten Sprache dem Studium zu widmen. Die zweite Hälfte der Regel brauche ich nicht ferner zu begründen; aus der Unfähigkeit der todten Sprache, den lebendigen Gefühlen der Gegenwart einen adäquaten Ausdruck zu geben, geht hervor, daß die Regel keine Ausnahme duldet. Jeder Versuch, den Lernenden anzuleiten, daß er in ihr einen Ersatz für den Gebrauch der Muttersprache finde, würde das Sprachgefühl verschlechtern und ein Element der Verbildung werden. Nicht ganz so unbedingt gilt der erste Theil der Regel. An sich ist es nicht endgültig, daß eine lebende Sprache einer fremden Nation der Behandlungsweise des Studiums unterworfen und für den allgemeinen Bildungszweck nutzbar gemacht werde. Aber der Stoff begünstigt die Methode nicht und steht in vielen Stücken der todten Sprache nach. Formen und Sprachgebilde sind noch nicht abgeschlossen, und die philologische Beobachtung ruht auf dem Object der Forschung nicht mit gleicher Sicherheit wie auf den Endgebilden der todten Sprache. Und wenn gar die lebende Sprache einem naheverwandten und regen Culturvolke angehört, dessen Culturbewegungen im Kreise des Lernenden lebhaft mit empfunden werden, so geräth dieser von selbst in eine Art von Theilnahme, welche vom Studium weg und zur unmittelbaren Anwen-

dung hinzieht. Diese Umstände haben thatsächlich verhindert, daß die Forschung, obschon sie die Versuche gemacht hat, in irgendeine lebende Sprache so tief eingedrungen wäre, wie in die todten Sprachen großer Culturvölker [1]); und dies wiederum ist zu einem selbständigen Grunde geworden, weshalb eine lebende Sprache an erster Stelle sich zum Studium eignet. Die Vorarbeiten fehlen, welche Latein und Griechisch in größter Fülle aufweisen. Die großen Schriftsteller dieser beiden Literaturen sind wörtlich durchsucht, jede Regel, jede Ausnahme ist registrirt; die Grammatik ist in ihren äußern Formen beobachtet, in ihrem innern Geist durchdacht. Der Lehrer braucht nicht, was er soeben selbst erfahren, schüchtern und zweifelhaft, oder bei entgegengesetzter Neigung die eben erst aufgetauchte Vermuthung mit übermäßiger Sicherheit und Ueberschätzung des Werthes vorzutragen, sondern er schöpft aus einem wohlgeordneten; reichen Vorrath und für jedes aufstoßende Phänomen erhält der Lernende zuverlässige Auskunft, über jedes Bedenken Aufschluß. [2]) Kaum ist eine glücklichere Fügung für unsere Bildungsmittel denkbar, als die die Geschicke der Völker am Südostrande Europas uns bereitet haben. Zwei unmittelbar aneinandergeschlossene inhaltlich verbundene Culturepochen haben uns ein reiches Erbe hinterlassen und zwei mal vollzog sich der Uebergang der geschichtlichen Mission von einer Nation auf die andere in höherer Weise, als blos durch Schlachtensieg, Landerwerb und Vorherrschaft der Gewalt. Im Bewußtsein dieser unserer Erbfolge haben wir Jahrhunderte hindurch die Reliquien gepflegt, in unmittelbare, folgenreiche Verbindung mit unserer Muttersprache gebracht. Was sollte uns bewegen, dieses hochgeartete Bildungsmittel beiseitezusetzen gegen ein minderwerthi-

[1]) Es ist kein Zufall, daß die orientalische Philologie, welche erst im Anfang dieses Jahrhunderts erwacht ist, einen so raschen und beispiellosen Aufschwung genommen, und die Erfolge der fast gleichzeitig erwachten modernen Philologie weit hinter sich gelassen hat. Besonders charakteristisch ist, daß diese letztere, so bedeutsam auch die Leistungen einzelner Fachgelehrten ist, doch keine Schule gebildet hat und nirgends zu einem Abschluß gelangt ist.

[2]) Selbst bei der Auswahl der Lektüre zeigt sich die praktische Folge des theoretisch entwickelten Gegensatzes.

ges, welches doch dem Latein und Griechisch gegenüber selbst der correct geleitete philologische Unterricht in einer lebenden Sprache sein würde? Wenn nicht der Nebengedanke, daß die todte Sprache außer ihrem abstracten Bildungszweck gar keinen Nutzen im praktischen Leben gewähre, während die lebende Sprache nebenher doch noch ein lebendiges Kapital, der gelegentlichen Nutzanwendung fähig sei. Aber eben dieses Hinschielen auf den praktischen Nutzen vermengt zwei Motive, welche einander im Wege stehen und keinen der beiden Zwecke des Sprachunterrichts fördern.

Es gilt, mit völliger Klarheit die beiden Gegensätze bloßzulegen. Der Unterricht in fremden lebenden Sprachen, wie er bis jetzt üblich und nach den bedingenden Voraussetzungen geboten ist, gleicht jedem andern technischen Unterricht, der eine verwerthbare Geschicklichkeit beibringt. Das Studium einer Sprache dagegen, wie es bisjetzt allein im Unterricht der todten Sprachen repräsentirt ist, bringt keinen andern Gewinn, als den Beitrag, welchen es in der Erziehung des Menschen zu seiner Gesammtbildung leistet. Wenn nun in neuerer Zeit der Streit darum, ob den lebenden oder den todten Sprachen die größere Summe des Unterrichts zuzuwenden sei, lebhaft entbrannt ist und mit steigender Lebhaftigkeit geführt wird, so ist die Frage nicht isolirt zu behandeln, sondern im engsten Zusammenhang mit dem allgemeinern Gegensatz in den Anschauungen über den planmäßigen Sprachunterricht, ob derselbe vorwiegend dem reinen Bildungszweck dienstbar zu machen oder auf technische Aneignung des Lernstoffes einzurichten sei, und hängt zusammen mit noch weiter greifenden Tendenzen, welche in neuerer Zeit mit heftigen Gegenstrebungen aufeinandergerathen sind.

VI.

Ueber den Sprachunterricht in den höhern Schulen.[1])

[1]) Bei einzelnen Hinweisungen auf den thatsächlichen Zustand werde ich, um nicht in unwesentliche Details mich zu verlieren, an die Verhältnisse in Preußen anknüpfen. Die Abweichungen in andern deutschen Staaten berühren keine der leitenden Gesichtspunkte, welche ich in Betracht ziehe.

1.

Ich kenne in der modernen Geschichte Deutschlands keinen andern Streit, der unmittelbar nach seinem theoretischen Ursprung einen so weiten Kreis praktischer Männer um sich versammelt und so tief in das praktische Leben eingedrungen ist, wie der Streit um den Sprachunterricht. Die Ursache hiervon liegt in dem eigenthümlichen Bildungsgange unserer Nation, welcher in der Einrichtung des gehobenen Schulwesens einen wesentlichen Stützpunkt hat, von da aus mit wichtigen Folgen für die gesellschaftliche und staatliche Ordnung sich erstreckt und mit fast unmittelbarer Wirkung sogar die Gesammtwirthschaft des Volkes beeinflußt. Einen so bedeutenden Factor in unserm nationalen Leben bildet das gehobene Schulwesen, welches den ganzen Raum zwischen der Elementarschule und der Universität umfaßt. Jetzt schon sind Hunderttausende jeder heranwachsenden Generation mit schweren Kosten, mit dem Aufwand vieler Jugendjahre, mit einer großen Lernlast und mit wichtigen Lebensinteressen an die Einrichtungen und Leistungen der höhern Schulen geknüpft, und noch sind wir weit unter dem Höhepunkt der Bewegung. Jährlich vergrößert sich die Zahl derjenigen, welche Antheil an dem höhern Unterricht fordern, und mit der Menge der Schulen wächst die Verschiedenheit ihrer Absichten. Zwangsweise und freiwillig vermehren sich die Berufszweige, für welche eine Vorbereitung in den höhern Schulen nothwendig ist. Diese aber lehnen ihren Lehrplan an den Sprachunterricht an, beinahe vollzieht sich ihre Classification nach der Zahl und Beschaffenheit der Sprachen, welche gelehrt werden, und nach der Methode, in welcher gelehrt wird. Daher der unübersehbare

Nachtheil, wenn der Sprachunterricht zweckwidrigen Anordnungen unterliegt. Nicht allein kostbare Jugendzeit, sondern der Bildungswerth der Unterrichtsanstalten steht in Frage.

Um die ganze Tragweite der in Betracht kommenden Interessen und zugleich die ganze Tiefe der Gegensätze zu würdigen, müssen wir einen Augenblick dabei verweilen, wie der Streit aus dem Entwickelungsgange des höhern Schulwesens, aus dem modernen Umschwung in den Wissenschaften sich herausgelöst hat und mit andern geschichtlichen und socialen Begebenheiten in Berührung gekommen ist und neue Nahrung von denselben empfängt.

Aus frühern Jahrhunderten hatten wir die Lateinschule überkommen, welche nach einem einheitlichen und sehr einfachen Plane zum Gelehrtenstande vorbereitete. Ihr ursprünglicher Grundzug war, daß sie für den zukünftigen Gelehrten den geläufigen Gebrauch der lateinischen Sprache an die Stelle der deutschen zu setzen strebte, und einen gewissen aus der altclassischen Literatur recipirten Kreis von Kenntnissen dem Schüler beibrachte. Die Humaniora bildeten den begrifflichen Inhalt des höhern Unterrichts; die einzelnen Schulen unterschieden sich nur darin, daß neben dem Latein hier die eine, dort die andere der herkömmlichen Disciplinen stärker betont, etwa mehr Griechisch oder mehr Mathematik, mehr Logik gelehrt wurde. Aber allen gemeinsam war der für uns charakteristische Grundzug, daß eine fremde todte Sprache zur Basis aller schulmäßigen Erziehung gemacht und die Muttersprache mit Absicht in den Hintergrund gedrängt wurde. Im trübsten Jahrhundert der deutschen Geschichte hat die deutsche Sprache keinerlei Förderung aus den deutschen Gelehrtenkreisen erhalten. Zu den bündigsten Beweisen dafür, daß keine Art von Schäden das Leben einer Nation beherrschte, rechne ich den großen Aufschwung der deutschen Literatur, welchen Lessing einleitete und Goethe zum höchsten Ziel hinaufhob, wegen der Verhältnisse, unter denen dies geschah. Die Schule hatte keinen Antheil an dieser größten Epoche unserer Nationalliteratur und doch war der Umschwung nicht das bloße Werk individueller Genies, sondern er wurde angeregt und begleitet von mächtigen Bewegungen des Geistes, welche an

nationale Grenzen nicht gebunden waren. Nicht zufällig, sondern im innern Zusammenhang der Tendenzen geschah es, daß das Aufblühen unserer Literatur mit den neuen Epochen der Naturforschung und der Politik zusammenfiel. Die Schule mußte dem Zuge der Zeit folgen, und wenn sie es auch nicht mit einem male vorbedacht und planmäßig that, so nahm sie doch in der Muttersprache, in Geschichte, Geographie und einzelnen Zweigen der Naturwissenschaft neue Disciplinen und in alle Disciplinen den Hauch des modernen Geistes auf. Die Lateinschule wurde zum Gymnasium, welches freilich in Ziel und Methode seinen geschichtlichen Ursprung erkennen läßt, auch in der Pflege der beiden altclassischen Sprachen das äußere Merkmal hierfür aufweist — und gerade hieran knüpfen sich einige der größten Mängel, welche zu weitern Reformen gedrängt haben und noch drängen; aber im ganzen hat das Gymnasium seit dem ersten Viertel dieses Jahrhunderts modernes Wesen angenommen, mit dem Leben und den wissenschaftlichen Fortschritten sich in Fühlung gebracht.

Inzwischen hatten sich die Naturwissenschaften zu allbeherrschender Bedeutung emporgearbeitet. Was seit Baco von Verulam nur das Vorstreben einzelner Genialgeister gewesen war, gewann seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts Herrschaft in allen Wissenszweigen, welche auf eine unmittelbare Berührung mit dem Leben angewiesen waren. Das Experiment begann seinen Eroberungszug nicht ohne ein bewußtes Kampfgefühl gegen das bisherige Buchstudium und die ausschließliche Vertiefung in das Alterthum. Genau um dieselbe Zeit, als die Lateinschule ihre Umwandlung in das moderne Gymnasium vollzogen hatte, gelangte die Naturforschung sowol in der Heimat wie im Auslande zur unbestritten leitenden Stellung. Jetzt entstand ganz von selbst der Anspruch, daß die Schule, welche ausschließlich die Vorbereitung zu allen wissenschaftlichen Berufen in Händen hatte, weit mehr in den Naturwissenschaften leisten möchte. Aber das Gymnasium konnte bei dem besten Willen den Ansprüchen nicht genügen, weil, wenn es nicht ganz mit seinem geschichtlichen Beruf und der überkommenen Gestaltung brechen wollte, der Raum mit unentbehrlichen Disciplinen besetzt war. Es versuchte sich anzubequemen; aus den neuen Dis-

ciplinen wurde manches hinzugethan, an den alten Disciplinen manches ermäßigt, aber den Vertretern der neuen Richtung und den objectiven Ansprüchen der Naturwissenschaft konnte die kleine Concession auch nicht annähernd genügen, während andererseits nicht ohne Grund die Besorgniß rege wurde, daß das Gymnasium unter solchen Versuchen seinen alten Werth einbüßen und keinen entsprechend neuen erlangen würde. Um mit möglichster Freiheit entgegenzukommen ohne zu erschüttern, kam man auf den Plan der Realschule. Neben dem Gymnasium in seinem alten Bestande sollte eine selbständige Gattung des höhern Schulwesens den Naturwissenschaften eine weit größere Sorgfalt zuwenden, und der Raum dafür sollte durch die Einschränkung der altclassischen Sprachen verschafft werden. Die Repräsentanten beider Richtungen begünstigten gleichmäßig die Idee; die Philologen, weil sie die altclassische Erziehung vor fernern Bedrängnissen schützen wollten, und die Naturforscher, weil sie alle andern, nicht auf Beobachtung und Experiment gerichteten Disciplinen gering schätzten und für Reingewinn hielten, was den alten Sprachen gekürzt wurde.

Vielleicht hätte die Idee, trotz der unklaren Anfänge, nachdem sie ins praktische Leben eingeführt war, bald zu einer richtigen Auseinandersetzung geführt, aber sie stieß mit andern mächtigen Zeittendenzen zusammen und gerieth in einen Strudel von Gegenstrebungen, welche bisher einen günstigen Abschluß noch nicht gestattet haben.

Das Gymnasium war bestimmt und eingerichtet, durch Mittel der Gesammtbildung den Schüler zu einem höhern Lebensberuf zu befähigen. Es setzte immer den Anschluß der akademischen Laufbahn voraus, bemächtigte sich des Schülers ganz und hielt ihn fest, bis es ihn nicht nur in Kenntnissen, sondern nach der allgemeinen Geistesentwickelung für die Hochschule reif hielt. In früherer Zeit wurde die Reife nach der individuellen Beschaffenheit und Leistung des Schülers gewürdigt und die Schuldauer danach bestimmt; später trat der Durchschnitt an die Stelle und die durchschnittliche Grenze rückte bis nahe an das zwanzigste Lebensjahr. Die sichere Vorbestimmung und Continuität des

Lebensplanes gab dem Gymnasium eine in sich geschlossene, den übrigen ökonomischen Beziehungen abgewendete Richtung. Hiergegen lehnten sich viele Gedanken auf, welche mit der neuen Zeitströmung aus zahlreichen Quellen eingedrungen waren; große zur Zeit noch ungeklärte Einsichten und drangvolle Strebungen. Bedeutsam war die neue Erkenntniß, daß die Schule nicht alles für die Erziehung leistet, daß das Leben den größern Antheil beisteuern, die Schule sich ihm anschließen müsse; aber die Nutzanwendung überschritt das rechte Maß in dem Verlangen, daß die Schule nicht auf dem Umwege der Gesammtbildung, sondern direct durch Zuwendung verwerthbaren Wissens den Schüler für den zukünftigen Beruf vorbereite. Die Forderung verstärkte sich an andern tief einschneidenden Ereignissen und socialen Umwälzungen. Die völlige Umgestaltung der Fortbewegungsmittel steigerte den Verkehr mit fremden Nationen, verlieh den fremden lebenden Sprachen einen massenhaften Gebrauchswerth und veränderte von Grund aus ihr Verhältniß zu den todten Sprachen. Die Technik im Maschinenwesen, die Physik und Chemie in der Behandlung der Stoffe brachten die Naturwissenschaften in unmittelbare Verbindung mit dem Geschäftsbetriebe. Fabrikation und Handwerk können sich jetzt unmittelbar bei einigen Wissenschaften Rath holen und aus gewissen Schulkenntnissen ihre Betriebstüchtigkeit vermehren. Nun drängen die breiten Erwerbsstände zu den gehobenen Schulen, wo sich so viel nützliche Kenntnisse gewinnen lassen. Hinzu tritt alsdann in Form einer Mode die populäre Anschauung, daß wer nur immer seiner Lage nach es vermag, seine Kinder nicht in den Elementarschulen stecken läßt, sondern Einiges zur Schulzeit zulegt, einige größere Mittel auf die bessere Schule verwendet und dafür auch an dem Zuschusse, welcher aus dem Staats- oder Gemeindesäckel zu den höhern Schulen gemacht wird, Antheil nimmt. Endlich ist es die Einrichtung unsers Heerwesens, welche zwischen zwei Absichten schwebend, die nicht unmittelbar die Zwecke des Unterrichts berühren, einen folgenreichen und verhängnißvollen Zusammenhang mit dem höhern Schulwesen aufgesucht und gefunden hat.

Die allgemeine Dienstpflicht erhält eine Correctur in dem

einjährigen Freiwilligendienst, der in doppelter Hinsicht unentbehrlich ist; militärisch-technisch, um eine genügende Anzahl von Offizierschargen niederer Grade außerhalb des auf Avancement angewiesenen Berufsdienstes in Bereitschaft zu haben; politisch-social, weil den gehobenen Gesellschaftskreisen eine Möglichkeit geboten werden soll, ihre Kinder frei zu machen von den durchschnittlichen Dienstbedingungen der gemeinen Soldaten, die in Behandlung und Aufwand auf die niedrigsten Erwerbsschichten berechnet sind. Diese Rücksichten werden ergänzt durch sachliche Gründe, welche die äußere Ungleichheit bis zu einem gewissen Grade rechtfertigen. Viele Einrichtungen, Dienstübungen und die Dienstdauer in der stehenden Armee werden durch den durchschnittlichen Bildungsstand der untersten Klassen bestimmt, während bei den Bessergebildeten vieles rein Disciplinäre entbehrlich, die kürzere Dienstzeit zulässig ist. Demnach nimmt der einjährig freiwillige Dienst durch seine vielfachen und wichtigen Bevorzugungen den Charakter eines Privilegiums an; um so mehr, als die Militärverwaltung aus technischen Gründen glaubt, in dieser Dienstart nur eine eng begrenzte Zahl verwenden zu können, die weit zurückbleibt hinter der Zahl derjenigen, welche ihrem Bildungsstande nach dazu befähigt wären oder befähigt zu sein glauben. Wesentlich um die Zahl der Bewerber herabzudrücken, sind die Bedingungen der Zulassung hochgespannt und darunter die ökonomisch lästige, daß der Freiwillige aus eigenen Mitteln sich ausrüste, den Unterhalt während der Dienstzeit und noch manche besondere Ausgabe bestreite. Aber dies vermehrt den Anschein oder das Wesen des Privilegiums und setzt das Institut vielen Anfechtungen aus, während aus demselben Grunde Gesetz und Verwaltung objective Bedingungen der Zulassung aufsuchen, um Gunst und Willkür möglichst auszuschließen. Als ganz natürliche Bedingung ergab sich eine gewisse Summe von Kenntnissen, welche nöthigenfalls durch eine Prüfung vor einer besondern Commission nachzuweisen ist; aber so viele Vortheile auch diese Ermittelungsart bietet, eine reine Objectivität verbürgt sie nicht, da, wie bekannt, jede Prüfung einen weiten Spielraum der Handhabung und des Urtheils gestattet und nach besondern Rücksichten eingerichtet werden kann. Dagegen fand

man einen unzweifelhaft objectiven Maßstab darin, daß die Berechtigung an die im Schulbesuch dargethane Reife für eine bestimmte Klasse der Schule geknüpft wurde. Eine gute Absicht und ein loyaler Zweck mit unheilvoller Wirkung; denn hierdurch ist das höhere Schulwesen mit einer ihm völlig fremdartigen Tendenz in eine Solidargemeinschaft gebracht worden, zum Nachtheil für Schule und Schüler.

Dies ist eine der Unterströmungen in der Bewegung, welche um die Ordnung des höhern Schulwesens sich ausgebreitet hat; eine jener gefährlichen Unterströmungen, welche die Aufmerksamkeit fesseln und die großen Züge entgegengesetzter Lebensanschauungen fast unkenntlich machen. In den beiden herrschenden Formen des höhern Schulwesens finden jetzt Tausende von Schülern Unterkunft, welche die Wohlthaten des Gesammtplanes nicht genießen, sondern in einem Theilbesuch gewisse äußere Vortheile anstreben, welche das Gesetz für diesen Fall einräumt, oder mit gewissen äußern Rücksichten sich abfinden, welche die Mode den Erziehern auferlegt. Nach Zehntausenden zählen die Schüler, welche die höhere Schule nur besuchen, um sich bis zur begünstigten Klasse die Berechtigung zum einjährigen Freiwilligendienst zu ersitzen; mit dem wachsenden Wohlstand, mit der größern Empfindlichkeit gegen die Lasten des gewöhnlichen Militärdienstes nimmt diese Gattung der Schüler immer zu. Eine andere nicht unbedeutende Anzahl holt sich aus der einen oder der andern Oberklasse den Zutritt zu gewissen öffentlichen Anstalten oder die Zulassung zu gewissen öffentlichen Dienstzweigen; noch andere erdulden den Schulbesuch, weil sie auf Grund des erlangten Zeugnisses beim Eintritt in eine größere Fabrikanlage, Werkstätte, in ein größeres Kaufmannsgeschäft den Vorzug vor andern Bewerbern erhalten. Das Contingent solcher Schüler bildet in den Gymnasien einen erheblichen Bruchtheil, in den Realschulen die größte Mehrzahl und ist im Wachsen begriffen. Dieser Umstand hat die Autorität des Unterrichts in den todten Sprachen heftig erschüttert und den Streit bis in die breitesten Schichten des Volkes hineingetragen als eine Frage, welche den Haushalt unmittelbar berührt. Was lohnt dem Schüler, der sich das Recht zum bevorzugten Militärdienst ersitzen will, die Stück-

kenntniß einer todten Sprache, deren Unterricht in der Mitte des Planes vor dem zusammenfassenden Abschluß abgebrochen wird? Wie leicht wäre, was im Haushalt jedes Menschen sehr viel zählt, ein volles Jugendjahr und mehr für den zeitigen Eintritt in die Berufsgeschäfte zu ersparen, oder wenn der Schulzeit nichts abgezogen werden soll, ein anderer werthvoller Unterricht an die Stelle zu setzen! Denn an der Realschule selbst ist es immer noch ein Sechstel bis ein Fünftel der Lernstunden und vielleicht ein noch größerer Bruchtheil der Lernkraft, welche der Schüler auf das verstümmelte Latein verwenden muß; vollends gar an den Gymnasien ist, nach Dauer und Interesse, die Disciplin der classischen Sprachen auf über ein Drittel des Ganzen zu schätzen.

Für das große Contingent der Theilschüler, deren Absichten ich geschildert habe, ist der Einwand unzweifelhaft berechtigt und ohne triftigen Gegengrund. Isolirt aufgefaßt würde der Misstand die Erwägung darauf concentrirt haben, wie jene Schülergattung von den höhern Schulen abzuleiten, wie den äußern Beweggründen solcher Schüler ein innerlich vertieftes Ziel zu verschaffen sei. Aber die hier völlig berechtigte Anzweiflung der todten Sprache hat, indem sie mit den andern, von mir berührten Anschauungen der Zeit zusammentraf, schnell und weit um sich gegriffen und auf den gesammten Unterricht sich verbreitet. Sind überhaupt in unsern Schulen die Lernstoffe richtig gewürdigt, die Stunden nützlich vertheilt und haben die großen Veränderungen der Neuzeit die verdiente Beachtung gefunden? Unleugbar, sagt man, ist im Laufe des Jahrhunderts eine ungeahnte Menge von Lernstoff zugewachsen, der für den Jugendunterricht tauglich und im praktischen Leben verwerthbar ist. Geschichte, Länder- und Völkerkunde beruhen jetzt auf einer ganz andern Grundlage, sind lebensvoller, als am Anfang dieses Jahrhunderts. Für diese wie für lebende Sprachen hat die Revolution im Verkehr ein mächtiges, zugleich praktisches Interesse angeregt. Die Naturforschung hat Schätze des Wissenswerthen aufgedeckt, von denen jeder Knabe zeitig genug nützlichen Vorrath sich aneignen kann. Kaum eine Disciplin, die nicht einen neuen Aufschwung, frisch pulsirendes Leben erhalten hat. Dem gegenüber verharrt das Gymnasium kaum bewegt in den Ueber-

lieferungen der vorigen Jahrhunderte. Und die Realschule hat zwar einen Schritt gethan, aber doch nur sehr wenig von der alten Bahn sich entfernt und statt nach dem gegebenen Impuls vorwärts zu schreiten, wendet sich ihre Neigung zu der alten Methode zurück, indem sie ihre Abweichung vom Gymnasium möglichst verkleinert.

Am sichtbarsten gruppirt sich der Streit um die todten Sprachen. Wie die Lernzeit unter die verschiedenen Disciplinen ökonomisch am besten zu vertheilen sei, ist eine gar zu schwere Frage und die richtige Lösung von so vielartigen Erwägungen, von der geistigen Durchdringung so vieler Wissenszweige, von so umfassenden Lebensanschauungen bedingt, daß weder die weiten Kreise mit Nutzen sich daran betheiligen, noch die Berufenen leicht sich darüber vereinigen könnten. Aber sehr natürlich ergibt sich unter den Gesinnungsgenossen, sie mögen von alltäglichen oder von höhern Gesichtspunkten ausgehen, eine Uebereinstimmung darin, daß die todten Sprachen die Schulstunden und Kräfte der Schüler zu stark besetzen und nützlichere Gegenstände zurückdrängen.

Niemand bestreitet den Reiz und Bildungswerth des philologischen Studiums, an welchen Gegenstand immer die Forschung und das Eindringen in das Gefüge der Sprache anknüpft. Aber nur wenige setzen die Kenntniß der todten Sprachen bis zum philologischen Studium fort. Niemand verkennt, daß es ein feiner Genuß ist, einen geistvollen Schriftsteller, die genialen Schöpfungen der Dichter in der Ursprache zu verstehen; und die Griechen und Römer haben solche Werke in stattlicher Zahl hinterlassen. Aber gerade in diesen beiden Literaturen sind die lesenswerthen Werke in so vortrefflichen Uebersetzungen, durch so gründliche philologische Erläuterungen und Aufschlüsse den Nichtkennern der Ursprachen zugänglich gemacht, daß der Vorzug des Lesens in der Ursprache vor der Uebersetzung einen Luxusgenuß darstellt, welcher durch so große Opfer, wie der Schulunterricht in diesen beiden Sprachen der Nation auferlegt, viel zu theuer erkauft ist, selbst wenn die volle Fähigkeit erlangt und von derselben häufiger Gebrauch gemacht würde. In Wirklichkeit aber sind es unter den Hunderttausenden, welche die höhern Schulen ganz absolvirt haben,

verhältnißmäßig sehr wenige, welche von den todten Sprachen einen unmittelbaren Gebrauch machen, sie zum Sprechen, Schreiben oder Lesen anwenden; in dieser Hinsicht lohnt die Mühe auch nicht entfernt, und jede lebende Sprache würde durch gelegentlichen Gebrauch einen weit größern Vortheil bieten. Wenn dennoch die Gebildeten der deutschen Nation wie seit Jahrhunderten auch jetzt, nachdem die Fülle des anderweitig andringenden Lernstoffes eifrig um den Platz im Schulplan wirbt, an den todten Sprachen als einem wichtigsten Elemente der gemeinbildnerischen Vorbereitung festhalten, wenn die überwiegende Anzahl der besten Sachkenner sich sträubt, in den Schulen, welche unmittelbar zur Universität überleiten, irgendetwas an dem Studium der beiden classischen Sprachen zu ermäßigen, wenn insbesondere für die gelehrten und bevorzugten Berufe nach wie vor die tüchtige Vorbildung in beiden oder mindestens in der einen todten Sprache verlangt und der Ersatz durch eine für den zukünftigen Beruf unmittelbar praktische Disciplin zurückgewiesen wird, so bewährt sich hierin das richtige, wenn auch nicht immer deutlich erkannte Gefühl, daß in dem Studium einer hochentwickelten Sprache, welches nicht auf Anwendung, sondern allein auf Erkenntniß berechnet ist, ein hohes und nicht ersetzbares Bildungsmittel liegt.

Um gerecht die Gegensätze aus ihrem innersten Wesen zu beurtheilen, muß man sich freihalten von den landläufigen Vorwürfen: gegen die eine Seite, daß sie einer bloßen Lust des Verharrens bei dem Alten nachgebe; gegen die andere Seite, daß sie jede feinere Bildung barbarisch verleugne. In dem principiellen Streit, ob überhaupt die todten Sprachen an den höhern Schulen in irgendeinem Umfang beizubehalten oder völlig zu beseitigen seien, handelt es sich um einen, wie nirgend anderswo, scharf hervortretenden Gegensatz zwischen dem reinen Bildungszweck und der praktischen Aneignung verwerthbaren Lernstoffes; um Tendenzen, welche an einzelnen gegenübergestellten Lehrgegenständen ihren unmittelbaren Ausdruck finden, mittelbar aber den gesammten Unterricht an den höhern Schulen und zuletzt den Aufbau des ganzen gehobenen Schulwesens bestimmen. Zwei mächtige Gegenstrebungen stoßen aufeinander, deren jede vollberechtigte Gesichtspunkte des Erziehungs-

wesens und der Lebensökonomie ins Auge faßt, deren Vertreter aber in einseitigem Eifer hier die bestehenden Einrichtungen bedrängen, ohne für jetzt einen erwiesen bessern Ersatz anzubieten, dort den großen Wandlungen in dem Umfang unserer wissenschaftlichen Erfahrungen und den veränderten Ansprüchen an die Lebensökonomie keine Rechnung tragen. Aus dem Schwanken, welches die an entgegengesetzten Enden einseitig wirkenden Kräfte hervorbringen, werden wir zu einem ruhigen Curs nicht eher gelangen, als bis die Linie ermittelt ist, an welcher der ideale Bildungszweck vollkommener als am Durchschnitt der heutigen höhern Schulen sich erreichen läßt, ohne die Verschwendung von Mitteln, welche ich wenigstens in den üblichen Schulplänen zugestehen muß.

An Verschwendung krankt unser öffentliches Schulwesen; die unzulänglichen Leistungen sind eine secundäre Folge jenes Misstandes. An den Elementarschulen wird zu viele Zeit auf geringe Vorsätze verwendet; meine Ansichten hierüber habe ich an einer andern Stelle schon entwickelt. In den höhern Schulen herrscht die Verschwendung in einer ganz entgegengesetzten Weise. Die Kräfte der Schüler werden zu scharf angespannt, die Vorsätze versteigen sich zu hoch und die zu starke Zumuthung rächt sich, indem sie in den einzelnen Zweigen die Art des Wissens herabsetzt und das Gesammtziel beeinträchtigt.

An sich ist jedes Lernen nützlich, weil es den persönlichen Inhalt durch Erfahrung erweitert. Aber wie für den physischen Haushalt so gelten auch für das Lernen die Gesetze, welche durch die Begrenztheit des Umfassungsvermögens bedingt sind. In keinen Kopf läßt sich beliebig viel hineindrängen. Für die Ausfüllung des leeren oder schwachbesetzten Raumes sorgt die Natur selbst, wie die Lernbegier der Kinder täglich darthut. Aber von einem gewissen Zeitpunkt an, da der Raum den Verhältnissen nach hinreichend ausgefüllt ist, muß, wenn ein neuer Gegenstand aufgenommen werden soll, ein vorhandener den Platz hierzu einräumen.[1])

[1]) Daher die Erscheinung, daß geistig sehr rege Kinder häufig im förmlichen Unterricht sehr zurückbleiben.

Beim Erwachsenen pflegt die natürliche Einschränkung leicht erkannt zu werden; er lernt schwerer, weil andere Lebenspflichten seine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, und die Eindrücke, welche sich hieraus ergeben, andern Eindrücken des theoretischen Lernens im Wege stehen. In unrichtiger Würdigung des Grundes für eine richtig beobachtete Thatsache hat man den Satz aufgestellt, daß die Schuljugendzeit ein besseres Lerngedächtniß habe und mehr Lernkräfte besitze als die spätern Jahre, welche in allen andern Dingen sich kräftiger erweisen. Aber diese scheinbare Ausnahme von dem allgemeinen Entwickelungsgesetz der Kräfte besteht nicht. Auch die Lernkraft wächst mit den übrigen Kräften, und mit der gesammten geistigen Sphäre dehnt sich auch das Umfassungsvermögen aus. Nur lernt das Kind von den ersten Lernjahren ab durch die Schuljugendzeit nicht blos anscheinend, sondern wirklich mehr als der Erwachsene, weil es viel weniger weiß und für den Hinzutritt, selbst für das Haften neuer Erfahrungen viel mehr freien Raum hat. Und zwar drückt sich das geringere Wissen für verschiedene Altersperioden und für verschiedene Lebensläufe in verschiedenen Weisen aus, nicht immer quantitiv. In den ersten Lebensjahren besteht das geringere Wissen immer darin, daß dem Kinde eine geringere Anzahl von Gegenständen zur Erscheinung gekommen oder haften geblieben ist. Später kommt es vor, daß das Mindermaß in der Qualität des Wissens liegt. Der junge Mensch hat viele Dinge erfahren, aber sie haben sich in seinem Umfassungsvermögen nicht so weit ausgedehnt, weil er nur vereinzelte Merkmale erkannt und für diese einen kleinern Raum freigemacht hat; oder es ist, weil das Verständniß für den Zusammenhang der Dinge fehlt, das Interesse für die in ihrer Isolirtheit unverwerthbaren Erfahrungen so gering, daß sie leicht von einem lebhaften Eindruck bewältigt, in den Hintergrund gedrängt werden, und das Neue tritt in den frei gewordenen Platz ein. Daraus nun, daß man öfter das Kind viel leichter und lebhafter eine neue Kenntniß aufnehmen sah, hat man den irrthümlichen, für das Schulwesen verhängnißvollen Schluß gezogen, daß die Schuljugend mit beliebigem Lernstoff belastet werden könne, solange nur die Zeit ausreicht und der Körper des Schülers die Anstrengung erträgt.

Hiergegen hat in neuester Zeit sich ein Kampf entsponnen, der jedoch die tiefere Ursache des empfundenen Uebelstandes nicht erfaßt und deshalb mit unzulänglichen Zugeständnissen sich abfinden läßt. Aus der Mitte der Familien, deren Kinder eine höhere Schule besuchen, häufen sich die Klagen der Ueberbürdung. Die Schulaufgaben nehmen fast die ganze schulfreie Zeit in Anspruch, und das Publikum erhebt Beschwerde, weil den Kindern Muße zur Erholung fehle und die Gesundheit darunter leide. Dagegen versprechen Rescripte die häuslichen Arbeiten zu ermäßigen, die Schulen geben zeitweilig nach, und so oft eine solche Pause eintritt, scheint alles gethan, obgleich man dieselbe Masse von Unterrichtsgegenständen beibehält, für welche, wenn jeder Lehrer unbefangen den Ansprüchen seines Lehrgegenstands nachgibt, die Gesammterforderniß jene Ueberlastung unvermeidlich nach sich zieht. Deshalb haben, soweit meine Erfahrung reicht, die Rescripte und der gute Wille der Lehrer nicht nachhaltig geholfen, sondern nach einiger Zeit stellte sich die Ueberbürdung mit häuslichen Arbeiten wieder ein. Der Fehler liegt aber darin, daß die Familien und die Behörden zunächst nur an die augenfälligen Symptome sich halten und die Abhülfe nur gegen diese sich richtet. Die Arbeitszeit und die Anspannung der Körperkraft drängen sich der Wahrnehmung auf, und doch sind diese Ueberlastungen zum größten Theile bedingt durch die Eigenthümlichkeit solcher Kinder, welche mit gewissen Arbeiten nicht fertig werden, während andere Kinder von größerer Gewandtheit die Last der häuslichen Aufgaben wenig spüren. Der tiefere Inhalt des Misstandes entgeht den meisten, weil ihnen die richtige Schätzung dafür fehlt, wie nachtheilig die Menge und Mannichfaltigkeit des Lernstoffes auf die Spannkraft des Geistes wirkt, wie sehr das Hauptziel alles Lernens durch die unökonomische Vertheilung des Lernstoffes beeinträchtigt wird.

Am schwierigsten ist die Schätzung an den höhern Schulen, welche gegenwärtig durch das Gymnasium und die Realschule repräsentirt sind. Die Elementarschule erhält mehr noch durch die thatsächlichen Zustände als durch das Gesetz ihre engen Grenzen angewiesen. Unter den Schulen, welche sich an die Elementarschule anschließen, haben einige die Vorbereitung zu einem bestimmten

Fache, andere (Progymnasien u. s. w.) die Vorbereitung zu einer bestimmten Klasse einer höhern Schule, noch andere („gehobene" Schulen) ein bescheidenes Mehr von Elementarkenntnissen vor Augen. Je nach diesen Absichten haben sie entweder einen Lehrplan, der durch den zukünftigen Beruf oder durch die als Ziel vorgesetzte Klasse der höhern Schule bedingt wird, oder sie beruhen auf einer eklektischen Auswahl nützlicher Kenntnisse, welche nicht beansprucht einen abgerundeten Wissenskreis darzustellen. Die höhere Schule aber als ein Ganzes, im Gegensatz zu dem misbräuchlichen Theilbesuch, reiht sich als Glied in das nationale Schulwesen ein mit der Aufgabe, dem Schüler eine höhere Grundlage zu geben, von welcher aus er die solideste Bildung, das umfassendste Wissen sich aneignen könne. Der Schüler soll reif für die Hochschule, und soweit eine schulmäßige Vorbereitung dies bewirken kann, reif für selbständiges Denken und Lernen, sich selbst ein Führer sein. Für diesen universellen Zweck wäre an sich keine Anforderung zu hoch, nur muß sich die Schule im Umfange des Lernstoffes nach dem Durchschnitt der Schülercapacität und in der Auswahl der Stoffe, welche einzeln und für sich zum Schulunterricht geeignet sein möchten, zusammen aber über die Fassungsfähigkeit hinausgehen, so einrichten, daß dadurch ein harmonisch gegliederter Plan hergestellt werde. Man ersieht hieraus, weshalb die großen Streitfragen ganz besonders um die Realschule und das Gymnasium sich gruppiren, weshalb über diese Anstalten die größte Zahl der Vorschläge gemacht, mit der größten Lebhaftigkeit als um eins der größten Nationalprobleme gekämpft wird. Und auf diesem Kampffelde an dem hervorragendsten Platze steht der sprachliche Unterricht, welcher nach der Meinung aller in der höhern Schule den ersten Hauptgegenstand bilden muß. Nur schwebt die den ganzen Schulplan beherrschende Discussion darüber, wie viel Zeit ihm gewidmet, in welchen Sprachen und in welcher Methode unterrichtet werden soll.

Ich will nun versuchen in die Erörterung dieser Frage einzutreten, indem ich den Werthmesser, welchen ich für die verschiedenen Zweige und Weisen des Sprachunterrichts bereits dargethan habe, auf die Ziele anwende, welche die höhere Schule verfolgt und als das Wesen ihrer Einrichtung hervorkehrt.

2.

Das Charakteristische der höhern Schule ist, daß sie ihre Zwecke mehr auf die Elemente der Gesammtbildung richtet, als auf die Zufuhr von Wissen, welches zur unmittelbaren und praktischen Anwendung in den Berufsgeschäften geeignet sei. Dies unterscheidende und wesentliche Merkmal wird jetzt so richtig erkannt, daß die Fachschulen in principiellem Gegensatz an dieses Merkmal sich anlehnen, die Aneignung einer möglichst großen Menge Berufswissens für den bezeichnenden Inhalt ihrer Kategorie erklären. Dagegen macht die höhere Schule jetzt den ihr eigenthümlichen Zweck schon in der frühesten Schullernzeit geltend, indem sie für Elementarunterricht besondere Vorbereitungsklassen und in denselben jenen Hauptzweck der höhern Schule berücksichtigt. Für die allgemeine Bildung aber tritt, aus den Gründen, die ich bereits entwickelt habe, der Sprachunterricht in den Vordergrund, und zwar der Unterricht in der Methode des Studiums, für welchen todte Sprachen das bestgeeignete Object sind. Deshalb soll dieser Unterricht in keiner höhern Schule fehlen und es ist nicht ohne Grund, wenn er als Hauptgegenstand behandelt wird. Aber über die beste Weise der Ausführung reihen sich viele Fragen an, welche in ebenso viele Streitpunkte von der größten praktischen Tragweite auslaufen, die aber leicht aus einem Gusse sich beantworten lassen, wenn man den bereits ermittelten Bildungszweck des Sprachstudiums bis in die vollsten Consequenzen verfolgt.

Das Wesen des Studiums haben wir in der theoretischen Betrachtung der Sprache, und das Bildungsmoment in dem Vergleich des fremden mit dem heimischen Sprachgenius erkannt. Hieraus ergibt sich unmittelbar, daß für diesen Zweck der Unterricht einer todten Sprache nicht allein genügt, sondern der Aufnahme einer zweiten Sprache als Gegenstand des Studiums bei weitem vorzuziehen ist.

In der Vergleichung der Sprachen, welche das stärkste Bildungsmoment in sich schließt, bildet die heimische den einen, die fremde Sprache den zweiten Punkt. Eine solche anhaltend

ausgeübte Vergleichung schützt die Denkthätigkeit vor genügsamem Verweilen auf demselben Fleck, erhält sie in Bewegung und regulirt das Urtheil. Tritt im Erlernen einer zweiten todten Sprache ein dritter Vergleichungspunkt hinzu, so ist vielleicht für einen sehr starken Geist eine noch größere Aufgabe gestellt und die erhöhte Anspannung mag eine noch stärkere Gewöhnung der Denkthätigkeit herbeiführen; für den Durchschnitt der Menschen ist die Aufgabe zu groß, für den Durchschnitt der Jugend mit ihrer schwächern Lernkraft ist keine andere als verwirrende Wirkung zu erwarten, wenn sich nicht die gesunde Natur selbst hilft und den einen Unterrichtsgegenstand mit stärkerer Energie erfaßt, den andern dagegen gänzlich verkümmern läßt. Es mag einfach klingen: eine, zwei, mehrere fremde Sprachen zu lernen; wir hören nicht selten mit großer Gewandtheit die Conversation in verschiedenen Sprachen abwechseln und sehen öfter, wie verschiedene Personen sich vereinigen, um Kinder an den Anfängen ihres Sprachvermögens in dieser Kunstfertigkeit einzuüben. Aber wer den ganzen Ernst des Sprachstudiums vor Augen hat, dem entgeht nicht die ungemeine Größe der Anforderung, welche schon das Studium einer fremden Sprache an die Kraft und an den Willen des jugendlichen Schülers stellen. Er soll in dem natürlichen Boden der eigenen Muttersprache sich befestigen, in ihr den Ruhepunkt gewinnen, von welchem die vergleichende Forschung ausgeht, zu welchem er zurückkehrt; und daneben soll er Neues, Fremdartiges lernen, aber nicht blos als Stoff, welcher als erworbenes und gesichertes Besitzthum eingelagert und zum gelegentlichen Gebrauch hervorgeholt wird, sondern als Antrieb für die Denkthätigkeit, um zu beobachten, wie der Sprachgeist an dem nahen und an dem entfernten Punkte gleich- und verschiedenartig wirkt, wie Anschauung und Ausdruck sich wechselseitig bedingen; um die zahllosen Elemente und Combinationen zu beobachten, aus denen Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten zweier Sprachen sich zusammensetzen. Eine schwere Aufgabe, mit welcher das ganze Leben eines denkkräftigen Menschen nützlich ausgefüllt, aber auch eine tüchtige Kraft in unpraktischen Grübeleien nutzlos zersplittert werden kann. Schon das Studium einer Sprache verlangt die umsichtige Leitung

eines tüchtigen Lehrers, der an den richtigen Stellen anzuspornen und zu hemmen, den Blick in die Weite und zurückzulenken, die vergleichende Forschung rege zu halten und in die Formen zu kleiden versteht, welche dem raschen Wechsel der Schullernjahre jeweilig am angemessensten sind. Nun denke man sich die Wirkung auf Kopf und Gemüth des jungen Schülers, da ihm in dem Studium einer zweiten fremden Sprache ein drittes Vergleichungsfeld der Forschung zugemuthet, und die Combination nicht etwa, wie man sich oberflächlich vorstellt, um ein einzelnes Element vermehrt, sondern weit über die Verdoppelung der ersten Aufgabe gesteigert wird. Ich habe die Wirkung an sehr begabten Schülern aufmerksam und individuell beobachtet und an allen solchen Beispielen bestätigt gefunden, daß durch den Hinzutritt der zweiten Sprache Schade geschieht und größerer Schade nur durch zwei Momente verhütet wird, welche durch Fehler entgegengesetzter Tendenz einige Berichtigung herbeiführen. Denn als ein vergleichungsreicher Vortheil ist es zu betrachten, daß an den Gymnasien regelmäßig der Lehrer das Griechische mit minderm Nachdruck als das Lateinische behandelt, und daß der Schüler auch nicht entfernt die gleiche Lust und die gleiche Sorgfalt der zweiten Sprache wie der ersten zuwendet. Aber immerhin wird viel Kraft und Zeit auf das hinzugetretene Griechisch ohne entsprechenden Ersatz verwendet, und der Gesammtwerth des sprachlichen Unterrichts wird nicht erhöht, sondern verringert.

Aber indem ich mich, um recht concret zu sein, in die Mitte des modernen Hauptstreites zwischen zwei Gattungen höherer Schulen stelle und den Kampf um „Griechisch" in die Mitte meiner Betrachtungen rücke, muß ich sofort einem Misverständniß vorbeugen, welches mich leicht in eine Gemeinschaft bringen könnte, von der ich durch meine Grundanschauungen über das Verhältniß der beiden classischen Sprachen getrennt bin. Ich schreibe dem Griechischen keinen geringern Vorzug und keine größere Schwierigkeit zu als dem Lateinischen. Für den Bildungszweck, welchen ich völlig abgesondert von jeder praktischen Anwendbarkeit im Auge habe, würde jede todte (oder auch jede lebende, in der strengen Methode des Studiums gelehrte) Sprache ihren Dienst thun;

nur die reichere Entfaltung des entwickelten Geistes, welchem die Sprache als Gewand gedient, würde einen Werthunterschied bewirken, und hierin steht das Griechische sicher dem Lateinischen nicht nach. Bisher ist noch nicht wirksam geprüft, was der alleinige Unterricht im Griechischen zur Folge haben würde, da es keinen Schulplan dieser Art gibt, und mir ist auch kein derartiger Fall des Privatunterrichts bekannt geworden. Weil die Erfahrung hierüber fehlt, Latein an unsern Schulen auch die zeitliche Priorität besitzt, behauptet sich das günstige Vorurtheil für das Latein. Wir haben Gelegenheit wahrzunehmen, mit welcher Lust begabte Schüler den Unterricht in der lateinischen Sprache beginnen und wie leicht sie der Anfangsgründe sich bemächtigen und planmäßig aufsteigen, mit welcher Unlust dagegen dieselben Kinder an das Griechische gehen und wie schwer sie sich hineinleben; und so allgemein ist die Regel, daß wol keine Schule ihr griechisches Pensum annähernd mit der Vollkommenheit löst wie das lateinische. Hieraus nun bildete sich der Satz, daß das Griechische an sich mehr Schwierigkeit böte, unserm Genius fremdartiger wäre. Aber nach meiner Ueberzeugung erschöpft sich der ganze Grund in dem Umstand, daß das Griechische die zweite Sprache ist, welche in derselben Absicht und Methode der Gesammtbildung begonnen wird. Nicht eine einzige Eigenschaft, welche sonst das schwerere Erlernen des Griechischen rechtfertigte; und was sogar zu ihren Gunsten ins Gewicht fallen müßte, wir haben allen Grund anzunehmen, daß bei den Griechen die Schriftsprache der des täglichen Lebens viel näher gestanden habe, als bei den Römern. Sehr wahrscheinlich würde der Schüler, wenn er mit dem Griechischen begönne, dasselbe mit gleicher Lust anfassen und im weitern Verlauf würde es ihm noch leichter werden; die etwas verwickeltern Formen des Zeitworts bieten nur eine rein äußerliche Schwierigkeit, welche durch die größere Einfachheit der Construction mehr als aufgewogen wird. Aber unsere Gymnasiasten beginnen das Griechische, während in derselben Richtung der Receptivität, nämlich für das erste Studium einer Sprache, die Lernlust bereits engagirt, die Lernkraft voll in Anspruch genommen ist. Die Anforderungen aber werden durch die um ein volles Element vermehrte Combination so hoch hinauf

gesteigert, daß der Wille und die Fähigkeit des Schülers ihnen nicht gerecht werden können, und es bleibt nur die Alternative, daß der eine Schüler Lust und Kraft zersplittert und in allen Disciplinen, besonders im Latein nachläßt, der andere Schüler seine Aufmerksamkeit möglichst gesammelt beim Latein erhält und in der neu hinzugekommenen Sprache Unzulängliches leistet. So allgemein bestätigt sich die eine oder andere Seite der Regel, daß das pädagogisch tüchtige Lehrercollegium von selbst die Ansprüche des griechischen Pensums herabstimmt, und wo die Einsicht der Schulleitung nicht entgegenkommt, verschafft sich das Leben sein Recht, mit der Nothwendigkeit, aber auch mit der größern Rücksichtslosigkeit eines Naturgesetzes. Denn in Wahrheit bleibt vom griechischen Gymnasialunterricht, wenn überhaupt der Schüler Erhebliches gelernt hat, im spätern Leben wenig zurück. Von Ausnahmen abgesehen, welche durch philologische Studien oder durch individuelle Anlagen zum Griechischen vorwiegend sich hingezogen fühlen, vernachlässigen es die meisten ganz oder vergessen es und weder in den allgemeinen Anschauungen noch in der Behandlung der Muttersprache finden sich bemerkenswerthe Spuren[1]), welche darauf schließen ließen, daß der Schüler zu irgendeiner Zeit das Griechische mit seinem Geiste erfaßt hätte. Hierfür gebe ich weder dem Lehrer, noch dem Schüler, noch der Methode oder sonstigen Anordnungen die Schuld. Ich kenne verschiedenartige Versuche tüchtiger Philologen, den griechischen Unterricht in ihren Gymnasien zu heben, welche gescheitert sind; und wo solche gelingen mögen, werden sie gewiß mit großen Opfern an dem Gesammtergebniß des Unterrichts theuer erkauft.

Nur für *eine* todte Sprache, sofern dieselbe in der Methode des Sprachstudiums gelehrt wird, gibt es nützlichen Raum in der Lernkraft der Jugend und es sollte deshalb in dem Schulplane

---

[1]) Was in unserer Bildung Griechisches steckt, rührt nicht von der Schule her, sondern ist durch Vermittelung unserer Literatur, der Philologen von Fach und der Museen an uns gekommen, und würde sich in gleichem Maße erhalten, wenn die Pflege der Sprache und der Denkmäler allein den Berufsstudirenden anvertraut wäre.

auch nur für eine todte Sprache Platz geben; diese eine aber muß sofort nach Ueberwindung der ersten Anfangsgründe, welche gewissermaßen nur eine mechanische Vorarbeit sind, im Sinne forschender Sprachvergleichung geleitet werden. Der Fehler im Lehrplane unserer Realschulen liegt nicht im Weglassen des Griechischen, sondern vielmehr in der unvollkommenen Behandlung des lateinischen Unterrichts, welchem sie erheblich weniger Zeit widmen und weit geringere Ziele stecken, was auch auf die Methode des Unterrichts nachtheiligen Einfluß übt und nahezu den fruchtbaren Inhalt des Unterrichts in der einen todten Sprache, das Moment der Gesammtbildung vermissen läßt.

Schlösse sich an das von mir gewonnene Resultat die Frage, welche todte Sprache für den höhern Unterricht auszuwählen sei, handelte es sich besonders um eine praktische Entscheidung, ob Griechisch oder Latein, so würde ich mit mindestens ebenso vielen Gründen innerer Natur das Griechische empfehlen können wie Latein. Da ich einem System größerer Freiheit in den Unterrichtsplänen der höhern Schulen huldige, so würde ich, wenn eine im übrigen zulängliche Anstalt das Griechische als die eine Sprache auswählte, und wie das Gymnasium das Lateinische behandelte, dieser in jeder Hinsicht die volle Bedeutung des Gymnasiums beilegen. Der Versuch wäre interessant und verdiente gemacht zu werden, obschon ich anerkenne, daß, mit Rücksicht auf das Individualinteresse der Schüler, im Schulwesen jedes Experiment die größte Vorsicht erfordert. Die allgemeinen Bildungsresultate einer solchen Anstalt würden gegen die des Lateingymnasiums nicht zurückstehen. Aber ich weiß, daß es sich nur um ein Experiment handeln, daß die günstigsten Erfolge nur sehr vereinzelte Unternehmungen bewirken würden. Der Entwickelungsgang der deutschen, der westeuropäischen Culturverhältnisse, also des jetzt herrschenden Culturzustandes, hat eine Reihe wichtiger Erwägungen zu Gunsten des Lateinischen erzeugt, welche zum Theil auf die unmittelbare Verwerthbarkeit des Erlernten, zum großen Theil aber auch auf ihren Werth für die Sprachvergleichung sich beziehen. Es war daher ein ganz natürlicher und innerlich begründeter Entschluß, als eine neue Kategorie von höhern Schulen mit dem Unterricht in einer todten

Sprache geschaffen, daß hierzu das Latein bestimmt und das Griechische aufgegeben wurde.

Sicher hätte man auf diesem Wege eine wohlthätige Reform des Gymnasiums bewirken können, wenn man energisch den richtigen Gesichtspunkt eingehalten hätte, das Studium einer Sprache völlig auszunutzen. Aber in den Geist, welcher die Realschule schuf, mischte sich mit größerer Kraft ein ganz anderes Streben. Es sollte nicht der Dienst des Sprachstudiums für die Gesammtbildung erhöht und den hiergegen erfahrenen Mängeln abgeholfen werden, sondern man misschätzte das Sprachstudium in einer Combination von Anschauungen, welche äußerlich weit auseinandergingen, innerlich jedoch auf einem verwandten Grunde beruhten. Die Einen wollten die großen und sehr ausgebreiteten Ergebnisse der neuen Naturforschung in die Schule einführen, weil ohne deren Verständniß heutzutage keine tüchtige Bildung denkbar wäre. Für diesen neuen Stoff und dessen unentbehrliches Hülfsmittel, die Mathematik, brauchten sie Platz, und das Sprachstudium sollte nicht blos vom Ueberfluß, sondern überhaupt das meiste abtreten; das veraltete an das neue Bildungselement. Die Andern leitete der moderne utilistische Geist, welcher von dem zartesten Alter an die praktische Laufbahn des Menschen ins Auge faßt, in jeder Lernstunde auf die spätere unmittelbare Verwerthung des Stoffes hinblickt und aus der Schule herausschaffen will, was nur dem allgemeinen Bildungszweck dienlich ist; denn die Bildung gehöre ausschließlich dem Leben an und falle nicht in den Wirkungskreis der Schule. Diesem Geist widerstrebte das Ziel des Gymnasialunterrichts als nutzlose Vergeudung von Jugendkraft, als eine Abwendung vom Leben. Die Realschule war ihm ein erster Schritt, welcher von der bisherigen Bahn abwärts zu den Fachschulen führen sollte. Aus der Combination beider Bestrebungen entstand die Realschule, welche mit vielem Eifer angegriffen wurde, aber von Hause aus kein ausgeprägtes System erkennen ließ und nunmehr den größten Anfechtungen unterliegt. Ueber die Aufopferung der todten Sprachen einigte man sich schnell; die Einen lockte die Menge der Schulstunden, welche dadurch verfügbar wurden, die Andern stimmten bei, weil sie diesen Lehrgegenstand für den un-

praktischsten Theil des Schulunterrichts hielten. Deshalb wurde das Griechische entfernt, deshalb wurde aber auch das Latein auf Nothdürftiges herabgebracht; man darf sogar, was davon beibehalten wurde, als eine Concession an die bisherige Gewohnheit betrachten, und man sieht leicht den Widerwillen der Concession an dem Ziele, welches, außer dem formalen Bildungsmittel der Elementargrammatik, im wesentlichen auf den Ersatz eines Fremdwörterbuchs und auf ein lexikalisches Hülfsmittel für das leichtere Erlernen fremder romanischer Sprachen hinausläuft.

Die Folgen blieben nicht aus. Den Realschulen strömte zu, was nur irgendein praktisches Ziel auf dem schnellsten Wege oder mit der leichtesten Mühe erreichen sollte, und bald bestand die große Mehrzahl der Schüler aus solchen Praktikern, welche nicht den gesammten Schulcursus, sondern einen Theilweg vor Augen hatten bis zu der Klasse, welche ihnen irgendein erstrebtes Patent oder ein Zeugniß zum bessern Fortkommen einbrachte; darunter die meisten, welche bis zur Untersecunda, später bis zur Obersecunda das Recht zum einjährig-freiwilligen Militärdienst sich erfaßen. Und diesem untern Andrang der abzurichtenden Schüler begegnete von oben her eine gleich schädliche Bewegung. Der bis zu einem gewissen Grade in dem Sprachstudium wurzelnde allgemeine Bildungszweck war aufgegeben; was an die Stelle treten sollte, war nicht fest ermittelt und man suchte unter den concurrirenden Vorschlägen einen Ausgleich in der Vielheit der Stoffe: drei moderne Sprachen, höhere Mathematik, eine bunte Mannichfaltigkeit naturwissenschaftlicher Disciplinen, auch einige Vermehrungen eines eklektisch behandelten Geschichtsunterrichts. Natürlich entsteht innerhalb einer so reichen Auswahl eine große Mannichfaltigkeit der Leistungen, welche unabhängig von allgemeinen Anweisungen sich danach bestimmt, welcher Lehrstoff durch die Neigungen und Fähigkeiten der Lehrer besonders begünstigt wird. Andererseits blickt aus der Menge der praktischen Disciplinen der lateinische Unterrichtsstumpf gar befremdlich heraus und die Kritik hat leichtes Spiel, wenn sie diesen Lehrgegenstand angreift, der viel Zeit verbraucht, aber weder der alten, noch der neuen Tendenz Genüge thut. Also gewinnt mit der Zeit eine neue Gattung gehobener

Schulen ohne eine todte Sprache Boden. Daran, wie überhaupt an der Auswahl nützlicher Disciplinen, stärkt sich die Tendenz zu specialisirten Fachschulen, welche verschiedenartige Lehrprogramme erfüllen und verschiedenwerthige Patente austheilen, deren Entlassungszeugnisse für eine, mehrere, alle Disciplinen einer oder mehrerer Hochschulen Gültigkeit haben. Eine Verwirrung, welche in ihren Ausläufen die eigenthümlichsten Folgen zu Wege bringen und zu lächerlichen Vorschlägen ermuntern.[1])

Grund aller Irrungen aber ist die Unklarheit über den Scheideweg zwischen der Schule, welche die Gesammtbildung des Schülers sich zur Hauptaufgabe macht, und den Schulen, welche unmittelbar zu einem bestimmten Berufsfach vorbereiten sollen, deshalb praktische Fertigkeiten beibringen und daneben außer dem obligatorischen Elementarwissen den zukünftigen Berufsherrn mit einigen weitern Kenntnissen allgemeinen Inhalts ausstatten. Eine Anstalt in dem letztern Sinne will die Realschule nicht sein, kann sie auch nicht sein mit dem weiten Umfang ihrer auf allgemeines Wissen gerichteten Lehrgegenstände. Für die Zwecke der Gesammtbildung aber gibt es keine quotative Theilung. Es kann verschiedene Lehrpläne geben, welche zum gleichen Ziele führen, aber ein jeder muß die gestellte Aufgabe ganz erfüllen, und der Schüler, welcher nach dem vollen Plane voll sich vorbereitet hat, muß an Gesammtbildung erreicht haben, was irgendeine Schule hierfür leisten kann. Eine Vielheit von Plänen halte ich für zulässig, weil die Gesammtbildung nicht von einem bestimmten Umkreise von Kenntnissen, die Vorbereitung nicht von bestimmten Zweigen der Wissenschaft abhängt; nur glaube ich, daß in keiner auf Gesammtbildung gerichteten Schule eine todte Sprache als Hauptlehrgegenstand fehlen dürfe, weil die Bildung

[1]) Den wunderlichsten Eindruck macht auf mich die Forderung, angeblich zu Gunsten der Realschule, daß sie zur Medicin befähigen soll, und der Streit, welcher über die Stellung der Medicin unter den Wissenschaften sich daran geknüpft hat. Hierin ist die irrige Verwechselung mit der Fachschule offenbar. Gleich wunderlich ist die für mehrere wichtige Disciplinen getroffene Anordnung, daß die Realschule oder der Theilbesuch einer höhern Schule zu den Studien an einer der Hochschulen, auch zu den Prüfungen, aber nicht zur Anstellung im Staatsdienst berechtigen soll, wie z. B. im Bausache.

das tiefe Eindringen in die Muttersprache zur Voraussetzung, dieses aber kein besseres und gleich directes Hülfsmittel hat, wie das ernste Studium der todten Sprache einer civilisirten Nation.

Man habe nur den Muth, wenn man mit der alten Tradition nicht brechen, die Schulen mit zwei todten Sprachen nicht ganz beseitigen will, die Reform des Gymnasiums an die Kategorie der Realschule anzulehnen, diese freilich gegen ihr bisheriges Wesen innerlich noch mehr als äußerlich umzugestalten, und die Lösung wird sich leicht, wie von selbst ergeben.

3.

Aus den bisherigen Ergebnissen meiner Betrachtung gewinne ich einige wichtige Regeln für die Bedeutung und Oekonomie des Schulplans.

Dem Unterricht in der todten Sprache gebührt eine völlig gesonderte, grundsätzlich eigenartige Stellung. Sein Werth fällt zusammen mit dem universellen Bildungszweck, welchen die höhere Schule als ein Ganzes sich vorsetzt. In richtiger Methode begonnen und durchgeführt bis zur vollen Durchdringung des Stoffes ist dieser Lehrgegenstand durch keinen andern ersetzbar, auch nicht durch den Unterricht in einer oder mehrern lebenden Sprachen, wie derselbe üblich und unter den heutigen Voraussetzungen allein möglich ist. Um nützlich zu sein, verlangt er die höchste Sorgfalt, jederzeit methodische Behandlung des Lehrers, die gespannteste Aufmerksamkeit des Schülers, den größten Ernst auf beiden Seiten; denn seiner innersten Natur nach gestaltet sich der richtig geleitete Unterricht zu einer fortgesetzten Uebung in angewandter Philosophie. Jede Halbheit, sei es daß der Unterricht, wörtlich halb, in der Mitte abbricht, sei es daß er methodisch den Gegenstand zu leicht behandelt, mit der bloßen Aneignung der Worte und Formen sich begnügt, ist schädlich; mindestens als Verschwendung von Zeit und Kräften, welche uneinbringlich sind. Solange es eine höhere Schule gibt, welche als Vorbereitungsanstalt

dem Gesammtbegriffe der deutschen Universität parallel läuft, solange der Inbegriff ihrer Ziele richtig ausgedrückt wird mit dem glücklichen Satze, daß der Schüler in ihr lernen soll, wie selbständig zu lernen, wird der als Studium geleitete Unterricht in einer, und zwar mit dem größten Nutzen einer todten Sprache Hauptgegenstand sein. Die Reform des höhern Schulwesens wird an dieser einen Hauptgrundlage festhalten müssen, ihre Neuerung dagegen mit Nutzen darauf erstrecken, daß die Concurrenz einer zweiten todten Sprache wegfalle, in der einen dagegen die Tendenz des Studiums verstärkt und vollkommen ausgebildet werde. Durch den Wegfall der Concurrenz wird viel Raum im Schulplan und noch mehr Raum in den Köpfen des Schülers gewonnen, durch den gesteigerten Ernst des Studiums in der einen todten Sprache wird der Gesammtbildungsberuf der höhern Schule genährt und kann bis zur höchsten Leistungsfähigkeit der schulmäßigen Vorbereitung erhöht werden.

Dem Schulunterricht in lebenden Sprachen schreibe ich keine grundlegende Bedeutung zu. Er kann aus den Gründen und unter den Voraussetzungen, die ich bereits entwickelt habe, die todte Sprache in dem ihr eigenthümlichen Zwecke nicht ersetzen, und er kann zu keiner nennenswerthen, selbständigen Bedeutung gelangen. Am Gymnasium lassen Latein und Griechisch in keiner lebenden Sprache irgendeinen Erfolg aufkommen. Selbst im Französischen, obschon es obligatorisch mindestens von der Quarta an gelehrt und formell als ein Hauptgegenstand behandelt, als eine der wenigen schriftlichen Arbeiten in die Abgangsprüfung aufgenommen wird, leistet der siebenjährige Unterricht weniger, als ein mehrmonatlicher Unterricht ohne Concurrenz der alten Sprachen zu leisten pflegt. Die große Zumuthung in den beiden todten Sprachen, beeinträchtigend für jede andere Disciplin, hält den Nebenunterricht in fremden Sprachen beim Durchschnitt der Schulen mit unterdrückender Gewalt nieder. [1]) An den Realschulen wird im

[1]) Das eigenthümliche Experiment an einem berliner Gymnasium, welches Französisch stark betont und in den obern Klassen zur Unterrichtssprache erhebt, gehört nicht hierher. Das Experiment hatte geschichtlichen Grund,

Englischen und Französischen etwas, vielleicht bedeutend mehr als im Gymnasium erreicht, aber wie ich annehme, nur so lange als das Latein ganz unvollkommen und nicht zweckgemäß behandelt wird. Der volle Ernst des Lateinstudiums wird den Unterricht in zwei lebenden Sprachen kaum bestehen lassen, mindestens tiefer herabstimmen. Aber selbst der größere Erfolg an den heutigen Realschulen geht nicht über das bloße Aneignen hinaus und erhebt sich in Hinsicht des allgemeinen Bildungswerthes nicht über das Niveau eines andern nicht tief eindringenden Lehrgegenstandes.

Werden dagegen, wie hervorragende Schulmänner befürworten, Schulen ohne todte und mit zwei lebenden Sprachen eingerichtet, so kann natürlich, nach dem Maß der aufzuwendenden Zeit und Mühen und nach der Tüchtigkeit des Unterrichts, für die Kenntniß dieser beiden Sprachen vieles geschehen, aber den dem Sprachstudium eigenthümlichen Nutzen für die Gesammtbildung erwarte man nicht. Eine so eingerichte Schule wird niemals bieten, was die höhere Schule Deutschlands anstrebt und darf deshalb nicht beanspruchen, unsere Gymnasien zu ersetzen. Was an einer solchen Schule, wenn auch im mindern Maße, für die Gesammtbildung geleistet werden soll, ist in diesem Sprachunterricht so wenig zu suchen, wie in andern Lehrgegenständen, welche auf die bloße Aneignung von Kenntnissen berechnet sind. Dafür muß in andern Unterrichtszweigen allgemeinen Inhalts das Nöthige geschehen. Inwiefern der eifrig betriebene Unterricht in fremden lebenden Sprachen dem allgemeinen Bildungszweck sogar hinderlich werden kann, werde ich an einer andern Stelle untersuchen, da diese Erwägungen über das engere Gebiet der Schule hinaus in allgemeinere Lebensregeln eingreifen.

Von ganz anderer, überragender Bedeutung ist der Unterricht in der Muttersprache. Mit den andern Kategorien des Sprach-

---

weil die Unterrichtsanstalt von der französischen Colonie begründet wurde. Wenn an dieser Anstalt gute Erfolge im Französischen erzielt werden, so geschieht dies gewiß nur, wo das Haus die Uebung unterstützt, und auch dann ist es noch fraglich, ob nicht der Gymnasialzweck dadurch beeinträchtigt wird.

unterrichts hat er wenig gemein. Es ist überhaupt keine, oder nur eine sehr untergeordnete Aufgabe des Schulunterrichts in der Muttersprache, irgendeinen Theil derselben aus dem Wortschatz oder der Grammatik dem Schüler beizubringen, oder diesen studienmäßig in die Erforschung des Sprachgefüges einzuführen. Für das Erlernen sorgt das Leben, ehe noch das Kind eines Unterrichts fähig wird; dem förmlichen Studium dagegen steht im Wege, daß die innige Verbindung des Gefühls mit dem Ausdruck, welche in der Muttersprache bis zur Identität und Gleichzeitigkeit sich steigert, in der Schullernzeit nicht gestattet, mit Nutzen die Sprache dem forschenden Geiste zu unterwerfen. Das eigentliche und selbständige Studium der Muttersprache muß als eins der schwierigsten Probleme der Forschung dem reifen Alter und einem diesem Gegenstand gewidmeten Beruf vorbehalten bleiben. Aber darum scheidet die Muttersprache nicht aus dem Schulunterricht, sondern auf jeder Altersstufe und in jeder Kategorie von Schulen erscheint sie als höchster Zielpunkt eines guten und planmäßigen Unterrichts und eng verwebt mit den bedeutsamsten Lehrgegenständen. In den niedern Schulen und den untersten Klassen der höhern Schulen concentrirt das Lesebuch den größten Theil der geistigen Bildung um sich; vom Inhalt des Lesebuchs wird der Schüler in die übrigen Disciplinen seiner geistigen Uebung eingeführt. Ebenso soll auf den höchsten Stufen des Unterrichts die Verbindung aller auf die Gesammtbildung berechneten Disciplinen mit der Muttersprache aufrecht erhalten werden, nur in dem äußerlich umgekehrten Verhältniß, daß alle diese Disciplinen nach der Vervollkommnung im Deutschen gravitiren. Und zwar liegt dies begrifflich in dem Gesammtbildungszweck als Gegensatz zum Fachzweck der Schule ausgedrückt; denn es gibt keine Bildung, als die in der Beherrschung der intimsten, d. h. also der Regel nach der Muttersprache sich offenbart. Der Bildungsproceß am Menschen bedeutet nichts anderes, als eine Erhöhung seiner Gesammtfähigkeit, welche gleichen Schritt hält mit der Befähigung des sprachlichen Ausdrucks, Eindrücke und Empfindungen treu wiederzugeben. An der höhern Schule, aus deren Kern wir das Sprachstudium erkannt haben, tritt dieser Zusammenhang am unmittelbarsten

hervor in der Disciplin, welche ohne jede Nebenrücksicht allein das Bildungsmoment in ihrer Absicht und den sprachlichen Ausdruck als unmittelbares Object der Forschung vor sich hat; in dem Unterricht der todten Sprache, welcher seines eigenen Zweckes sich bewußt wird und ihn ohne störende Combination mit Nebenzwecken verfolgt. In der That ist der richtig geleitete Unterricht im Latein und Griechisch zugleich unmittelbares Studium der Muttersprache; wie andererseits die Probe, ob der Unterricht in den todten Sprachen seinem Zwecke gemäß geleitet werde, daran sich erweist, ob und in welchem Grade derselbe nach der Ausbildung in der Muttersprache hin gerichtet oder als Selbstzweck aufgefaßt und von der Muttersprache isolirt oder gar ihr entgegengesetzt wird. Diese Universalität der Muttersprache gibt die Lösung zu einem Räthsel, welches die Aufmerksamkeit vieler auf sich zieht und Besorgnisse erregt hat, die sich glücklicherweise nicht erfüllen.

In allen Schulen höherer Ordnung vollzieht sich ein Schauspiel, welches vom theoretischen Standpunkt aus viel Unheil droht und doch diese nachtheiligen Wirkungen nicht äußert. Der deutsche Unterricht scheint an den höhern Schulen ungebührlich vernachlässigt. An den Gymnasien und Realschulen pflegt die Stundenzahl weit kleiner zu sein, als die des Latein. Nicht entfernt mit der Aufmerksamkeit und Strenge wie im Latein werden Grammatik und Stil gelehrt, Schriftsteller gelesen, und selbst wo Versuche philologischen Lesens gemacht werden, begegnen sie dem Widerstreben der Schüler und gehen oft an der bloßen Langeweile zu Schanden. Die Literatur wird unvollständig vorgetragen, kaum einzelne Perioden erfahren die Gunst des Lehrers und der Schüler. Sogar dem deutschen Aufsatz fehlt die gemeingültige Richtschnur; die Behandlung derselben gehört zu den viel umstrittenen Problemen des höhern Unterrichts; Thema, Anzahl der Aufsätze, die Ansprüche an den Schüler, die Mitwirkung des Lehrers an der Vorbereitung, die Grundsätze und Behandlungsweise der Correctur, — alles ist in Frage, dem Individualismus der Lehrer anheimgefallen. Den vielen Rathschlägen ist es bisher noch nicht gelungen, eine gemeingültige Norm zu ermitteln. Wäre die Aus-

bildung im Deutschen allein auf den systematischen Unterricht angewiesen und widerstrebten die Lehrer nur aus Eigenwillen, sich einer festen Methode zu unterwerfen, so würden die schlechten Folgen der Systemlosigkeit im ganzen Umfang der gehegten Besorgnisse schon längst sich gezeigt und die Noth würde zu irgendeiner Verständigung gezwungen haben. Aber die Systemlosigkeit ist eine Folge derselben Ursache, welche jedes Moment der Bildung für die Muttersprache verwerthet. Die strotzende Fülle des Lebens läßt sich in keine schematische Ordnung einengen, aber sie zieht ihre Säfte aus dem ganzen Bereich um sich her, und sie bedarf mehr der Pflege als des kunstvollen Hervorbringens. Der gute Unterricht in der Muttersprache wendet sich unmittelbar an die Pflege des Geistes, und wird dadurch zu einem wesentlichen Bestandtheil der Erziehung. In der richtigen Würdigung dieses Umstandes liegt das nationale Element, welches das moderne Schulwesen durchdringt und dasselbe in die politischen und socialen Bewegungen der Gegenwart hineinzieht.

In unmittelbarem Zusammenhang hiermit stehen die Reformbestrebungen, welche, von verschiedenen Gesichtspunkten ausgehend, doch dies gemeinsam haben, daß sie für den gesammten Aufbau unsers höhern Unterrichtswesens ihre Umgestaltungspläne entwerfen. Das ganze Schulwesen ist national geworden und soll popularisirt werden. Es soll keinen Sprung mehr geben von der Elementarschule für die Menge des Volkes und den täglichen Bedarf bis zur Lateinschule, welche in äußerster Exclusivität an einige bevorzugte Stände und Menschen sich wendet, um sie in Geist und Sprache der Heimat abwendig zu machen und dafür einzelne Auserwählte in den Geheimbund einer internationalen Gelehrtenrepublik einzuführen. Man ist allgemein einverstanden, daß in allen Unterrichtsanstalten bis zur höchsten Schulgattung hinauf das Deutsche zu seinem vollen Rechte kommen muß, und wenn man sich auch über die Mittel noch nicht völlig klar ist, so ist man doch über das Ziel einig, daß jeder Bildungszweck nach der Muttersprache sich hinwenden müsse. Das moderne Gymnasium ist zwar der Erbe der alten Lateinschule und mit vielen Nachtheilen des Erbthums belastet; aber eine andere Seele

belebt die Formen, an denen die Aehnlichkeit der Züge mit denen der Vorgängerin noch nicht verwischt ist. Latein, immer noch ein Hauptgegenstand, muß nach und nach aufhören Selbstzweck zu sein. Conversation, Uebersetzung eines griechischen Schriftstellers ins Lateinische, der Aufsatz, das Extemporale weichen allmählich oder geben ihre große selbständige Bedeutung auf und werden nur als Hülfsmittel zum bessern Verständniß exercirt, der grobe grammatische Irrthum ist keine Todsünde mehr, die Versündigung gegen das feinere Verständniß fällt empfindlicher ins Gewicht und wird schärfer gerügt; die Uebersetzung übernimmt die wichtigere Rolle und empfängt eine höhere Tendenz. Nunmehr darf man in Wahrheit sagen, daß, einem großen und einheitlichen Plane folgend, der lateinische Unterricht zugleich Unterricht im Deutschen ist. Daher die an sich auffällige und ohne Kenntniß dieses Zusammenhanges fast wunderbare Erscheinung, daß, während der Unterricht in allen unmittelbaren Disciplinen der Muttersprache (Literaturgeschichte, Grammatik, Aufsatz, Lese- und Redeübung) sehr im argen zu liegen scheint, keinerlei Methode folgt und nicht sonderlich viel zu Stande bringt, doch die Ansprüche an der Gesammtleistung im Deutschen immer höher gespannt, bei Versetzungen in die obern Klassen und besonders bei der Abgangsprüfung immer maßgebender und in ihren großen Zügen besser erfüllt werden als in den Einzelheiten. In diesen sind die Nachwehen der frühern Periode der Vernachlässigung immer noch zu verspüren; die bescheinigte Reife des Gymnasialabiturienten schützt noch nicht vor grammatischen Fehlern, Verstößen gegen die Schreibregeln niederer und höherer Ordnung. Aber in der Klarheit, Elasticität des Ausdrucks, in der Wahrheit und Treue der Empfindung ist ein großer Fortschritt sichtbar. Es kann heute gewiß nicht mehr vorkommen, daß der lateinische Aufsatz des Abiturienten größere Reife und Sicherheit aufweise als der deutsche; und es kommt auch gewiß nicht mehr vor, daß die Mängel im Deutschen durch Vorzüge des lateinischen Aufsatzes compensirt werden.

Wenn dennoch, wie ich an anderer Stelle nachgewiesen habe, die heutigen Gymnasien weit hinter den Ansprüchen zurückbleiben, zu denen die neunjährige Gymnasialperiode und zwölf- bis drei-

zehnjährige Schulzeit vollauf berechtigen, wenn Elementarkenntnisse verabsäumt, zu wenig Bildungselemente eingepflanzt werden, so liegt ein großer Theil der Schuld auch darin, daß immer noch nicht die Basis für den Schulplan gefunden ist, der alle seine Lehrgegenstände in Inhalt, Methode und Zeitaufwand nach dem Hauptzweck der gesammtbildnerischen Vorbereitung regelt. Hierfür der Grund ist die noch nicht genügend erfaßte Scheidung zwischen der rein wissenschaftlichen Tendenz des Studiums in einigen, und der rein praktischen Tendenz der Aneignung von Fertigkeiten in andern Zweigen des Unterrichts. Die schärfst ausgeprägten Zeichen dieser Verworrenheit treten hervor in dem Streit um die Sprachen, welche und wie dieselben gelehrt werden sollen; in dem starren Festhalten an den ungeläuterten Traditionen auf der einen und in der gänzlichen Verachtung alles der Bildung allein gewidmeten Sprachstudiums auf der andern Seite. Erst wenn dieser Kampf ausgekämpft und die richtige Schätzung der Disciplinen nach der bezeichneten Richtung gewonnen ist, wird die Schule ihren angemessenen Platz in der Culturentwickelung finden. Die Erziehung der Nation aber wird vielen Nutzen davontragen, wenn ein mächtiges Glied an der großen Kette der Erziehungsfactoren an seine richtige Stelle gebracht ist.

VII.

Der Menſch und ſein Geſchlecht.

1.

Der Mensch und sein Geschlecht; dies umfaßt den gesammten Umfang unserer inhalterfüllten Vorstellungen; darin liegt alles eingeschlossen, was den Menschen bewegt, ob es aus seinem Innern komme oder von außen an ihn herantrete; alles was sein Begehren erregt, von dem niedrigsten Gelüsten bis zu dem feinsten immer noch praktischen Ideal, welches in der Vorstellung des Vollkommenen den Sinn erhöht und das Thun veredelt.[1])

Was der Mensch sei, was er vermöge, was er für sich und sein Geschlecht bedeute, ist der Anfang und das Ende jeder Forschungsweisheit; wie er sein Leben am besten verwerthe, ist der Anfang und das Ende jeder Lebensweisheit; und das wahre Ideal als das realisirbare Vorbild des schönsten Lebens besteht darin, daß der Mensch nach dem höchsten Maß seiner vollentwickelten Kräfte sich und dem Geschlecht Vortheil verschaffe, sich Wohlbefinden bereite und den andern die Mittel des Wohlbefindens vermehre.

Diese Lebensanschauung habe ich aus den geschichtlichen Begebenheiten und dem Inhaltsvergleich verschiedener Culturperioden,

---

[1]) Der Mensch kann es niemals unterlassen, sich mit sich selbst zu beschäftigen. An den Vorgängen außerhalb seiner geht sein Interesse nur so weit, als sein Empfinden hierfür angeregt ist, und der Antheil richtet sich nach der Beschaffenheit des Empfindens.

Dies Moment der Subjectivität beherrscht seine Beziehungen zur Außenwelt und schließt jede reine Objectivität in der Wahrnehmung aus.

Der Fehler der subjectivistischen Philosophie bestand darin, daß sie auch die Anregung ausschließlich nach innen verlegte.

aus allen Methoden der Forschung, welche unser Erkennen gefördert haben, aus meiner eigenen Beobachtung des menschlichen Wirkens geschöpft und nachdenkend im Wesen des Menschen bestätigt gefunden.

Die Beobachtungen aus der Geschichte und im Leben mögen in ihrer Darstellung über sich selbst Auskunft geben, über meinen Gedankengang will ich es in einigen Hauptzügen thun.

Ich neige nicht zu metaphysischen Speculationen, weil ich sie beim heutigen Stand unserer Erkenntniß für unproductiv und deshalb unberechtigt halte. Damit schließe ich nicht aus die Berechtigung des Glaubens, welcher außerhalb jeder Speculation sich stellt und blos subjective Geltung beansprucht.[1]) Auch verneine ich nicht die geschichtliche Berechtigung der metaphysischen Speculationen in der Vergangenheit, nur erwarte ich heute und in Zukunft keinen Nutzen mehr von ihrer Fortsetzung.

Auch die Philosophie hat einen geschichtlichen Beruf, welchen sie dem Zeitbedürfniß anpaßt. Während der Gottesbegriff sich entwickelte, durfte der Mensch, weil er es noch mit Nutzen thun konnte, der Neigung des Forschens folgen, welche mit jenem beherrschenden Thema zusammenfiel. Als er nach der Auffindung der Gesetze rang, welche am leichtesten aus den überwältigenden Erscheinungen sich abziehen ließen, waren die Theogonien und Kosmogonien berechtigt, weil, wie immer verfehlt der wörtliche Inhalt der Lehren und Systeme war, auf dem Wege zu demselben Gesetze aufgefunden wurden, welche für die Enge des damaligen Gedankenvorraths und Gesichtskreises ausreichten. Damals galt es dem völlig unorientirten Menschen, in der großen Summe der zerstreuten Erscheinungen und der hiernach gestalteten Vorstellungen eine

---

[1]) Die religiöse Empfindung und die Art, wie das gläubige Gemüth sich zurechtfindet, achte ich wie die Bethätigung jeder andern Anlage. Für unzulässig und für vergebliche Mühe halte ich, diese Empfindung zur bessern Erkenntniß des Menschen und dieser Welt zu verwerthen. Der reinste Glaube hat von jeher auf jede Nutzanwendung verzichtet. Diese tritt immer stärker hervor, je mehr weltliche Motive sich der Glaubenslehre beimischen.

gewisse Einheit und Ordnung herzustellen, und dazu war das Hinaufstreben nach den letzten und höchsten Ursachen besonders tauglich.[1]) Seitdem ist alles, was auf diesem Wege lag, aufgefunden, in den Nutzen der Menschheit verwendet, Gemeingut geworden; von den Zielen aber der metaphysischen Forschung haben wir erfahren und vernunftmäßig eingesehen, daß sie mit unsern Erkenntnißmitteln nicht zu erreichen sind. Die Sehnsucht nach dem Unbegreiflichen wird vielleicht niemals aus unserer Natur ausscheiden, aber wir lernen immer deutlicher die Grenze kennen, bis wohin dieser Zug unsers Gemüths für die Erweiterung unsers Wissens verwerthbar, für die bessere Erkenntniß der begreiflichen Dinge tauglich ist und von wo an er uns um das Undringliche irreleitet. In den hohen Strebungen der Metaphysik haben wir die nützlichen Kategorien von Geist und Materie erfahren; nützlich für unsere Selbsterkenntniß, weil in Leib und Seele zwei Zusammenfassungen gewonnen sind, unter welchen sich zahllose, anscheinend widersprechende Erscheinungen übersichtlich ordnen und bis zu einem gewissen Grade aufklären lassen. Aber der Inhalt der Lehre, welcher einen Theil Gottes als Seele in den Menschen verlegte, brachte uns kein besseres Verständniß weder von Gott noch von uns selbst, und die schematische Zweitheilung hatte keinen andern Nutzen, als daß sie zu den Wissenschaften überleitete, vermöge deren wir unsere Bestandtheile und Eigenschaften besser verstehen lernen und die Einheit unsers Wesens erfahren.

Zu den größten Errungenschaften der neuesten Geistesrichtung zähle ich, daß die Metaphysik ihre Vorherrschaft aufgegeben hat, daß die Begriffe des Ewigen und Unendlichen sich damit begnügen, dem in die dunkle Ferne vordringenden Wanderer als Leuchte voranzugehen. Denn viele klare Vorstellungen entstehen, von vielen Erscheinungen erfährt der Mensch die Ursachen, während

[1]) So hat die Alchymie zwar niemals das ersehnte Goldmachen gelehrt, aber viele Naturgesetze aufgedeckt. Und am Begriff des Unendlichen selbst zeigt die Mathematik, wie er als Uebergang von Endlich zu Endlich rechnerisch zu verwenden ist, obschon es uns immer unbegreiflich bleibt und deshalb als Schlußergebniß selbst im rechnerischen Sinne werthlos ist.

er mit Eifer über den Gott in ihm und außer ihm nachsinnt, aber nichts schöpft er aus dem Wesenlosen oder Unerreichbarhohen, sondern auf der Rückkehr zu sich selbst und der hier ihn umgebenden Welt sammelt er die fruchtbaren Gedanken ein; und dies ist der einzig greifbare Lohn des Fluges in unendliche Höhe.

Seit Jahrtausenden vergeblich haben Forscher um den Urgrund des Lebens sich bemüht und nicht einen Schritt sind wir der Lösung des Räthsels näher gekommen. Endlich dringt, infolge der bessern Kenntniß unsers eigenen Wesens, die Ueberzeugung durch, daß wir die Fragen über „die letzte Ursache" schlechterdings mit unsern Erkenntnißmitteln nicht beantworten können [1]), und die Welt fängt an, sich dabei zu beruhigen.

Ehedem gab es zwischen der Erde und dem Himmel lebhafte Beziehungen, welche nicht blos das Gemüth des Einzelnen beschäftigten, sondern auch in die Handlungen und Einrichtungen dieser Welt eingriffen. In den ältesten Zeiten vermischten sich die Götter mit den Menschen ganz nach Menschenart; später vermittelten Orakel, Propheten und Priester die Absichten und Meinungen der Ueberirdischen. Unter der Herrschaft des geläuterten Gottesbegriffes waren es gelegentliche Offenbarungen, welche den irrenden Menschen die großen Richtpunkte anwiesen, überbrachten Engel die himmlischen Botschaften, geschahen Zeichen und Wunder, unterhielten Propheten, Heilige und Priester den Verkehr, der ein

[1]) Ich verweise auf die Darlegungen Kant's über die Grenzen des Denkens, welche in neuerer Zeit von bedeutenden Naturforschern, besonders von Du Bois-Reymond, wieder aufgenommen sind.

Die Anschauung selbst ist alt und liegt den religiösen Vorschriften zu Grunde, welche jede Verpersönlichung Gottes verbieten.

Nach meiner Anschauung läßt sich der Beweis kurz dahin zusammenfassen, daß der Mensch als Instrument der Beobachtung nicht das Ewige und Unvergängliche widerspiegeln kann. Auch im Denken ist er an den Umfang und die Beschaffenheit seiner Anlagen gebunden. Da jede Wahrnehmung mit dem Geiste des Wahrnehmenden sich erfüllt und sich so darstellt, wie die individuelle Empfänglichkeit des Beobachtenden sich gestaltet, so ist es unmöglich, daß der in Endlichkeit und irdischen Vorstellungen sich erschöpfende Mensch über Unendliches, über das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein von Ueberirdischen zu irgendeinem gültigen Schluß komme.

ganz weltliches Aussehen hatte. Bis in unsere moderne Geschichtszeit wird von den Wegen Gottes und den Einrichtungen des Himmels mit einer Anschaulichkeit gesprochen, welche nicht in Symbol und Gleichniß sich umdeuten läßt. Selbst die Wissenschaft nahm viel Ueberirdisches ohne jede Anzweiflung in sich auf, wie heutzutage viele als bekannt vorausgesetzte Thatsachen, und wahrheitsliebenden Forschern war das Göttliche viel begreiflicher als die oft räthselhaften stets unabgeschlossenen Begebenheiten dieser Welt. Für jede Lücke in der Harmonie der Erscheinungen gab es eine Ergänzung im Bereich des Himmels, für jeden hier sichtbaren Widerspruch eine befriedigende Lösung dort. Und solange dies mit unbefangenem Sinn geschah, entbehrte das Streben weder der Wahrheit noch des productiven Erfolges; denn unter den gegebenen Voraussetzungen gewann der Mensch auch auf diesem Wege neue Einsichten, welche ihn über seinen damaligen Standpunkt hinausführten. [1])

Diese Periode ist nun vorüber. Den praktischen Beweis hierfür finde ich in den Anschauungen und im Verhalten der Frommgläubigen, welche allesammt die Zeiten der Offenbarungen und Wunder für abgeschlossen erklären und den Verkehr mit Gott in das tiefste Innere verlegen. Die Gläubigsten behaupten nicht mehr die Kenntniß der himmlischen Einrichtungen, weisen die Menschenähnlichkeit Gottes und seines Reiches als ein Sacrileginm zurück, und wo, wie beispielsweise in dem Curialstil der katholischen Kirche, die alte Ausdrucksart noch beibehalten wird, verlangen die Gläubigen selbst, daß sie nicht in dem unmittelbaren Sinn des Wortausdruckes genommen werde. Die Hyperorthodoxie stellt noch vereinzelte Nachzügler [2]), aber ihre grobsinnliche Vermischung des Himm-

---

[1]) Die philosophischen Systeme können, wie jede Bewegung des Geistes, nur nach den Anschauungen und dem Bildungsstande ihrer Zeit richtig gewürdigt werden. Die Wahrheiten, welche sie aufdecken, der Denkproceß, zu welchem sie anleiten, ist ihr inhaltliches Verdienst; das System dagegen ist das Gewand, dessen Dauer und Geltung den Wirkungen der Zeit unterliegen.

[2]) Der praktische Politiker und Staatsrechtslehrer Professor Stahl war ein solcher Nachzügler, wie ich glaube in Deutschland der letzte, welcher ein System auf diesen überwundenen Anschauungen aufrichtete. Er leitet die Fundamente einer

lischen mit dem Irdischen erregt bei den Frommgläubigen Anstoß, bei den übrigen Spott.

Hier und da werden freilich die alten Neigungen wiederkehren; sogar innerhalb unsers Culturbereiches sehen wir die Metaphysik in neuen, anscheinend ganz materialistischen Schemen zum Vorschein kommen. Aber ich nehme nicht an, daß sie je wieder einen bedeutsamen Einfluß auf das Leben gewinnen werde.

Indem wir den Gottesbegriff und die unenthüllbaren Geheimnisse der Urentstehung aus unserm philosophischen Denken ausscheiden, geben wir weder das ursprüngliche Ziel noch die Methode des Forschens auf. Der Mensch will über sich ins Klare kommen, ergreift mit Eifer jedes Mittel, welches ihn hierin einen Schritt vorwärts bringt, und da er aus dem Ueberirdischen keine Belehrung mehr erlangen kann, vertieft er sich mit um so größerer Sammlung in die vergleichungsfähigen Merkmale, welche die begreifliche Welt darbietet. Dies ist auch im Umfang des Denkens keine Verminderung gegen früher, sondern Ausdruck und Folge eines inhaltvollen Fortschrittes. Denn während wir in dem Ueberirdischen doch nur eine willkürlich gestaltete Vorstellung von sehr engem Umfang [1]) aufgeben, enthüllen sich in den Dingen

---

guten Staatseinrichtung vom himmlischen Regiment ab. In seiner „Philosophie des Staatsrechts nach geschichtlicher Ansicht" empfiehlt er die ständische Verfassung mit nur berathender Stimme der Stände durch den Hinweis auf das Reich Gottes, in welchem Gott von den Engeln sich berathen läßt, aber in seiner Schlußentscheidung an den Rath nicht gebunden ist. Drückt diese Ausführung eine empfundene Anschauung aus, oder war sie auf die Vorstellung bestimmter Zeitgenossen, namentlich auf die damals in Preußen schwebenden Verfassungserwägungen und den Kronprinzen, später König Friedrich Wilhelm IV. berechnet? Auf den heutigen Leser macht der Ernst des Arguments den Eindruck des Komischen.

Sehr interessant ist die Begegnung dieses Nachzüglers mit der Vorhut der nach der entgegengesetzten Richtung hinsteuernden Vorhut der Naturforscher, welche gleichfalls „nach geschichtlicher Ansicht" die Thierstaaten für das Vorbild unsers Staates erklären.

[1]) Philosophie und Poesie haben es in ihren metaphysischen Deductionen und Darstellungen zu keinen weittragenden Ergebnissen gebracht. Beide

dieser Welt endlose Reihen der Vergleichung und Belehrung. Es gibt nichts in dem wesenerfüllten Raume, dessen Erforschung nicht irgendetwas zur bessern Erkenntniß des Menschen beitrüge.

2.

Die erhebliche Ausdehnung unserer Naturkenntniß hat innere Verwandtschaften an Stelle der äußern Aehnlichkeiten gesetzt und, statt der frühern Trennung der Natur in große Bereiche, Durchblicke eines Zusammenhangs eröffnet, der von den untersten Stufen des organischen Lebens, vom Anorganischen selbst bis zum Menschen hinaufführt. Diese aneinander geschlossene Stufenfolge begünstigt das System der Vergleichung und verlegt den Schwerpunkt der Forschung in die Fragen, wodurch benachbarte Gebiete sich in so tiefen Einschnitten voneinander absondern. In dem Mittelpunkt steht heute wie immer der Mensch, aber die andere Seite der Vergleichung schließt sich den veränderten Bedürfnissen an.

Für den heutigen Stand unserer Einsichten tritt, nach meinen Anschauungen, in den Vordergrund die Feststellung des Verhältnisses, welches der Mensch innerhalb der lebenden, mit Selbstbewegung ausgestatteten Organismen einnimmt.[1]) Nachdem der

leiden an einer gewissen Monotonie bis zu dem Punkte, an welchem sie, wenn auch zuweilen unter metaphysischen Bildern, in das irdische Leben wieder eintreten.

In der Poesie bestätigen dies die drei größten Dichterwerke, welche sich mit dem Jenseits beschäftigen, Dante's „Göttliche Komödie", Milton's „Verlorenes Paradies", Klopstock's „Messiade".

[1]) Der Werth der Forschungsobjecte ist nicht beständig derselbe, sondern wechselt mit dem Bildungsstand. Ich halte es für keinen Zufall, daß in neuerer Zeit die Physiologie einen so starken Aufschwung genommen hat und die Entwickelungstheorie die Gelehrten und die gebildeten Laien anzieht. Der Zeitpunkt fällt genau mit dem gänzlichen Verlassen der Metaphysik zusammen. Seitdem ist die Untersuchung der Organismen nach ihrem stofflichen Inhalt, ihrer Structur und ihren Kraftäußerungen die leitende Disciplin der Gegenwart. Sehr wahrscheinlich wird dies so lange anhalten, bis das Verhältniß zwischen Mensch und Thier mit allen Hülfsmitteln der Naturwissenschaften klar gestellt ist.

Gottesursprung und die besondere Gottähnlichkeit des Menschen aufgehört haben, uns über die Räthsel dieser Welt und über die Räthselhaftigkeit unsers Wesens zu beruhigen, wendet sich die Betrachtung nach unten hin und es entsteht die Frage, welcher Art die Gemeinsamkeit und Verschiedenheit der Menschen und der übrigen Thiere sei, und was hieraus für das Wesen, den Entwickelungsgang, die Aussichten und Obliegenheiten der Menschen sich ergibt.

Wohl hat man schon in der Periode metaphysischer Speculation Hinblicke auf die Thiere geworfen und sie gewissermaßen spielend mit dem Treiben der Menschen in Verbindung gesetzt. Aber alles dies geschah an dem Leitfaden blos äußerer Aehnlichkeiten und man drang nicht in die Tiefe der grundlegenden Ursachen. Jetzt dagegen hat die Forschung in den vielen dargelegten Verwandtschaften des Ursprungs und der Eigenschaften die Momente der Vergleichung vertieft und Gegensätze der Anschauungen geschaffen, denen gegenüber entschiedene Stellung genommen werden muß, soweit die geschichtliche Erfahrung uns einen zuverlässigen Schluß gestattet.

Ich nun gehe davon aus, daß bei allen Berührungspunkten und Uebereinstimmungen der Mensch doch ein wesentlich anderes ist als irgendein Thier, und wenn man den begrifflichen Ausdruck gelten lassen will, ein anderes auch als die Idee, welche in allen Thieren zusammen zur Manifestation gelangt. Und ich nehme ferner an, daß die Enthüllungen der neuesten Forschung den Grund für diese Anschauung verstärken. Je näher der Mensch ursprünglich solchen Wesen gestanden haben mag, welche im Laufe der Entwickelung so weit hinter ihm zurückgeblieben sind, um so großartiger erscheint der Fortschritt, welchen die Geschichte des Menschengeschlechtes vollzogen, um so mächtiger muß die Uranlage sein, welche einen solchen Fortschritt bewirkt hat.

Schon in dem Stadium der äußern Aehnlichkeiten hat die aufsteigende Tendenz von den niedrigsten zu den höchsten Organismen den Gedanken einer allmählichen Entwickelung angeregt, an deren äußerstem Abschluß der Mensch stehe als das vollkommenste Thier, welchem nach langen Vorbereitungen die sonst zerstreut vorkommenden Anlagen in relativ höchster Vollkommenheit

angeeignet seien. Dieser Gedanke hat früh in den Formeln des Schöpfungsglaubens und neuerdings in den Formeln der Entwickelungstheorie sich gleichmäßig zurechtgefunden. Der schaffende Wille, sagt der Glaube, habe sich selbst das Gesetz auferlegt, seine Geschöpfe stufenweise aufsteigen zu lassen und den Stufen ein harmonisches Maß zu geben. Und die Entwickelungsformel lautet, die Schaffenskraft stehe selbst unter dem Gesetz, welches sie zwinge, ohne Sprung von dem Niedrigen zu dem Höhern aufzusteigen; das vollkommenere Geschöpf befinde sich in unmittelbarem Anschluß an das nächstvollkommene und sei in seinen Platz hinaufgerückt durch irgendeine Erhöhung oder Verfeinerung eines entsprechenden Organs. Diese sehr frühen Anschauungen haben sich einen präcisen Ausdruck verschafft in der modernen Entwickelungstheorie, welche im letzten Ziel auf eine einheitliche Anlage in allen lebenden Wesen hinausgeht, sogar den Nachweis einer solchen einheitlichen Anlage in allen Existenzen anstrebt.[1])

[1]) Den Kern der Theorie glaube ich richtig in folgendem Gedankengang zusammenzufassen. Es gab Substanz und Bewegung (Stoff und Kraft). Fortgesetzte Bewegung verleiht einzelnen Substanztheilen, wie sie der Zufall zusammenfügte, selbständige Bewegungsfähigkeit, welche zugleich Bewegungsbedürfniß ward. Um sich diese Eigenschaft zu wahren und eine Einheit zu bleiben, mußte das so gebildete Wesen fortwährend die Stoff- und Kraftbedingungen sich erhalten, oder sich verschaffen, von denen die Erhaltung jener Eigenschaft abhing. Welchem Wesen dies nicht gelang, ging unter; welchem es mit den einfachsten Mitteln der Selbsterhaltung gelang, verharrte in dem ursprünglichen Zustande. Aber einzelne Wesen mußten an Kraft oder Stoff Neues sich aneignen, um nur die gewonnene Bewegungsfreiheit zu erhalten, und in dieser durch die Noth auferlegten Erweiterung entstanden nützliche Neubildungen (Glieder oder Eigenschaften), welche unter gleichartig fortgesetzten Uebungen sich befestigten, Typen wurden, Gattungen und Arten bildeten. Der Mangel der Erhaltungsbedingungen führte den völligen Untergang ganzer Gattungen herbei, die Unzulänglichkeit der Erhaltungsbedingungen bewirkte die Einbuße gewonnener Eigenschaften (Entartung); andere Einzelwesen, denen die Möglichkeit zufällig nahe lag, zwang die Nothwendigkeit zur erweiterten Gliederung oder zu größerer Anstrengung der vorhandenen Glieder, was ihnen deutlichere, schönere Formen und größere Geschicklichkeit einbrachte. Hierin liegt das Entwickelungsbild vom Chaos bis zu den jetzt vollkommensten Bildungen, bis zu den noch vollkommenern Möglichkeiten der Zukunft und den zwischenspielenden Degenerationen.

In dem Fundament dieser Lehre erkennt man die Hülfsmittel der alten

Danach ist der Mensch kein ursprünglich eigengeartetes Geschöpf, sondern er hat sich aus einem seinerzeit höchst entwickelten Thier unter dem Druck der Noth ausgebildet, wie etwa eine Qualle, welche vielen Kalk verschlucken mußte, zur höhern Ordnung der Schnecke aufgestiegen sein mag.

Hervorgerufen ist diese Anschauung durch eine Reihe von Wahrnehmungen und Schlüssen, welche auch ich als richtig anerkenne. Die Lebensläufe der Menschen und Thiere bestätigen täglich die große Rolle, welche die aus Zufall und Streben zusammengesetzten Geschicke der Individuen in jeder Gattung von Geschöpfen spielen. Die Geschichte des Menschengeschlechtes offenbart eine stetige zu größerer Vollkommenheit hinaufsteigende Entwickelung, welche an sehr geringe Anfänge und an ein dereinstiges nachbarliches Beieinander der Menschen und Thiere glauben läßt. Aber bei aller Anerkennung solcher Voraussetzungen und bei aller Achtung der wichtigen Auffindungen, welche das Aufsuchen einer einheitlichen Anlage uns bereits eingebracht hat, muß ich doch jene auf die Menschwerdung bezügliche Schlußfolgerung der modernen Entwickelungstheorie als unerwiesen und unerweisbar, unrichtig und werthlos ablehnen.

Auf die entgegengesetzte Anschauung über das Ursprungsverhältniß der Menschen und Thiere lege ich Gewicht, nicht um in den Streit über die angeblich verletzte Menschenwürde einzutreten, auch nicht aus bloßer Neigung, ein in unenthüllter Ver-

---

Genesis und Metaphysik wieder. Erst in der Mitte gewinnt der Forscher festen Boden, so z. B. für die Untersuchungen an den niedrigsten Organismen der Meeresfauna, wie die Gliederform einzelner solcher Organismen uns noch eine einfache bewegungsfähige Substanz zu denken gestattet; wie in allmählichen Uebergängen die Glieder sich befestigen, neue Glieder sich anbilden, Thiere mit größerm Bewegungsumfang sich ausbilden, eine feste Construction gewinnen.

Da ich von den genetischen Speculationen grundsätzlich mich fern halte und über die rein zoologischen Ergebnisse der Forschung zu urtheilen mich nicht berufen fühle, so setzt meine Betrachtung im Texte da ein, wo die hier umrissene moderne Entwickelungstheorie den Uebergang einer Thiergattung in die Menschengattung sucht und aus der reinen Zoologie wieder in das Gebiet der speculativen Philosophie übertritt.

gangenheit gelegenes Ereigniß aufzuklären, sondern weil diese Gegensätze, wenn richtig erfaßt, sich als die beiden Ausgangspunkte erweisen, an denen die Gedankenrichtungen über Sinn und Ziel des Menschenlebens auseinandergehen.

Deshalb kommt es darauf an, die Gegensätze in ihrem Kern zu erfassen, und nicht, wie häufig geschieht, bei einem für die Geschichtsbewegung ganz unbedeutenden Zwischenpunkt zu verweilen.

Die Frage, ob der Mensch aus einem Affengeschlecht entsprossen sei, hat in dem Rahmen, innerhalb dessen der Streit gegenwärtig geführt wird, nicht entfernt die Wichtigkeit, welche die Tagesmeinung ihr beilegt. Niemand behauptet, daß irgendeine jetzt bestehende Affenart jemals zum Menschen sich entwickeln werde oder einen menschenähnlichen Entwickelungsgang aufweise. Die kühnste Hypothese wagt sich nicht weiter vor, als daß der Mensch dereinst gleichfalls eine Affengattung gebildet, oder sagen wir schlechtweg, daß es eine bestimmte Gattung eines Menschenaffen gegeben habe, von welcher eine Anzahl Individuen durch das Menschengeschlecht resorbirt worden, der ganze übrige Rest ausgestorben sei. Dies aber macht es zu einer Sache der bloßen Nomenclatur, ob man jenes Geschöpf in seinem frühern unvollkommenen Zustand als Mensch, als Affen oder als Menschenaffen bezeichnet. Moral, Religion, Menschenwürde haben nicht das mindeste Interesse an der Beantwortung der solcherweise gestellten Frage. Wie die Zoologie dabei betheiligt ist, lasse ich außer Betracht; für die Bestimmung des Menschen, für die Auffindung eines letzten Grundes ergibt sich hieraus keinerlei Folge. Ebenso bedeutungslos ist für mich die Anschauung, daß in einer frühern jetzt nicht mehr gültigen Weltordnung ein Uebergang von Mensch und Thier vorhanden gewesen sei; etwa nach Analogie der religiösen Anschauung, daß dereinst Gott, die jetzt unabänderlichen Naturgesetze durchbrechend, mit Wundern in den Lauf der Natur eingegriffen habe.

Zum Zweck einer nutzbaren Forschung kommt es allein darauf an, ob nach den jetzt erkennbaren und fortwirkenden Regeln anzunehmen sei, daß ursprünglich der Mensch mit der ganzen Thierwelt oder einem Theil derselben von einerlei Stoff und Anlagen gewesen, durch Noth und Gelegenheit die Eigenschaften ver-

schieden sich gestaltet und danach aus derselben Thiergattung einzelne Individuen zum Menschen, andere zu andern Thiergattungen sich entwickelt haben, welche als solche noch neben uns bestehen, und wie hieraus gefolgert werden müßte, unter gleichartiger Noth und Gelegenheit dereinst zu Menschen sich umformen könnten.[1]) Einen solchen Ursprung des Menschen verneine ich als unvereinbar mit den Gesetzen, welche wir an Mensch und Thier wahrnehmen. Wie diese jetzt beschaffen sind, als geschlossene Kategorien nebeneinander bestehen und in die Zukunft eingehen, fehlt es an jedem Uebergang von den thierischen Anlagen zu denjenigen menschlichen Anlagen, welche das Menschthum im Menschen begründen, von den Fähigkeiten, welche das Thier in gleicher oder ähnlicher Art wie der Mensch besitzt, zu den nach Zahl und Gehalt weit überwiegenden Fähigkeiten des Menschen, die über den Thätigkeitsberuf der Thiere hinausgehen; und hieraus schließe ich, daß, wie es in Zukunft nicht geschehen kann, so auch in der Vergangenheit niemals ein Thier zum Menschen sich entwickelt hat.[2])

3.

Die Sprache ist die unüberschreitbare Grenze zwischen dem Menschen und der übrigen Thierwelt. Hier

---

[1]) Ich habe nicht gefunden, daß diese Folgerung thatsächlich gemacht wird, aber auch keinen triftigen Einwand, weshalb die Thiere, welche die Wandlungsfähigkeit ehedem besessen haben, sie jetzt nicht mehr besitzen sollten. Indessen, es interessirt für den Gang meiner Betrachtungen nicht, über die Möglichkeiten oder Hindernisse einer unter Umständen sich wiederholenden Entwickelung einen Streit einzuleiten, und ich vermeide deshalb die episodische Einschaltung der Erwägungen hierüber.

[2]) Ich will nicht behaupten, daß die Unmöglichkeit des Uebergangs allein zwischen dem Menschen einerseits und den übrigen Thieren andererseits stattfinde. Vielmehr halte ich diese Unmöglichkeit für die begriffliche Abgrenzung der Gattungen gegeneinander. Mir liegt nur daran, diese Thatsache zwischen dem Menschen und den übrigen Thieren zu constatiren. Die höhere Ordnung des Menschen wird durch den größern Inhalt der ihm eigenthümlichen Anlagen bestimmt, nicht durch die Unmöglichkeit des Ueberganges, welche zwischen dem höhern und dem niedern Organismus stets wechselseitig ist.

begegnen wir einer Erscheinung, welche den Beruf und die Gewalt der Trennung jedem unbefangenen Beobachter entgegenträgt, dem Forscher aber in größerer Tiefe und Fülle enthüllt. Mir wenigstens taucht, wie aus einem unerschöpflichen Borne, täglich in gleicher Frische diese Ueberzeugung auf, da ich vernunftbegabte Wesen in dem engsten Raume nebeneinander sich bewegen, unter zahllosen Berührungspunkten, Aehnlichkeiten der Formen, Uebereinstimmungen der Triebe, und doch in so gesonderter Scheidung verharren sehe, als ob unmeßbare Fernen sie voneinander trennten, und Jahrtausende haben die Entfernung nicht um eine Linie vermindert; nur weil die Thiere es zu keinem artikulirten Laut und zu keiner weitreichenden Verständigung untereinander bringen, während die Menschen durch die Sprache ein mächtiges Band umeinanderschlingen, zu immer größern Geschicklichkeiten gelangen, zu immer höhern Absichten hinaufsteigen. Mehr als der Anblick des Himmelszeltes mit den ewig sichtbaren, ewig räthselhaften Weltkörpern ergreift mich das Wunder der nahe nebeneinander weilenden, unnahbar geschiedenen Welten, von denen ich Schritt für Schritt mich täglich umgeben sehe.

Diesem Wunder gegenüber hat mein Intellekt nicht eher Beruhigung gefunden, als bis ich in der Sprache das Product der Uranlage erkannt habe, welche dem Menschen einen völlig andern Lebensinhalt zuertheilt, einen völlig andern Entwickelungsgang auferlegt hat, als den übrigen Thieren. Zweck und Plan der Schöpfung liegen außerhalb meiner Betrachtung, ich verzeichne nur die in ihrer Ursache erklärliche, folgenreiche Erscheinung, daß der Mensch in seiner Uranlage auf das Sprechen eingerichtet und ebendadurch zu seinem hohen Ziel bestimmt, außerhalb der Linie aller übrigen lebenden Wesen gestellt ist.

Denn die Sprache ist keine bloße Kunstfertigkeit, der ihr zu Grunde liegende Trieb ist keine bloße Hinzufügung zu den andern Anlagen, welche allen oder mehrern Gattungen der lebenden Organismen gemeinsam sind, sondern sie durchdringt alle menschlichen Anlagen und gibt ihnen das eigenthümlich menschliche Gepräge, welches jede von ihnen über die entsprechende thierische Anlage weit hinaufhebt.

Die Mechanik des Sprechens ist freilich an die Beschaffenheit der Sprachwerkzeuge gebunden, aber diese kommen in Thätigkeit nur infolge der Gesammtorganisation, welche das mit ihr begabte Individuum zum Träger des Menschthums macht, während andererseits jedes Glied, jede Fiber am menschlichen Körper an der Redebefähigung theilnimmt und auf diese eingerichtet ist.[1]) Es gibt Thiere, deren Sprachwerkzeuge der menschlichen gleichen und, soweit das Maschinenhafte in Betracht kommt, artikulirte Laute und einzelne Worte hervorzubringen im Stande sind; aber darum wird doch niemals ein Thier zu reden beginnen[2]), während der Mensch nicht etwa durch Zufall oder freie Wahl zu reden begonnen hat, sondern vermöge des Gesetzes, welches den Menschen wie jedes andere Thier zwingt, seine Organisation nach dem Umfang seiner Anlagen zu erfüllen. Daneben mag selbständig untersucht werden, ob der Mensch vom Uranfang an oder erst an einem spätern Zeitpunkt seiner Entwickelung zu reden angefangen habe; gesetzt daß, was ich nicht glaube, unsere frühesten Geschlechtsahnen die Gabe der Rede in keiner Weise geäußert und die Redefähigkeit erst allmählich aus den Uranlagen ausgebildet hätten, es würde darum doch eine unerschütterliche Wahrheit sein, daß aus keinem andern Thiere der Mensch entwickelt werden konnte, als welches durch seine Anlagen auf das Menschthum eingerichtet war und zur Rede gelangen mußte.

[1]) Um mit der herkömmlichen Ausdrucks- und Anschauungsweise mich abzufinden, erinnere ich an die Analogie, daß der Seele ein örtlich bestimmter Sitz im Körper angewiesen, doch damit der Gedanke verbunden wird, daß die Seele alle Glieder durchdringt.

[2]) Ich lasse dahingestellt, ob nicht die Naturwissenschaft auch in der äußern Gestaltung der thierischen Wortnachahmungen eine substantielle Verschiedenheit von der menschlichen Lautbildung nachweisen könnte. Aber selbst die völlige Uebereinstimmung aller physikalischen Effecte würde die „Worte" der Thiere nicht zum Ausdruck eines Mittheilungstriebes, also nicht zum Range der menschlichen Rede erheben. Dagegen schließt die Verständigung der Menschen durch andere Mittel als durch Wortbildungen, wie die Zeichensprache der Taubstummen gerade in dieser Hinsicht alle Merkmale der menschlichen Rede in sich.

Diese in der Sprache vorgezeichnete, unüberschreitbare Grenze muß auch die Entwickelungslehre achten. Dagegen schließt der weit höhere Beruf des Menschen nicht die gemeingültige Regel der Entwickelung aus, daß auch er aus sehr geringen Anfängen sich emporgearbeitet hat; vielmehr ist dieser Entwickelungsgang an seinem Geschlecht viel klarer als an irgendeiner andern Thiergattung erkennbar. Denn, während die höher organisirten Thiere ihren Entwickelungsgang bereits abgeschlossen haben, die niedrigsten Organismen nur eine äußerst kleine Bewegungslinie darbieten, sehen wir das Menschengeschlecht wie seit dem Anfang der Geschichtszeit noch heute in der Mitte des Entwickelungsprocesses, welcher es zu immer höherer Bedeutung hinaufführt, und aus dem Vergleich der Berichte über die Vorgeschlechter mit der Beschaffenheit und dem Treiben der Nachkommen, aus dem Vergleich der in der Mitzeit uns bekannten verschiedenen Culturstufen dürfen wir schließen, daß die Anfänge des Menschengeschlechtes im Verhältniß unserer Vorstellungen sehr geringfügig waren. Aber zu allen Zeiten und an allen Orten, auch auf den niedrigsten Culturstufen finden wir die Menschen redefertig, ebenso weit, wie wir es sind, von den Thieren getrennt und als die höchsten, herrschenden Wesen ihrer gesammten Umgebung.

4.

Um die Entwickelung irgendeiner Gattung lebender Organismen zu verstehen, muß man die in ihren Individuen repräsentirten Anlagen erkannt haben. Denn unter der Entwickelung ist nichts anderes zu verstehen, als was der Ausdruck wörtlich bezeichnet, Entfaltung und Ausbildung vorhandener Anlagen. Die Entstehung eines völlig neuen Organs, zu welchem keinerlei Anlage vorhanden war, würde nicht mehr unter den Begriff der Entwickelung fallen, sondern ein selbständiger Act der Schöpfung sein. Ich lasse dahingestellt, ob eine solche absolute Neubildung an irgendeinem lebenden Geschöpf möglich und wie eine solche denkbar sei; für mich beginnt der productive Theil jeder Betrachtung erst, nachdem der

mir unverständliche Act der Urschöpfung abgeschlossen ist, die fertigen Resultate meiner Vorstellung zugänglich gemacht sind und das geschichtliche Wirken in der Entfaltung der Anlagen begonnen hat.

Wenn ich nun eine substantielle und ideelle Verschiedenartigkeit des Menschen und der Thiere annehme, so muß ich hierfür, wie für die vielen Gemeinsamkeiten, welche wir an beiden wahrnehmen, die Ursache in der Beschaffenheit der Anlagen nachweisen, und zwar eine solche Ursache, welche zugleich mit dem Entwickelungsgang beider übereinstimmt, die Gegenwart begreifen lehrt und über die Zukunft ein bestimmtes Vorbild gestattet. Diese Absicht verfolge ich, indem ich an den Erscheinungen zu erforschen suche, welche auf eine gemeinsame und welche auf eine verschiedene Anlage schließen lassen, und wie von diesen letztern jede auf ihre eigene Weise sich zur Geltung bringen.

Ich richte zunächst die Betrachtung auf den Geschichtsgang solcher Thiere, welche ihre Entwickelung der Hauptsache nach abgeschlossen haben; und zwar um deswillen, weil gerade an ihnen die einfachsten Merkmale der Entwickelung wahrnehmbar und von dem Werden wie von dem Gewordenen ein Gesammtbild gestatten.

Nicht alle Thiere dieser Art sind, wie sie jetzt sind, von Uranfang gewesen, sondern unter innerm Drang und äußern Antrieben haben sie Aenderungen an sich vollzogen, bis sie in einer Summe von Eigenschaften, welche ihre Gattung bezeichnet, Existenzsicherheit und darum ihren Ruhepunkt fanden. Dies war der Verlauf ihrer Entwickelungsgeschichte, während deren die in Bewegung gesetzten Anlagen zu einem bestimmten Abschluß zu gelangen strebten.

Allen Thieren gemeinsam ist der Trieb, sich zu erhalten, Junge zu erzeugen und bis zu deren Selbständigkeit aufzuziehen, und ihnen allen genügen diese Lebensfunctionen, welche auf einem und demselben Grunde der Selbsterhaltung beruhen. Denn wie die Begierde nach Speisen zur Ernährung des eigenen Körpers, so dient den Thieren die Zeugungslust lediglich zur Herstellung von Nachkommen für die Erhaltung der Gattung, und von demselben Inhalt ist die Auffütterung der Jungen, welche nicht länger dauert,

als die Hülflosigkeit der Jungen den Beistand unentbehrlich macht. Sind diese in ihren Gliedmaßen so weit fertig, daß sie sich selbst die Nahrung aufsuchen können, dann werden sie aus der Obhut des Aelternpaares entlassen und die engere Gemeinschaft hört auf.[1])

Auf diese einfache Bethätigung der Lebensexistenz bezieht sich jede Verbesserung, jede Veränderung der ursprünglichen Form, soweit Gelegenheit und Anlagen sie gestatten. Ist die Existenzsicherheit der Individuen und der Gattung erreicht, so ist alles geschehen, was der Naturdrang ihnen gebietet, und die Bahn ihrer selbständigen Entwickelung ist geschlossen.[2]) Von vielen Thieren wissen wir, weshalb sie Gestalt und Glieder zuweilen in wunderlicher Weise ausgebildet haben, und an allen würde der Grund ihrer Gestalt und ihrer Gewohnheiten ganz klar entgegentreten, wenn die Geschichte der Gattung genau bekannt wäre; so einfach sind die Voraussetzungen der Umgestaltung,

[1]) Selbst wo ein fast ununterbrochenes Zusammenleben im engsten Raume stattfindet, wie bei Stallzucht, entsteht kein verwandtschaftliches Gefühl. Das Gefühl der Zugehörigkeit zwischen der Mutter und dem Jungen vermindert sich im Verhältniß zur zunehmenden Nahrungsselbständigkeit des Jungen und verliert sich, sobald diese ganz erreicht ist.

[2]) Der hier beschriebene Entwickelungsgang bezieht sich nicht auf die Umformungen, zu denen das Thier durch seinen Umgang mit den Menschen gezwungen oder angeleitet wird. Auch hierin herrscht das allgemeine Gesetz; denn welches Thier und in welchem Grade dasselbe zum Umgang mit den Menschen fähig ist, hängt von den Anlagen des Thieres ab, welche die Anbequemungsfähigkeit bestimmen. Aber das Zusammenwirken menschlicher Abrichtung mit der aus freiem Anlaß oder Naturnoth entspringenden Ausformung stört die Einfachheit der Entwickelungslinie und führt neue Momente der Betrachtung ein, welche ich hier nicht weiter verfolgen will. Nur so viel sei zur Wahrung des allgemeinen Gesetzes bemerkt, daß der Wille des Menschen gleichfalls dem Thiere zur Noth werden und dasselbe zwingen kann, indem er die äußern Existenzbedingungen danach einrichtet, daß das Thier seine Anlagen nach einer bestimmten Richtung hin entwickeln muß. Hierauf beruht der Veredlungsproceß und die züchtliche Bevorzugung einzelner Körpertheile, wie die Woll- oder Fleischzucht, die Ausbildung von Zucht- und Rennpferden, die zu wissenschaftlichen Zwecken gepflegte Umbildung von Axolotten u. s. w.; hierauf beruhen auch die Eigenthümlichkeiten einzelner Hausthiere, welche man vielfach, unter Verkennung ihres Inhalts, als reflectirt und menschenähnlich zu preisen pflegt, wie die Treue, die Dankbarkeit der Hunde, die Einschmeichelung der Katze.

in so geradem Verhältniß stehen Triebe, Anlagen und Anbequemung zueinander. Hat der mächtige Elefant den Rüssel so weit ausgebildet, daß er mit demselben Schweres und Leichtes aus der Ferne, Tiefe und Höhe herbeiholen und sich zuführen, den Gegner abwehren und angreifen kann, und sind die übrigen Körpertheile in die den Anlagen und dem Ernährungsbedürfniß entsprechenden Formen gebracht, dann ist er mit seiner Ausbildung fertig und nach Jahrtausenden ist der Elefant unter gleichartigen Verhältnissen von derselben Gestalt, denselben Gewohnheiten und derselben Klugheit. Im System dasselbe gilt von der Mücke, der Ameise, von allen Thieren, welche die ihren Anlagen gemäße Bildung bereits abgeschlossen haben. Abweichendes nehmen wir nur wahr bei niedern Organismen, welche noch auf dem Wege zu diesem Abschluß begriffen sind.[1])

Der Trieb der Selbsterhaltung und der Aufzucht sichert die Geschlechtsexistenz in der Einfachheit, welche dem völlig entwickelten Thiere genügt. Hierzu gehören als innere Voraussetzungen die Anlagen, als äußere die Nahrungsbedingungen. Weshalb die Thiere auf verschiedenen Wegen dies Ziel suchen, d. h. weshalb sie mit verschiedenen Trieben und Anlagen ausgestattet, an verschiedene äußere Existenzbedingungen gebunden sind, das liegt ebenso außerhalb meiner Betrachtung, wie die allgemeinere Frage nach dem Schöpfungszweck. Die Urgesetze der Natur bilden eine Reihe von Thatsachen, und eine solche Thatsache ist, was die Thierwelt in Gattungen theilt, zwischen denen es keinen Uebergang, keinen Austausch von Anlagen, keine Zwischenzeugung gibt.

Wo die innern und äußern Existenzbedingungen zusammentreffen, erhält sich die Gattung in unveränderter Form. Ob hiernach sich Wesen in ihren Urformen bis heute erhalten haben, weiß

[1]) Es gibt, wie wissenschaftlich erwiesen wird, in der niedern Fauna eine Entwickelung, welche in höhere Gattungen hinaufführt, aber dies geschieht nur bei ganz niedern Organismen, welche ihre gattungsmäßige Abgrenzung gegeneinander noch nicht abgeschlossen haben. Es ist aber nicht gestattet, diese in niedern Regionen sich vollziehenden Wandlungen zum Ausgangspunkt für ein System zu machen, welches auch für höhere Organismen Geltung haben soll.

ich nicht, doch nehme ich es nicht an; vielmehr wahrscheinlich ist, daß jeder ausgebildete Organismus eine lange Entwickelungsgeschichte erlebt hat, dadurch in Bewegung gesetzt, daß die äußern Existenzbedingungen selten, vermuthlich für keine Gattung dauernd mit den Mitteln der Urform zu erlangen waren und die Noth zur bessern Ausbildung aller, mehrerer oder einer der Anlagen zwang. Gewiß sind auf diesem Wege örtlich bedingte Formcombinationen entstanden, welche zu mehr oder minder entfernten Spielarten wurden. Wo aber die Anlagen für die den Verhältnissen nach nothwendige Anbequemung an die äußern Existenzbedingungen nicht ausreichten oder wo die Umbildung der Formen nicht so schnell vor sich gehen konnte, als der Zutritt zu den äußern Existenzbedingungen verlangte, ging die Gattung unter. Bei den glücklichern Geschöpfen trat die Ruhe genau an dem Punkte ein, an welchem Selbsterhaltung und Aufzucht gesichert waren.

Dies alles gilt gleichmäßig von den Gliedern und den stofflichen Theilen des Körpers wie von den geistigen Eigenschaften, welche nichts anderes sind, als die aus den Existenzbemühungen erzielten Gewohnheiten. Aus den Bedürfnissen der Selbsterhaltung und Aufzucht entsteht die Ansiedelung vom Nisten bis zu der vollendeten Kunstfertigkeit des Bauens, entsteht der planmäßige Verkehr von der ganz losen Verbindung solcher Thiere, welche nur einmalig zur Begattung sich zusammenfinden, durch alle Stufen des Zusammenseins und der dauernden Gemeinschaft bis zu den gesetzmäßig geordneten Vereinigungen, welche unter den Namen der Thierstaaten bekannt sind. Lediglich aus den Bedürfnissen der Selbsterhaltung entsteht jede Eigenschaft der Thiere, wie menschenähnlich und moralisch bewegt sie auch erscheinen mag. Durchweg sind es Selbsterhaltung und Aufzucht, welche die Regeln der Gemeinschaft und das Tagewerk bedingen und so lange festhalten, als sie die Existenzbedingungen erfüllen. [1])

[1]) Von moralischen Eigenschaften der Thiere spreche ich nicht, weil ich diese nirgends für selbständig und eigenzwecklich, sondern nur für einen Theil der Existenzbedingungen halte. Die Tugenden der wildschweifenden Thiere gehören der Fabel an, und die reißenden Thiere sind nicht grausamer als die insektenfressenden Vögelchen, denen wir so viel Wohlwollen und Gemüth

Auch die menschliche Entwickelung hat es nur mit der Entfaltung und Ausbildung der Anlagen zu thun. Wenn wir in den Handlungen der Menschen gewisse Uebereinstimmungen mit den thierischen wahrnehmen, so erklärt sich diese Erscheinung ganz natürlich aus den gemeinsamen Urbedingungen der Selbsterhaltung und Nachzucht. Wenn dagegen an solchen Acten der Menschen, welche in den gemeinsamen Urbedingungen wurzeln, ein höherer Aufschwung [1]) sich kundthut, wenn ferner der menschliche Handlungstrieb über einen viel größern Umfang sich erstreckt und einen viel großartigern Inhalt umfaßt, so muß die Ursache hierfür in derjenigen besondern Anlage des Menschen liegen, welche die alleinige Quelle alles Menschthums, im Gegensatz zur Brutalität der Thiere, bildet. Und hier trifft die tiefer eindringende Erkenntniß genau zusammen mit den Beobachtungen, welche ich als aus allen Lebensbeziehungen des Menschen hervorspringend bezeichnet habe, daß die Sprache die unüberschreitbare Grenze zwischen dem Menschen und der übrigen Thierwelt bildet.

Denn die Sprache ist eben die zum Vorschein kommende Bethätigung der besondern Art des Geselligkeitstriebes, welche dem Menschen allein eigen ist und alle Entfaltungen des eigen-

---

zuwenden. Worauf der Abglanz menschenähnlicher Eigenschaften bei Hausthieren beruht, habe ich oben kurz angedeutet.

Auch bei dem Menschen erkenne ich einen originären Dualismus moralischer und physischer Aufgaben, einer physischen und moralischen Zweckbestimmung nicht an. Das Gute entwickelt sich aus dem Nothwendigen. Erst auf den höhern Stufen der Entwickelung ergibt sich eine selbständige Zuneigung zu dem Guten als solchem, weil es in der höhern Ordnung zugleich als das Zweckmäßige sich behauptet.

[1]) Unfruchtbar erscheint mir die vielfach ventilirte Frage, ob die menschlichen Eigenschaften, deren Aehnliches in schwächerer Weise bei Thieren angetroffen werde, etwas substantiell anderes oder nur ein potenzirter Grad der Thiereigenschaften seien. Auch die Potenzirung des Grades kann den Inhalt zu einem wesentlich andern machen; gerade so wie die Verdoppelung eines der mehrern Elemente die Beschaffenheit einer körperlichen Sache substantiell verändert. Die durch das Abhängigkeitsverhältniß bedingte „Treue" des Hundes ist nicht die Treue des Freundes, gleichviel ob es der logischen Kategorie paßt, diese blos potenzirt sich vorzustellen.

thümlich menschlichen Wesens sowol im Individuum wie in der Zusammengehörigkeit und Entwickelung des Geschlechts genügend aufklärt.

5.

Der besondere Geselligkeitstrieb des Menschen besteht darin, daß er, was Eindruck auf ihn macht und ihn lebhaft bewegt, zu einer bestimmten Vorstellung zu befestigen, diese Vorstellung aber mitzutheilen und möglichst gleichartig in einem Andern hervorzurufen strebt. Dem urkräftig wirkenden Bedürfniß entspricht, wie in der Oekonomie der lebenden Organismen durchweg, die Fähigkeit, jeden Eindruck, welcher zu einer klaren Vorstellung sich gebildet und befestigt hat, zum adäquaten Ausdruck zu bringen und aus diesem die Empfindung des Eindrucks auf gewisse Weise herzustellen. Hieraus entwickelt sich der gesellige Verkehr und der Austausch von Erfahrungen, welche wir das Leben und die Geschichte der Menschen beherrschen sehen, jene Allgewalt der Sprache, welche zum Vehikel wird für alles, was die Existenz der Menschen verschönt und sie productiv macht; welche die menschlichen Bewohner der Erde, wo immer sie einander begegnen, in gesellige Verbindung bringt; welche in der klaren Erfassung jedes Genusses und Schmerzes, in der harmonischen Begrenzung aller Empfindungen den Menschen über die Thiere erhebt; welche alle Dinge seiner Umgebung auf eine gewisse Weise unter die Gewalt des Menschen bringt.

Die Mittheilung aber, welche von dem Geselligkeitstrieb angeregt und durch die Sprache ausgebildet wird, darf man sich nicht als eine bloße und zwecklose Aeußerung denken, sondern in dem Wesen des Triebes liegt als Bestandtheil desselben die Fähigkeit und die Lust, Antheil an den eigenen Erlebnissen bei andern zu erregen und an fremden Erlebnissen Antheil zu nehmen. Und was dieser Eigenschaft den charakteristischen Inhalt des Menschthums gibt, sie verursacht das völlig neue Moment eines Handlungsimpulses, welcher nicht Erhaltung und Nachzucht zum Ziele hat; was so viel bedeutet als, daß neben den treibenden

Kräften der eigenen Empfindungen, welche auch das Thier in dem ganzen Umfang seiner Selbsterhaltungsinteressen besitzt, beim Menschen das Mitgefühl als ein selbständiges Agens sich einfindet und sofort, wie ein mächtiger Strom von seinen Ursprungsquellen an, das ganze Gebiet der menschlichen Handlungen mit seinen charakteristischen Eigenthümlichkeiten und Folgen durchdringt. Und indem das Mitgefühl sich den Eigenempfindungen bald zugesellt, bald entgegengestellt, eröffnet es in der Menschenbrust wie in der Menschenwelt den großen Kampf zwischen Selbstsucht und Hingabe, zwischen Eigen- und Nächstenliebe und bildet die Gegensätze heran, welche die herkömmliche Ethik als Tugenden und Laster bezeichnet. [1])

Die Thiere kennen diesen Kampf nicht. Die Anlagen jedes Thieres sind ausschließlich auf die Selbsterhaltung (mit Inbegriff der Nachzucht) eingerichtet, alle Momente seines Benehmens hierdurch allein bestimmt. Auf alles, was seiner Aufmerksamkeit sich

[1]) Ich drücke mich deshalb so vorsichtig aus, weil die schulmäßige Definition von Tugend und Laster heutzutage noch der alten metaphysischen Denkweise zu folgen pflegt und in der praktischen Anwendung viele Verwirrung stiftet. Aus der Vorstellung von typischen Vorbildern hat sich eine Morallehre ausgebildet, welche den eigenthümlichen Ansprüchen der Zeitverhältnisse keine Rechnung trägt und zuweilen in ihrem Fundament so verkehrt ist, daß sie die Freude am Dasein grundsätzlich verkümmert und der Moral einen lebensfeindlichen Charakter aufprägt. Auch hiergegen muß die geschichtliche Anschauung helfen, indem sie die Ethik auf die Basis der natürlichen Anlagen und mitten in den Fluß geschichtlicher Entwickelung stellt, wodurch die Hoheit derselben in keiner Weise beeinträchtigt wird.

Des Menschen Sinn ist von Hause aus nicht gut und nicht böse, sondern auf die Entfaltung der Anlagen gerichtet, und dazu gehört auch die Achtung fremder Rechte, weil der Geselligkeitstrieb die Nothwendigkeit eines behaglichen Verkehrs auferlegt. Was nun an diese Seite unserer Entwickelungsbedürfnisse sich anlehnt, wird unter den Begriff der Ethik zusammengefaßt und hat für uns höhere Geltung, weil es aus der eigenthümlich menschlichen Anlage entspringt, während wir die unmittelbar auf die Erhaltung des eigenen Selbst gerichteten Bestrebungen mit den Thieren gemeinsam haben. Diese Begriffsbestimmung der Ethik beweist, daß ihr Maßstab kein absoluter ist, sondern mit den Anschauungen über das Verhältniß zwischen den eigenen und fremden Rechten sich verändert.

aufdrängt, achtet es nur nach dem allgemeinen Merkmal, ob es für seine Erhaltung förderlich, gleichgültig oder bedrohlich ist. Von dieser einen ihm stets gegenwärtigen Rücksicht wird sein Entschluß geleitet, und bei seinen einfachen und scharf ausgeprägten Existenzbedingungen wird ihm der Entschluß leicht, sobald die Erfahrung ihm die Wirkung der Begegnisse auf das einzige Ziel seines Benehmens gelehrt hat. Bei den niedern Organismen wird das Ziel mit einem geringern, bei höhern mit einem größern Aufwand von Bewegung erreicht, und danach ist die Erscheinungsform, sind die Bedingungen der Ernährung und der Zufriedenheit mehr oder weniger complicirt, die Laufbahn enger oder weiter erstreckt; aber alle haben dies gemein, daß sie ihre Entwickelung abschließen, sobald sie den besten und bequemsten Nahrungszustand erreicht haben. Auf diesem Entwickelungswege haben sie die Gefahren, welche ihre Existenz bedrohen und die sie zu bewältigen vermögen, — denn nur solche Gefahren können sie überdauern —, haben sie die Mittel der Abwehr und des nöthigen Angriffs, kurz alles kennen gelernt, was ihrer Erhaltung dient und diese bequem macht. Alles dies halten sie in der Erinnerung fest, üben sie bei jeder vorkommenden Gelegenheit, bilden Gewohnheiten, befestigen sie zu Eigenschaften, übertragen sie den Nachkommen und erlangen dadurch die Sicherheit und Einfachheit des Wesens, welche wir als Instinct bezeichnen.[1]) Stellt sich eine Verkümmerung des Nahrungsstandes, eine bis dahin unbekannte Noth ein, oder erfährt das Thier eine neue Gefahr, so fällt es aus seiner Sicherheit, und in einer solchen Lage muß auch das Thier sich besinnen, neue Mittel aufsuchen und ausbilden; es nimmt die abgeschlossene Entwickelung wieder auf,

[1]) Man hat den Grund der großen Sicherheit des Thieres vielfach verkannt und den Instinct für eine unmittelbare Leitung oder Begabung der Vorsehung, oder für eine völlig unfreie Handlungsnothwendigkeit des Thieres ausgegeben. Der wirkliche Grund ist die in dem beschränkten Umkreise befestigte Gewohnheit. Unter gleichen Voraussetzungen verdichten sich Gewohnheiten der Menschen bis zum Instinct. Andererseits stehen Thiere vor einer bis dahin ungekannten Gefahr völlig rathlos und es hilft ihnen weder Vorsehung noch Naturnothwendigkeit, bis sie eine Schutzmaßregel ersonnen und als Gewohnheit sich angeeignet haben.

bis es dem neuen Zustand unbequemt ist und die alte Sicherheit wieder erlangt.

Diese Einfachheit des Zieles und Sicherheit des Benehmens wird im Menschen verhindert durch dieselbe Uranlage, welche sein Menschthum begründet, und es bewährt sich hierin der große, durch die ganze Natur wahrnehmbare Grundzug, daß jede höhere Begabung mit entsprechend höhern Lasten gepaart und jeder Kraft die Nothwendigkeit eines ihr angemessenen Ueberwindens aufgelegt ist. In der Natur und Geschichte des Menschen bedeutet dies, daß, vermöge seines Mittheilungstriebes und Mitgefühls, ihm die Einfachheit und Sicherheit versagt ist, deren jedes Thier sich erfreut, und daß ihm auferlegt ist, mit den Mitteln der ihm eigenthümlichen Anlage sich die Einfachheit und Sicherheit zu erobern, welche in jedem andern Thiere wie ein Geschenk der Natur erscheint.

So liegen in der eigenthümlich menschlichen Uranlage Ursache, Ziel und Mittel der eigenthümlich menschlichen Entwickelung angedeutet, und es ist Absicht meiner Betrachtung, darzustellen, wie die von Natur gegebenen Momente in der Geschichte des Menschen zur Erscheinung kommen und zweckmäßig sich bethätigen. Um dieses Wie zu erkennen, bedarf es eines kurzen Hinblickes darauf, wie beschaffen die Hindernisse sind, welche die eigenthümliche Anlage des Menschen hervorruft, und es wird sich ergeben, daß auch im Hindern das Menschthum positiv schaffender Natur ist, indem es die Triebkraft zur fortschreitenden Bewegung in sich schließt, wie die Reibung dem kraftgetriebenen Körper die fortschreitende Richtung anweist.

6.

Das Bedürfniß, Wahrnehmungen mit Andern auszutauschen, legt dem Menschen schon in der Betrachtung der Gegenstände und Ereignisse Rücksichten auf, welche über die Momentanwirkung des Eindrucks hinausgehen und die Besinnung (Reflexion),

mit ihren vielfachen verzögernden und präcisirenden Folgen, den Sinnesoperationen als Begleiterin zugesellen. Im Gegensatz zu den Thieren muß er, schon aus dem äußern Grunde, um das Wahrgenommene mittheilen zu können[1]), seine Aufmerksamkeit auf solche Merkmale richten, welche ein schnell erkennbares Zeichen darbieten, die Mittheilung ermöglichen und verständlich machen. Zu diesem Zweck muß er sich üben, aus der Gesammtheit der Erscheinungen die leitenden Merkmale auszusondern und wiederum aus solchen Merkmalen eine Vorstellung des dargestellten Gegenstandes hervorzurufen, in welcher viele andere Merkmale als zufällige oder untergeordnete wegfallen. Dies ist die Abstraction (in Analyse und Synthese), welche Ursache ist, daß eine neue Welt innerer Vorstellungen parallel der Welt der äußern Erscheinungen sich aufrichtet, und hieran knüpft sich der Kampf zwischen dem Inbegriff der Vorstellungen und dem Inbegriff der Begebenheiten, der unter dem Namen Theorie und Praxis, Idealismus und Realismus bekannt ist und in der Entwickelung der Menschen eine große Rolle spielt, indem er heftige Gegensätze hervorruft und in einer höhern Zusammenfassung zu überwinden strebt.

Der Mittheilungszweck zwingt zu fortgesetzter Beobachtung, schärft das Unterscheidungsvermögen, welches die charakterisirenden Merkmale aussondert, befestigt das Erinnerungsvermögen, welches die erfaßten Merkmale, mindestens bis sie benutzt werden, dem Gedächtniß einprägt, errichtet eine innere Welt von Vorstellungen; kurz, es eröffnet sich eine Perspective auf eine Reihe unerschöpflicher Folgen, welche die menschliche Art, die Dinge zu erfassen, hoch erheben über die unmittelbaren Beziehungen der Thiere zu den Dingen, mit welchen sie in Berührung kommen. Aber in

[1]) Dies ist die ursprünglichste planmäßige Vorbereitung der Erinnerung, welche im Leben des Menschen und in der Entwickelung des Geschlechts eine so bedeutsame Rolle übernimmt. Die Thiere dagegen stehen in Receptivität und Handlung immer unter Momentanwirkungen. Die Mittheilungen der Thiere beziehen sich auf keinen Gegenstand der Erinnerung, und das Benehmen wird zwar oft durch den in der Erfahrung erworbenen Instinct bedingt, aber das Motiv liegt immer in einer gegenwärtigen Nothwendigkeit und in keinem bloßen Antriebe der Erinnerung.

demselben Verhältniß, in welchem der beobachtende Geist sich der Mannichfaltigkeit seiner Vorstellungen und Zwecke bewußt wird, vermindert sich die Einfachheit dieser Beziehungen; zu jeder an sich einfachen Wahrnehmung tritt, sofern sie nur die Mittheilungslust anregt, die Erwägung hinzu, in welcher für diesen Zweck geeigneten Weise die Wahrnehmung *begrenzt, gestaltet*, festgehalten und reproductionsfähig gemacht werden soll.[1])

Wie der *Mittheilungstrieb* im *Beschauen*, so gibt das *Mitgefühl* im *Handeln* Grund zur Besinnung und zur *Unsicherheit des Entschlusses*. Das Mitgefühl legt Rücksichten auf, welche außerhalb der eigenen Person liegen. Vermöge des Mitgefühls muß der Mensch, sehr häufig neben den unmittelbar empfundenen Wünschen und Bedürfnissen, oft auch im Gegensatz zu diesen, in Betracht ziehen, welchen Nutzen oder Schaden das Begegniß Andern zufügen möchte, die im Bereich seiner Theilnahme sich befinden. Wo nun ein Gegensatz hervortritt entweder zwischen der Rücksicht auf sich selbst und der Rücksicht auf Andere oder zwischen den Rücksichten auf mehrere Andere, welche verschiedenartig betheiligt sind, geräth der Handelnde in die Nothwendigkeit, das Vorgewicht seiner Empfindungen zu ermitteln und seine Entscheidung danach zu treffen.

Besinnung, Abstraction, Annäherung und Entfernung der innern Vorstellungen und der äußern Erscheinungen vergrößern dem beschauenden Menschen die Mühen des Erkennens; die Combination der Selbst- und Mitgefühle, die hieraus erwachende Vielheit und theilweise Gegensätzlichkeit der Impulse versetzen ihn in *die Noth der Wahl*. Aber aus beidem zusammen ergibt sich zuletzt als das bedeutsamste Mittel der Fortbewegung: die *Willensfreiheit*[2]),

[1]) Dies ist die erste Grundlage zur Harmonie, deren der Mensch zur Erfüllung seines Berufes allerwegen bedarf. Das Maßhalten beginnt mit den ersten Anfängen der Rede und der Denkthätigkeit, weil jede Vorstellung der genauen Präcision bedarf, um mittheilungsfähig zu werden.

[2]) In diesem Urgrunde der Willensfreiheit liegt zugleich die begriffsrichtige Bestimmung der „vernünftigen" Freiheit. Sie ist die Folge der Nothwendigkeit, zwischen verschiedenen Möglichkeiten das Angemessene zu wählen, steht als solche unter der Herrschaft des Taktes und bildet einen

welche dem Menschen gestattet, im Streit der Empfindungen das Vorgewicht nach dieser oder nach der andern Seite hin zu wenden und die letzte Entscheidung zum Entschluß aus seinem Innern zu entnehmen. Nur darf man sich diese Freiheit nicht unbegrenzt denken, sondern auch hierin bleibt der Mensch gebunden an seine Anlagen, welche in Verbindung mit äußern Bedingungen den Spielraum, innerhalb dessen zu wählen gestattet ist, bald in weiterer, bald in engerer Ausdehnung begrenzen.

7.

Die Anlagen eines jeden lebenden Wesens sind seine Eigenschaften, vermöge deren es bei jeder gegebenen Gelegenheit die entsprechende Bedingung und in der Gesammtheit den Beruf seines Lebens erfüllt. Diese Eigenschaften in ihren sichtbaren Theilen zu beschreiben, in ihren unsichtbaren Theilen aus den wahrnehmbaren Verrichtungen zu erläutern oder durch Schlüsse festzustellen ist die Aufgabe mehrerer selbständiger Zweige der Naturwissenschaft, und auch diese, wenn noch so specialisirt, müssen sich die Beschränkung auferlegen, aus der unerschöpflichen Fülle nur die Kategorien zu bezeichnen und leitende Gesichtspunkte hervorzuheben. Für die Zwecke meiner Betrachtung ist es geboten, mich nur mit den Gesichtspunkten zu beschäftigen, welche den Einfluß des Mittheilungstriebes auf die Gestaltung des Menschenwesens bis zum Verständniß des eigenthümlichen Entwickelungsganges klar stellen.

Jeder Körper hat Eigenschaften, welche unmittelbar an seinen stofflichen Bestandtheilen haften, und Neigungen, welche erst unter dem Einfluß besonderer Einwirkungen zum Vorschein kommen, indem sie gewisse Veränderungen in der Lage oder Beschaffenheit des Körpers hervorbringen. An dem Verhalten der Nei-

---

directen Gegensatz sowol zum Instinct wie zu der durch Stimmung beherrschten Willkür.

gungen hebt sich das Princip des Lebens von dem Existenzprincip der unbelebten Dinge ab. Diese verhalten sich sowol in sich selbst wie in Beziehung zu den äußern Einflüssen immer auf dieselbe Weise. Kein unbelebtes Ding setzt sich von selbst in Bewegung; es erhält immer den Anstoß hierzu von außen und erleidet alsdann die Veränderung, welche genau dem Anstoß entspricht.[1]) Das Princip des Lebens aber zeigt sich darin, daß das belebte Wesen Momente der Veränderung aus sich selbst entnimmt, d. h., daß es durch eine von ihm selbst gegebene Anregung sich in Bewegung setzt und in Ruhe bringt; ferner, daß es zu den von außen her kommenden Anregungen nicht immer auf dieselbe, und zuweilen bei völlig gleichen äußern Bedingungen in ganz entgegengesetzter Weise sich verhält. Dies ist die Bewegungsfreiheit, welche dem belebten Wesen gestattet, aus eigener Kraft und freiem Entschluß bald diesen und bald einen andern Standort einzunehmen; und was im Raum vom Standort, gilt in andern Beziehungen von dem Verhältniß, in welches das belebte Wesen zu den äußern Einwirkungen sich versetzt. Wie nun die Bewegungsfreiheit das Princip des Lebens ausdrückt, so ist der Grad, welchen derselbe in einzelnen Organismen erreicht, der Maßstab für den Lebenswerth derselben[2]),

[1]) Das erste ist als ein Theil der vis inertiae allgemein bekannt; das zweite bewährt sich ausnahmlos nicht allein in der Beobachtung, sondern auch im Experiment, welches, sofern nur die äußern Bedingungen in allen Punkten richtig gewürdigt sind, immer die vorberechnete Wirkung herbeiführt. Die von der Sachkenntniß unabhängigen Schwierigkeiten der Experimentirmethode beginnen erst, wo Acte der Selbstbestimmung, welche sich der Vorberechnung entziehen, hindernd eingreifen.

[2]) Um zu mathematisch bestimmten Begriffen zu gelangen, sei mir gestattet, in dem Mischungsverhältniß, welches jede unter der Direction der Selbstbestimmung stehende Bewegung enthält, die Elemente der Freiheit als die lebende Kraft, die Elemente des Zwangs als das todte Gewicht zu bezeichnen. In der hiernach eingetheilten Scala steigt oder fällt der Lebenswerth, je nachdem die lebende Kraft oder das todte Gewicht zunimmt. Die Formel, welche aus diesen Factoren sich ergibt, zeigt sofort, daß die in ihrer Bewegung freiern Organismen von der Stufe der unbelebten Dinge sich weiter entfernen, die minder freien diesen näher stehen. Danach ist die Bewegungsfreiheit als Maßstab des Lebenswerthes vollberechtigt.

und an diesem Maßstabe gemessen finden wir den Menschen auf der höchsten Stufe aller lebenden Wesen.

Von den Thieren wissen wir, daß ihre Thätigkeit, wie ihr Lebensberuf, allein durch die Selbsterhaltung bedingt wird. Ihre Gewohnheiten befestigen sich schnell, werden allgemein und wirken dem Anscheine nach beinahe mit der Kraft eines Naturzwanges. Nur sehr stark wirkende äußere Bedingungen, welche die Erhaltung gefährden oder die gewohnte Bequemlichkeit erschweren, bringen eine Veränderung hervor, jedoch abermals mit der Tendenz, die der Noth angepaßten Gewohnheiten in den neuen Formen wiederum bald und fest abzuschließen.

Bei dem Menschen dagegen haben wir die Abweichung beginnen sehen, welche der Mittheilungstrieb hervorruft. Was ihm durch Erweiterung seines Lebensberufes an Sicherheit entzogen ist, muß ihm durch um so größere Bewegungsfreiheit[1]) ersetzt sein, und dies stimmt überein mit den Erscheinungen, welche sich ohne jede Speculation uns aufdrängen, daß das Gebiet der Fähigkeiten im Menschen weit größer ist als in den Thieren, daß ihm die weit größere Freiheit des Benehmens mit allen Lasten und Vorzügen, welche diese Gabe in sich schließt, zutheil geworden ist.

Dieser große Abstand zwischen dem Menschen und den Thieren hat in der Periode des metaphysischen Denkens die Anschauung herausgebildet, daß dem Menschen ein Theil eines höher gestellten, überirdischen Wesens einverleibt sei. Daraus erkläre sich

---

[1]) Der Umfang der Bewegungsfreiheit darf nicht verwechselt werden mit dem Umfange der Bewegungsmöglichkeit. Den weitesten Weg legen die Himmelskörper zurück ohne jede Bewegungsfreiheit. Unter den lebenden Wesen machen, der Gattung nach, die Zugvögel wol die weitesten Reisen, aber sie folgen der Noth der Selbsterhaltung. Der Mensch dagegen, welcher auch darin vor allen übrigen Thieren sich auszeichnet, daß er in allen Klimen bestehen und gedeihen kann und nirgends zu degeneriren braucht, wenn er nur zweckmäßig sich einrichtet und anbequemt, pflegt gerade um deswillen seinen ursprünglichen Wohnort nicht leicht zu verändern, und es nimmt sogar mit der steigenden Civilisation die Stetigkeit des Domicils zu. Aber die Bewegungsfreiheit wird dadurch nicht eingeengt, sondern die Erleichterung des Verkehrs gehört zu den hauptsächlichsten Fortschritten der Cultur.

auch die Zwiespältigkeit des Menschen, welche ihn bald in völliger Ungebundenheit, bald in nicht minderer Abhängigkeit als das Thier zeige. Man sehe ja deutlich, wie die frei geschaffene Seele ihren unbegrenzten Flug nehme, ungefesselt durch Zeit und Raum, weit hinaus über den Umkreis des Erdendaseins, und wie sie nur festgehalten und immer tiefer herabgezogen werde durch die lastvolle Materie des Körpers, an welche sie wie an ihren Kerker gefesselt sei. In Wahrheit aber bedarf es zur Erläuterung der menschlichen und ihrer Abweichung von den thierischen Bewegungsregeln keiner Annahme von zwei getrennten Bereichen, keiner aristokratischen Gliederung von Leib und Seele, sondern die einzige Verschiedenheit in den Motiven der bloßen Selbsterhaltung und des hinzugesellten Mitgefühls erklären die Erscheinungen hinreichend. In allen Anlagen, welche der bloßen Selbsterhaltung dienen, ist die Bewegungsfreiheit sehr gering. Dahin gehören die stofflichen Eigenschaften des Körpers, welche in gewisser Hinsicht sogar dem passiven Verhalten der leblosen Dinge unterworfen sind, sowie die maschinenhafte Thätigkeit der Organe, wie beispielsweise gewisse minimale Lebensäußerungen — Athmen, Herzschlag, Wachsthum, Hautthätigkeit, Stoffwechsel —, welche deshalb als „unwillkürliche Bewegungen" bezeichnet werden. Dagegen ist in den Anlagen, welche auf die Mittheilungsfähigkeit und das Mitgefühl Bezug haben, die Wandlungsfähigkeit so rasch, die Bewegungslinie so groß, daß sie der gewöhnlichen Vorstellung ganz unbegrenzt erscheinen. Und dies bestätigt meine Anschauung über den einheitlichen Grund des Menschthums.

Um seinen durch das Mitgefühl ausgedehnten Existenzinhalt zu erfüllen, bedarf der Mensch einer größern Summe von Fähigkeiten, und wie jedes natürliche Bedürfen mit den Mitteln der Erfüllung gepaart ist, so empfängt der Mensch in dem mit dem Mitgefühl unlöslich gepaarten Mittheilungstriebe eine über die Gesammtheit aller Lebensfunctionen sich erstreckende, ihm allein eigene Summe von Fähigkeiten. Aus diesen erwachsen ihm die vielen Momente der Wahlnoth und Willensfreiheit, welche das Leben ihm erschweren, aber er schöpft aus ihnen zugleich die Mittel zur Ueberwindung der Erschwernisse, indem er der Mannichfaltigkeit der

Eindrücke mit einer gleich großen Summe von Fähigkeiten begegnet.

So ist der Entwickelungsgang des Menschen in seinen Anlagen vorgezeichnet, als ein Wettkampf, in welchem Hindernisse und Ueberwindungskraft fördernd ineinandergreifen. Der Weg, auf welchem er, zu seiner eigenen Beruhigung, vorwärts schreiten muß, ist unvergleichlich weiter und schwieriger, als die Bahn, welche irgendein Thier zu durchlaufen hat, aber er führt hinauf zu weit größern Höhen und wie das Ende des Weges uns nicht sichtbar ist, so erscheint uns auch die Größe des Zieles endlos.

8.

Der Lebenswerth der Organismen wird nach der Ausdehnung und Intensität der Bewegungsfähigkeit gemessen. Aber an dieser einfachsten Lebenstendenz zeigt sich sofort, daß Fähigkeit und Zweckmäßigkeit ihrer Bethätigung nicht immer zusammenfallen; daß die Entwickelung nicht unterscheidungslos dieser Lebenstendenz zu folgen und sie zu verstärken hat, sondern, daß sie auch zu hemmen berufen ist.

Bedeutsamer ist das Individuum, welches möglichst mannichfach und möglichst schnell die Richtung seines Handelns und seiner Empfindung ändern kann, aber nicht vorgeschrittener im Grade seiner Entwickelung ist das Individuum, welches möglichst häufig von seiner Wandlungsfähigkeit Gebrauch macht, vielmehr tritt in den Entwickelungsperioden des Menschen und in der Entwickelungsgeschichte des Menschengeschlechts das Gegentheil als eine Norm des Entwickelungsgrades hervor. Von den Stimmungen, welche jedem kräftigen Eindruck nachzugeben bereit sind, steigt der Mensch zu dauernden Eigenschaften hinauf und gegen den Wandel der Dinge, welcher sich beständig um ihn vollzieht, schafft er sich einen festen Halt, der ihm gestattet, je nach seiner Absicht zu widerstehen und den Gang der Dinge zu beherrschen.

Sehr rasch, für uns völlig unvorbereitet, wechselt in den ersten Lebenstagen des Kindes völlige Ruhe mit Bewegungen der Unlust, in den spätern Wochen treten auch Lusterregungen in den plötzlichen Wechsel ein. Die Gesichtszüge des wachenden Kindes sind in diesem frühen Lebensstadium schwer zu fixiren, weil sie unter den häufigen Erregungen ein völlig verändertes Aussehen annehmen, vermuthlich als jeweiliges Abbild völlig veränderter Stimmungen. Gleiches erfahren wir von „den Wilden", d. h. von Menschen in frühen Culturgraden; Theilnahmlosigkeit wechselt häufig und schnell ab mit heftigen Bewegungen; der Uebergang vom Jubel zur Klage, von Zuneigung zum Angriff, von einem zum andern Ende der Empfindung und des Handelns geschieht plötzlich. Aehnliches nehmen wir an Erwachsenen unsers Culturstandes in pathologischen Zuständen wahr. Dagegen ist dies fast das beherrschende Moment in der Seelenentwickelung des Kindes, daß die Eindrücke allmählich etwas länger nachwirken, die Stimmungen sich befestigen und die Veränderung einer stärker wirkenden Ursache bedarf. In den spätern Lebensjahren wird die größere Stetigkeit im Charakter zum Gradmesser des Bildungswerthes, und der gleiche Maßstab gilt für die Nation, zuletzt für den Entwickelungszustand der Menschheit.

Und fragt man nach der Berechtigung dieser Erscheinung, so ergibt sich, daß dieselbe nicht zufällig ist, sondern auf einem inhaltlichen Motiv beruht und durch eine innere Richtung der Lebenstendenz erzeugt wird.

Die Bewegung ist nicht Selbstzweck, sondern Aeußerungsform des Lebens und einem außerhalb ihrer liegenden Zweck dienstbar; dem Zwecke, daß der Organismus, welcher um die Erhaltung sich bemüht, diese begehrenswerth, d. h. an der Erhaltung Lust empfinde.

Nach dieser Zweckbestimmung hat die Linie, auf welcher irgendeine Fähigkeit sich bewegt, mehrere für den Werth ihres Verhaltens kritische Punkte. Vor allem zu beachten ist der Ruhepunkt, an welchem die Fähigkeit nicht in Thätigkeit gesetzt, aber keineswegs erloschen ist; in diesem Zustand trägt sie zur Empfindung

nichts bei, wenn man nicht als einen solchen Beitrag gelten lassen will, daß sie der Bethätigung einer andern Fähigkeit Raum oder größern Raum gibt. An der in Bewegung gesetzten Fähigkeit aber erscheint als kritisches Moment, je nachdem die von ihr angeregte Empfindung Lust oder Unlust hervorbringt; danach darf, nach dem üblichen Sprachgebrauch, ihre Wirkung als *positiv* oder *negativ* bezeichnet werden. Die Ursachen der Unlust können verschieden sein; absolut durch die Natur der Fähigkeit und den Grad ihrer Bethätigung selbst bestimmt, oder relativ durch das Verhältniß zu andern Kräften und Bedürfnissen. In der ersten Hinsicht darf man ganz passend die Linie eingetheilt denken in Grade, deren einer das Maximum der Lust anzeigt, und von hier aus gemessen liegen auf der einen, positiven Seite die aufsteigenden Grade der Lust, auf der andern, negativen Seite die empfindlichern Grade der Unlust. In der zweiten Hinsicht kann eine in Thätigkeit gesetzte Fähigkeit die Lustempfindung dadurch beeinträchtigen oder in eine Empfindung der Unlust verwandeln, daß die Kraft allzu sehr auf diesen einen Punkt abgeleitet und eine andere gleichfalls dringende oder erwünschte Kraftäußerung verhindert oder beeinträchtigt, das Gleichgewicht gestört wird. [1])

An welchem Höhepunkt die Empfindung umzuschlagen droht, läßt sich nicht durchweg nach einem allgemeinen Gesetz ermitteln. Für gewisse Fähigkeiten gibt es freilich ein Maß, welches deren Tragfähigkeit ganz objectiv bestimmt; beispielsweise für die Fähigkeit, welche mit dem technischen Namen „Kraft" bezeichnet zu werden pflegt und danach sich bestimmt, für welches Gewicht sie die Schwere zu überwinden, welche Last sie zu heben vermag. Aber selbst an dieser mechanischsten aller Kraftäußerungen muß man bei dem

[1]) Eine Wirkung der menschlichen Begrenztheit und zugleich eine Mahnung an dieselbe ist die Erschlaffung, welche sich immer in unmittelbarem Anschluß an die höchste Lustempfindung einstellt. Die Erschlaffung zeigt sich übrigens als Unlust, nur wenn die Thätigkeit bis zur Ueberspannung der Kräfte gesteigert war, sonst aber als Abspannung; es fehlt die Lust an der wiederholten oder fortgesetzten Thätigkeit, aber dabei kann die Lust an der Erinnerung fortbestehen.

belebten Organismus mit dem Durchschnitt sich begnügen, da bei der Momentanwirkung viele andere Factoren wie die der Ermüdung und der Stimmung in Betracht kommen. Unter derselben Einschränkung läßt sich an vielen Fähigkeiten der meisten Individuen ein Durchschnittsmaß bestimmen; bald mit Genauigkeit, wie an der Sehkraft des Auges, bald in ungefährer Schätzung: wie viel der Mensch vertrage, sich ohne heftige Reaction bieten lasse. Aber für die meisten Fähigkeiten gibt es wenigstens von Hause aus gar keinen objectiven Maßstab. Fast durchweg entsteht das Interesse an der Maßermittelung erst unter einer Combination mit andern Umständen, für welche kein allgemeines Gesetz gilt, und der zufälligen, meist schnell vorübergehenden Ursache entspricht als Folge, daß der Empfindende den Maßstab aus sich selbst entnehmen und das Urtheil der Gelegenheit schöpfen muß. Dieser Maßstab ist der Takt, welcher unter erschwerenden Umständen das Benehmen des Menschen in gleicher Weise, aber nicht mit gleicher Sicherheit leitet, wie der Instinct das Benehmen der Thiere bestimmt.

So liegen in unmittelbarer Folge der durch das Mitgefühl complicirten Uranlage des Menschen zwei Momente der Entwickelung vor uns, welche anscheinend nach entgegengesetzten Richtungen gewendet, unter sich als zwei Förderungen desselben Ziels zusammenhängen. Das eine besteht in dem Streben, die unter den wechselnden Eindrücken zu gleich schnellem Wechsel neigenden *Stimmungen*, soweit dieselben unter der Herrschaft der Willensfreiheit stehen, in *dauernden Eigenschaften zu befestigen*, welche vermöge ihrer Verdichtung den blos vorübergehenden Berührungen eine größere Widerstandskraft entgegenzusetzen vermögen.[1]) Das andere Entwickelungsmoment ist die *Erweiterung* und *Ver-*

[1]) Das Ueberwiegen der Stimmungen ist das Zeichen einer ungebändigten Natur. Die Unbändigkeit ist zuweilen Folge eines in seiner Gesammtheit gar nicht, oder einer einseitig ausgesprochenen und deshalb nach andern Seiten hin zu schwachen Energie. In keinem Falle steht der Stimmungsmensch auf einem Höhepunkt der Cultur, so großartig auch einzelne seiner Leistungen erscheinen mögen. In der Geselligkeit nimmt er immer einen sehr niedrigen Platz ein.

feinerung des Takts, welcher, nachdem die Zerstreuung bis zu einem genügenden Maße durch die Befestigung der Eigenschaften verhütet ist, dafür sorgen muß, daß die „Eigenschaften" nicht erstarren und im Contact mit den wechselnden Begebenheiten ein Hinderniß werden; welcher den Menschen anleitet, unter den gegen- und durcheinander wirkenden Eindrücken das Vorgewicht der Empfindungen richtig zu ermitteln; welcher an jeder Kraftäußerung die Grenzen bewachen muß, an denen zu fördern oder zu mäßigen geziemt.

Erst unter der Entwickelung dieser beiden Momente gewinnt die Persönlichkeit in sich ein Stabilitätsverhältniß, innerhalb dessen die Willensfreiheit eine maßvolle Herrschaft führen kann, ohne das Leben erfahrungslos und unproductiv zu machen. Und nur unter der Einwirkung dieser beiden Momente kann nach außen hin der Geselligkeitstrieb sich zur höchsten Geltung bringen; denn erst in der Befestigung der Eigenschaften entsteht für den Genossen eine ihrer Neigung nach berechenbare Persönlichkeit, während der Takt für die wechselseitigen Beziehungen die Grenzen des Verhaltens aufsucht, innerhalb deren für beide Seiten die höchste Zufriedenheit zu erlangen aber zum mindesten die Geselligkeit noch erträglich ist.

Die Befestigung der Eigenschaften und die Verfeinerung des Taktes zeigen jedoch blos äußere Seiten der Culturentwickelung, von höchster Bedeutung zwar, insofern sie auf die Einrichtung des Instruments sich beziehen, mit welchem der Mensch als Träger der Cultur diese fördert, aber einen befriedigenden Aufschluß über das innere Wesen der Culturarbeit gibt die Verbesserung des Instruments an sich noch nicht, und die Betrachtung kann sich nicht eher befriedigen, als bis ermittelt ist, ob und welchen objectiven Inhalt die Entwickelung hat. Strebt der Mensch nach größerer Vollkommenheit, erreicht er sie? und worin besteht die größere und zuletzt die höchste Vervollkommnung? Erst wenn diese Fragen beantwortet sind, läßt sich beurtheilen, ob die Menschheit ein geschichtliches Leben nicht nur dereinst geführt hat, sondern zu führen fortfährt, oder ob auch die Menschen wie die Thiere

ihre Tage dahinleben, keine nützliche Wirkung hinterlassen und alle Erinnerung nur Scheinwesen sei.

Ich aber bejahe das Streben nach Vervollkommnung und das stetige Vorschreiten nach diesem Ziele hin. Erst unter diesem Gesichtspunkt hat sich mir das Verständniß der Weltbegebenheiten eröffnet. Ohne diesen Leitfaden ist die Geschichte „ein Buch mit sieben Siegeln", und ohne den zielerfüllten Inhalt der Geschichte wäre der Mensch ein wunderliches Wesen von unsagbar geringer Bedeutung.

9.

Es gibt ein Ziel, für dessen Erreichung die ganze Menschheit in Solidargemeinschaft arbeitet, und nicht fruchtlos arbeitet, sondern ununterbrochen rückt die Menschheit als Ganzes in der Richtung des Ziels vor. Auch worin die Vervollkommnung besteht glaube ich zu erkennen, und zwar denke ich mir die Vervollkommnung als eine fortgesetzte Entwickelung der Tendenz, welche aus dem Wesen der menschlichen Uranlage entspringt und in der Geschichte des Menschengeschlechts sich und den Gegensatz zur Entwickelungsgeschichte der Thiere getreu abspiegelt.

Ich glaube nicht an prototype Tugenden; an Urbilder des Schönen und Guten, denen der Mensch vermöge einer gewissen Verbindung mit einer außerhalb seiner gelegenen Ideenwelt nachstrebe und allmählich näher komme. [1])

Entsprechend meinen bereits entwickelten allgemeinen Anschauungen über die völlige Selbständigkeit dieser sichtbaren Welt bin ich nicht geneigt anzunehmen, daß irgendwelche fertigen Ideale uns bildend leiten; daß aus solchen überirdischen Bildungen irgend-

[1]) Die Ideale der metaphysischen Philosophie haben diesen Inhalt, und wenn auch die Vorstellung von dem Verhältniß zwischen Bild und Realität schwankt, so hat sich doch der alte Begriff des Idealismus danach gestaltet, als das Streben, vollkommene Vorbilder zu erreichen. Die Idealität, wie ich sie mir denke, hat mit dieser Vorstellung nichts gemein; sie schaut nicht rückwärts, sondern strebt danach, die Anlagen zweckmäßig zu entfalten.

eine Richtschnur für uns sich ergebe; daß unser Streben und Fortschreiten in irgendeiner unsichtbaren und unbegreiflichen Welt ihren Abschluß finden, oder daß ihnen in einer solchen Außenwelt die Ziele gesteckt seien. Auch liegt außerhalb meines Begriffsvermögens, daß hier eine unvollkommene und absichtlich lückenhafte Welt aufgerichtet sei, um den menschlichen Verstand zum Nachdenken, zum Zweifeln über sein ganzes Dasein, zum Glauben an das Ueberirdische anzureizen. Mich lockt die Vorstellung eines solchen Räthselspiels nicht, und ich sehe in einem solchen Gedankenbild nicht einmal einen ansprechenden Entwurf erhabener Schönheit oder göttlicher Weisheit, sondern die Nachbildung eines niedrig angelegten Planes, wie er entworfen zu werden pflegt, um Ungeduldige in Spannung zu erhalten. Die religiöse Vorstellung, daß es eine geistige Fortsetzung über diese Erdenwelt und für uns ein Leben über dieses Erdenleben hinaus gebe, lasse ich außer meiner Kritik; mit ihr mag sich das religiöse Gemüth beschäftigen und sehe ein jeder, bis zu welchem Grade die der Gemeinvorstellung entzogenen Ideen für ihn Gestalt, Inhalt und Festigkeit gewinnen.

Was für unsere Vorstellung objective Gültigkeit erlangen soll, muß auf dem Gebiete sich ereignen, welches für unsere Vorstellung zugänglich ist und ihr objective Gewißheit gibt. Hier nun freut es mich zu erkennen, daß aus ganz einfachen und passenden Gesetzen der Aufbau sich entwickelt, dessen Constructionen so verwickelt, und ohne Uebersicht über das Ganze sogar zusammenhanglos und verworren erscheinen.

Einfach ist das Gesetz der *Selbsterhaltung*, welches alles, was Leben hat, mit Streben erfüllt. Ebenso einfach ist als Bestandtheil dieses Gesetzes, die Erhaltung auf dem *bequemsten Wege* aufzusuchen, auf die behaglichste Weise zu bewirken. Denn *Bequemlichkeit* und *Behagen* sind nicht selbständige zu jenem ersten Trieb neu hinzutretende Lustempfindungen, sondern Vermeiden oder Abwehr solcher Hindernisse, welche dem Erhaltungswerk sich entgegenstellen, soweit die Erfahrung sie kennen und vermeiden gelehrt hat. Zu dieser ihm aufgezwungenen Abwehr verwerthet jedes lebende Wesen seine Anlagen, und nach dem Maße der auferlegten Noth vervollkommnet es sie; damit beginnt der

Entwickelungsproceß und setzt sich so lange fort, bis das unter den gegebenen Verhältnissen erreichbare *Maximum der Erhaltungssicherheit und des Behagens* erreicht ist.

Bei den Thieren verhält es sich mit den Bedingungen des Behagens wie mit denen der Selbsterhaltung; sie sind sehr einfach, je nach der Gattung mehr oder minder umfangreich, doch immer so, daß jede Art von Thier bald den Umkreis abschließt und keine für die Gattung nothwendige oder nützliche neue Entwickelungsarbeit sich eröffnet, bis eine von außerhalb herantretende Noth (Verfolgung, Futtermangel oder Aehnliches), eine bis dahin ungekannte Störung hervorruft, welche aufs neue mit den bereits benutzten oder mit bisher unbenutzten Hülfsmitteln ihrer Anlagen überwunden werden muß. *Bei dem Menschen* erweitert sich der Entwickelungsumfang durch die ihm eigenthümliche Anlage des *Mitgefühls*. *Vermöge dieses Gefühls gehört zu dem vollen Behagen eines Menschen, daß die ihn umgebende Gesellschaft, für welche seine Theilnahme erregt ist, gleiches Behagen genieße.* Eine Aufgabe von so weiten Dimensionen, daß der Anfang ihrer Lösung nur beginnen kann unter einem Spiel von Kräften, welches den allen lebenden Wesen gemeinsamen Trieb der Selbsterhaltung bei dem Menschen auf eigene Weise[1]) in Bewegung setzt.

Jedes lebende Wesen sorgt für seine Fortpflanzung und wird dadurch zu einem Glied seiner Gattung. Bei dem Thiere bethätigt sich der Gattungsberuf in der Weise, daß es den Nachkommen bis zur selbständigen Existenzfähigkeit aufzieht und ihm die gewonnene Erfahrung als Mittel für die behagliche Selbsterhaltung überträgt.

---

[1]) Vom physiologischen Standpunkte läßt sich „das Thierische im Menschen" aussondern als eine Reihe von Nothwendigkeiten, welche lediglich auf dem Erhaltungstriebe beruhen. Aber zur thatsächlichen Erscheinung kommen selbst diese in eigenthümlich menschlicher Weise. In der civilisirten Welt thut sich die besondere Neigung kund, gerade solche Functionen, welche der Ursache und dem Zwecke nach als die thierischen bezeichnet zu werden verdienen, schön auszuschmücken und ihnen dadurch einen humanen Inhalt zu geben. Die Geselligkeit beim Mahle spielt schon im Haushalte der „Wilden" eine bedeutende Rolle.

Beim Menschen aber vollzieht sich derselbe Trieb in der unübersehbar erweiterten Combination, welche das Mitgefühl und der Mittheilungstrieb in Hinsicht der Obliegenheiten wie der Hülfsmittel eröffnet.

Hieran knüpft sich beim Menschen eine Entwickelung, welche über die Entwickelungsnorm der Thiere weit hinausgeht.

Unter den besten Nahrungsbedingungen hat jede Thiergattung für sich ihren Ruhepunkt gewonnen, und sie braucht zu ihrer Erhaltung nur noch Wiederholung gleichmäßiger Acte der Erzeugung und der Aufzucht, welche jedes Individuum zu seiner eigenen Luftbefriedigung vornimmt, wie die Befriedigung des Hungers und Durstes. Kein nachhaltiger Kampf, keine Versöhnung widerstreitender Interessen. Da es sich immer nur um die elementarsten Lebensbedingungen handelt, welche jedes nach seiner Art erfüllen will, so leben, wenn die Existenzmittel ausreichen, die Vielen in Frieden, ohne jede Beziehung des Anstoßes; reicht die Nahrung aber nicht für alle, so eignet sich das stärkere an, was es braucht, und überwindet das schwächere, welches sich ihm entgegenstellt. Ganz ebenso macht es der Mensch unter gleichen Voraussetzungen, d. h. wo um die elementarsten Lebensbedürfnisse gerungen werden muß und der vorhandene Vorrath nur für einen Theil der Bewerber genügt. Von den Ausnahmen der Entsagung auch in solchen Momenten aus überwiegender Liebe zu einem andern oder aus andern Gründen der Entsagung sehe ich ab; solche Ausnahmen beruhen zuweilen auf einer Verschiebung von Motiven, sind zuweilen Folgen einer angewöhnten Entsagungslust, oder Folgen anerzogener Neigungen, welche in einer hierfür ungeeigneten Situation als Erinnerung nachwirken. In einem anhaltenden Zustande der Entbehrung würde der Mensch im Kampf um die bloße Erhaltung zuletzt mit gleich instinctiver Sicherheit, mit gleich entschiedener Eigenrücksicht wie jedes andere Thier verfahren. Aber solche Situationen spielen in dem Gesammtbild des Menschengeschlechts nur eine geringe Rolle; die Beziehungen des Einzelmenschen zu seinem Geschlecht beruhen nicht in dem Drang nach Befriedigung der elementaren Lebensbedürfnisse und enden nicht mit der Regelung der bloßen Nachfolge, sondern eröffnen sich an dem Mit-

gefühl, welches neue Antriebe der Lust und der Unlust hervorruft, neue Bedingungen des behaglichen Genusses aufstellt und in ein endloses Gebiet der Sehnsucht und des Strebens einführt.

Nur selten findet jemand in sich allein so volle Befriedigung, daß er zu seinem eigenen Wohlbefinden keines Umgangsgenossen bedürfte. In unserm Gesellschaftszustande mag es Personen geben, welche in der abgeschlossensten Einsamkeit sich behagen, wenn sie in derselben Wohnstätte und Nahrung finden; solche vereinzelten Ausnahmen schafft die Cultur als Folge der Uebersättigung oder eines hochgesteigerten Einzeltriebes der Forschung oder der Beschaulichkeit. In ursprünglichen Zuständen hat es wol keine solche Ausnahme gegeben und zu keiner Zeit war die Gewohnheit der Vereinsamung weit verbreitet. Der Mittheilungstrieb macht den innigen Zusammenschluß mehrerer zu einer Bedingung des behaglichen Lebens, und das thatsächliche Zusammensein schafft zwischen ihnen eine Schicksalsgemeinschaft, welche die Impulse des Friedens und des Streites in sich trägt; denn der Austausch der Gefühle zwingt, an dem Leid und dem Behagen der Genossen einigen Antheil zu nehmen, und läßt nicht eher zur vollen Befriedigung kommen, bis die hieraus entsprungene Störung entfernt ist. Nach dem gleichen Ziele strebt der Wunsch, daß das Gemüth des Genossen nicht ganz den Eigenbedürfnissen unterliege und dadurch gegen Theilnahme abgestumpft werde. Zum Streit dagegen regt jede Gelegenheit an, welche das Eigeninteresse und die Interessen des Genossen, das Selbstgefühl und die Mitgefühle in Gegensatz bringt. Entstehen solche Collisionspunkte auf dem Gebiete der niedern Selbsterhaltung, so vollzieht sich die Entscheidung schnell nach denselben Trieben, welche das Thier unwiderstehlich leiten; der stärkere vernichtet oder unterdrückt den Schwächern und der Kampf ist beendet ohne jede productive Nachwirkung. Die meisten Collisionspunkte aber liegen auf dem Gebiete, auf welchem die Neigungen nicht durch Naturzwang vorgeschrieben sind, sondern die Willensfreiheit Macht über die Entschlüsse hat und der Takt nach dem Vorgewicht der Empfindung die letzte Entscheidung gibt. Auf diesem weiten Gebiete individueller Auffassungen entstehen verschiedene Richtungen des Geschmacks, des Begehrens und der Vor-

stellungen, welche ebenso geeignet sind, Collisionen herbeizuführen und zu verschärfen, wie andererseits Collisionen zu mindern und zu beseitigen.[1]) Hier nun kann die normale Entwickelung der Menschen viel thun, um die Keime des Streites zurückzudrängen, die Bedingungen des Friedens zu begünstigen und ihnen die Uebermacht zu verschaffen.

Was er hierzu thun und wie er es thun müsse, liegt genau angedeutet in dem Dualismus der menschlichen Uranlagen, aus denen der Zwiespalt sich entfaltet. Einheitlich ist das Wesen des Thieres, weil es nur die Rücksichten der Selbsterhaltung kennt. Zwiespältig ist der Mensch, weil in ihm die Triebe der Selbsterhaltung gepaart sind mit Mitgefühlen und diese beiden Rücksichten oft in Widerspruch gerathen; deshalb kann er Einheit seines Wesens nicht eher gewinnen, als bis ihm gelungen ist, diesen Widerspruch

[1]) Die Verschiedenheit des Geschmacks und der Wünsche entspringt aus den besondern Neigungen und Anlagen, der Zug nach einer gewissen Uebereinstimmung dagegen aus dem Geselligkeitstriebe. Die überwiegend sich geltend machende Verschiedenheit ist fördernd für das friedliche Zusammenleben und verhütet vielen Streit, der dadurch entsteht, wenn die Strebungen zu Vieler genau auf denselben Gegenstand sich richten. Andererseits würde eine zu starke Individualisirung, wenn sie sich allgemein verbreitete, fortwährenden Anlaß zur Unzufriedenheit geben und feindselige Stimmungen anregen. Deshalb ist die Mode, welche gerade auf den Gebieten der freiesten Neigungen eine gewisse Uebereinstimmung herbeiführt und Vielen gegen ihren individuellen Geschmack Opfer auferlegt, ein sehr wichtiger Factor der Geselligkeit.

Festzuhalten ist, daß die Mode immer nur da herrscht, wo sich eine Sitte, eine gemeinsame Ueberzeugung noch nicht herausgebildet hat; dann werden die Vorwürfe aufhören, welche seit undenklichen Zeiten gegen ihre Herrschaft erhoben werden, während fortgesetzt alle Welt, mit Ausnahme Weniger, in einem gewissen Maße ihr sich unterwirft. Die Mode beruht nicht immer, sogar selten auf einer innerlich zwingenden Ursache, ist veränderlich und trägt, im Gegensatz zur Sitte und Ueberzeugung, ein Moment der Willkür in sich, oder sie setzt doch einen Durchschnitt an Stelle der zahllosen Belieben, welche ohne sie sich hervordrängen würden. Der Geschmack der Mode kann oft vor einer höhern Prüfung nicht bestehen, aber ob eine in dieser Hinsicht schlechte Mode lange oder kurz sich erhält, das hängt von dem Gesammtzustande der Gesellschaft ab, welche die Mode unterhält.

Ich spreche übrigens von der Mode im weitesten Sinne, welche nicht blos auf Kleidung und Aeußerlichkeiten, sondern auch auf die höhern Gebiete des Geisteslebens sich erstreckt.

zu überwinden und zwischen den beiderartigen Interessen eine volle Harmonie herzustellen. Materiell nach dem ganzen Umfange und dem Ziel menschlicher Strebungen ausgedrückt, bedeutet dies: In jeder menschlichen Gemeinschaft kann der einzelne zum Höhepunkte seines Behagens nur gelangen in einem Zustand, in welchem das Wohlbefinden des einen dem Wohlbefinden des andern nicht im Wege steht. Soweit nur Menschen mit möglicher Collision der Interessen in Berührung kommen, gilt dasselbe Gesetz. Und in der höchsten Vollendung dieses Zieles bildet das ganze Menschengeschlecht eine Gemeinschaft, innerhalb deren die Geschichte sich bemüht, die Mittel des Wohlbefindens auf möglichst viele, auf alle Menschen auszubreiten. Hat das Geschlecht sich dereinst so weit emporgearbeitet, daß die Bedingungen einer behaglichen Existenz für jeden Strebsamen bereit stehen, daß Selbst- und Mitgefühle nicht mehr nothwendig einander bekämpfen, dann werden Mannichfaltigkeit und Einfachheit nebeneinander bestehen können, und der Mensch hat alle dem Thiere beschiedenen Vortheile errungen, ohne die großen Vorzüge aufzugeben, welche in der ihm eigenthümlichen Anlage wurzeln.

Daher die legitime Sehnsucht nach der Einfachheit, welche die Besten am stärksten erfaßt. Sie liegt weder in der Vereinsamung, die wider die Natur des Menschen streitet und immer ein Moment der Entbehrung und Nichtbefriedigung auferlegt, noch ist sie von der Vergangenheit zurückzuerobern, da sie noch niemals vorhanden gewesen ist, sondern als letzte Staffel des ausgereiften Geistes erreicht, als höchstes Gut des Menschendaseins uns durch unsere Mühen zutheil werden soll. Der Einzelne, welcher an den Gütern und Pflichten der Culturentwickelung vollen Antheil nimmt, kann sie im höchsten Alter als das Product eines thätigen und weisheitvollen Lebens für sich erlangen. Hierin liegt der Ersatz, welchen das höhere Alter gegen die vielen ihm eigenen Entbehrungen aufweist, dessentwegen ich das Alter hoch veranschlage und in seiner Totalität nicht als einen naturnothwendigen Rückgang gegen die Jugend gelten lasse. Aber in den seitherigen Stadien der Cultur-

bewegung und der dadurch bedingten Gesellschaftsordnung können immer nur Einzelne unter günstigen Umständen in einen solchen glücksvollen Zustand eintreten, und auch in diesen seltenen Fällen meist nur unter einer gewissen Ermüdung des überangestrengten Körpers, welche die Genußfähigkeit vermindert. Das Ziel der Cultur ist, einen Normalzustand herzustellen, in welchem ein Jeder durch sein Verdienst sich behaglich einrichten und schön ausleben kann, ohne den einen Theil seines Lebens als Preis für den andern Theil zu bezahlen. Dazu aber bedarf es der Ausgestaltung vieler im Rohstoff verliehener Anlagen, der Mäßigung eines im „Naturmenschen" wirren und mächtigen Dranges, der Versöhnung solcher Neigungen und Interessen, welche von Hause aus im Widerstreit sich befinden; dazu bedarf es endlich des Zusammenwirkens des ganzen Menschengeschlechts. Kein Einzelner kann so Großes für die Gesammtheit leisten, da jede auf die innere Verbesserung des Menschen gerichtete Wohlthat nicht wie ein Geschenk verliehen werden kann, sondern durch die Energie der Vielen, welche den Gesammtgeist beherrschen, für die Gesammtheit errungen und von jedem einzeln durch Aneignung erworben werden muß.

Die erste kleine Vereinigung der Familie wird durch Naturtrieb und Noth geschaffen, aber die Empfindung, daß das große Ziel nur in größerer Gemeinschaft erreicht werden kann, führt aus dem Verband der Familie zu immer höhern Verbänden hinauf, bis zum Bewußtsein und zu Handlungen der Solidarität mit dem ganzen Menschengeschlecht. In jeder dieser Verbindungen gehen die Collisionen voran; um diese zu überwinden, schreiten die Familien, Stämme, Völker, die nach Weltmacht ringenden Staaten zu Kriegen gegeneinander, welche mit Friedensschlüssen enden. Aus dem Zustand des allgemeinen Krieges, in welchem die leidenschaftlich angeregten Interessen sich zu befinden glauben und ehedem wol auch befunden haben, bilden wir uns, unter dem Einfluß der Cultur allmählich zu größerer Friedfertigkeit heran, und so soll dereinst die höchste Stufe der Cultur uns den allgemeinen Frieden als Frucht des letzten Sieges verleihen.[1])

[1]) Die Tendenz der Cultur zum Frieden und deren siegreiches Vor-

10.

Die großartigste Folge des dem Menschen eingepflanzten Mittheilungstriebes und Mitgefühls ist das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und Schicksalsgemeinschaft des ganzen Geschlechts. Die Menschheit ist kein bloßer Begriff, keine blos auf die Zeugung und gelegentlichen Verkehr eingeschränkte Gemeinschaft, wie für die Einzelthiere die Gattung, welcher sie zugehören, sondern eine geschichtliche [1]), d. h. eine solche Einheit, welche eine in sich zusammen-

---

dringen ist nicht zu verkennen. Im Alterthum war noch jeder Fremde der Feind, nicht blos dem Worte, sondern auch dem Rechte nach. Heute geht durch die Behandlung der Staatsfremden ein Zug des Friedens und der Freundschaft. Selbst die Berechtigung und Nothwendigkeit gelegentlicher Völker- und Heereskriege wird angezweifelt, und der auftauchende Gedanke eines Völkerschiedsgerichts ist, wenn auch für die Ausführung zu früh, kein leeres Phantasiebild, sondern eine der vorgreifenden Ideen des allgemeinen Friedens.

Am offenkundigsten ist die Friedensentwickelung in dem Handelsverkehr, welcher von jeher die Triebe der Cultur durch gegenseitige Förderung der Interessen relativ am reinsten zum Ausdruck gebracht hat. Auf diesem Gebiete zeigt sich nun die Idee der Cultur und des allgemeinen Friedens in gleichzeitigem und gleichartigem Fortschritt. Bei minder civilisirten Völkern gilt immer noch das Handelsprincip, durch überlegene Klugheit oder Kraft dem Gegenpart einen Vortheil abzuringen (System des Schachers), während in den civilisirten Völkern der Handel auf der Grundlage des gleichzeitigen Vortheils beider Contrahenten beruht. „Wer Lust hat zu tauschen, hat Lust zu betrügen" ist ein Sprichwort, welches den Schacher richtig bezeichnen mag, aber auf das gebildete Handelssystem nicht paßt. Der Tauschverkehr hat das erste Band der Civilisation unter den primitiven Völkerschaften geknüpft und wird dereinst der mächtige Hebel des allgemeinen Friedens unter den Nationen vollenden. Nur in der Mitte, wie auf allen Wegen der Civilisation, liegt die Verwirrung.

Der moderne Versuch, den Krieg aller gegen alle als eine planmäßige Anordnung der Natur zu erweisen und zur Grundlage der Lebenserkenntniß und Lebensweisheit zu machen, ist die bloße Wiederholung eines alten überwundenen Philosophems, welches eine individuelle Verstimmung für die Weltbestimmung ausgibt. Was an Kampf und Bewältigung in der Thierwelt vorgeht, ist nur ein Beweis mehr für den Gegensatz des in Selbsterhaltung sich erschöpfenden Thierlebens zu der Culturbestimmung des Menschengeschlechts.

[1]) Unter Geschichte verstehe ich nur die Geschehnisse, welche eine fortschreitende Bewegung vollziehen oder anregen. Jede Thiergattung hat ihre Geschichte in den Leistungen, welche die Beschaffenheit der Gattung entwickelt haben. Sobald der Abschluß dieser Entwickelung erfolgt ist, haben die

hängende Entwickelung erfährt und, abgesehen von der unmittelbaren Berührung Einzelner, als Gesammtheit unter einer Schicksalsgemeinschaft steht. Die Fähigkeit und Uebung, empfangene Eindrücke nach ihren leitenden Merkmalen zu bestimmten, reproductionsfähigen Eindrücken zu gestalten, durch Mittheilung auf andere zu übertragen, die erlebten wie die berichteten Vorstellungen in der Erinnerung festzuhalten und als Erfahrung zu verwerthen, stellt zwischen den Menschen einen Zusammenhang her, welcher nicht nur die Gegenwärtigen, sondern auch die Entfernten, und nicht blos die Zeitgenossen, sondern auch die Gegenwart mit der Vergangenheit und der Zukunft verbindet.

Auch die Thiere haben Traditionen; erworbene Kenntnisse und Geschicklichkeiten der Vorfahren, welche in den Nachkommen als ererbte Gewohnheiten und Geschicklichkeiten wirken. Auch bei den Thieren findet sich Sorge um die Zukunft. Es gibt Thiere, welche den Vorrath der Lebensmittel mit größerer Umsicht und für eine längere Zeitdauer anhäufen, als der Durchschnitt der Menschen pflegt, und auch ihnen ist Grund der Vorsicht eine in der Erinnerung oder doch in der Erinnerungswirkung festgehaltene Erfahrung. Aber was immer die Vergangenheit ihnen zugewendet hat, was immer sie für die Zukunft leisten, ist ein lediglicher Bestandtheil ihres eigenen Erhaltungstriebes. Die Gewohnheiten verwerthen sie für sich und nach dem Gesetz der Aufzucht, indem sie von den in ihrer Existenz unselbständigen Jungen Gefahren und Entbehrungen wie von sich selbst abwenden. Die Einsammlung

Leistungen nur noch individuelles Interesse, gehen, bis auf den Ersatz durch die Nachkommen, mit dem Individuum unter und sind nicht mehr geschichtlich. Wird eine Thiergattung zur Umformung gezwungen, so nimmt sie ihre Geschichte wieder auf, um sie bald wieder abzuschließen. Die Geschichte des Menschengeschlechts aber bildet eine Kette productiver Fortbewegung, deren Ende nicht in unserm Gesichtskreis liegt. Aber auch für das Menschengeschlecht sind nur die Ereignisse geschichtlich, welche productiv fortbewegen. Nach diesem Maßstabe ist der Geschichtswerth der Ereignisse auch gradnell zu beurtheilen.

Auch unser Interesse für die Vergangenheit richtet sich hiernach. Dies scheint mir der Grund, weshalb viele Zeitalter bedeutender Völker noch keine anziehende Geschichtsdarstellung gefunden haben.

des Vorraths aber und was sonst einzelne Thiere für die Zukunft thun, beweist, daß der Erhaltungstrieb bei den höher organisirten Thieren nicht immer im bloßen Augenblicksdasein sich erschöpft, daß ihnen auch gewisse Nothwendigkeiten ihrer eigenen Zukunft erfahrungsmäßig bekannt sind. Aber bei keinem Thiere gibt es ein Bewußtsein der Wohlthat, welche es durch das Bemühen der Vorfahren genösse, noch der Pflicht, daß es den Nachkommen das empfangene und ein erweitertes Erbe zu hinterlassen habe.

Der Mensch dagegen nahm von dem ersten Augenblick, da er des Mittheilungstriebes und der Mittheilungsfähigkeit sich bewußt, von dem Mitgefühle ergriffen wurde, die Rücksicht auf andere in die Motive seines Handelns auf; seitdem blieb ein Theil seines Wirkens den Beziehungen gewidmet, welche er mit seiner Umgebung pflegt, und es entspann sich der geschichtliche Proceß, in welchem der Mensch täglich vor Augen hat, um wie vieles sein Wesen durch den Austausch von Erfahrungen sich erweitert, wie viel er dem Bemühen anderer, auch solcher, die vor ihm gelebt, verdankt, wie viel Nützliches er aus seinen eigenen Erfahrungen andern zuzuwenden vermag, auch solchen, die nach ihm leben werden.[1])

Wann dieser geschichtliche Proceß begonnen haben mag? Die Sagenvorstellungen der meisten Völker lassen das erste Menschenpaar, als Act der ursprünglichen Schöpfung oder eine spätere Gottesthat, mit allen Eigenschaften, welche die Geschichtswirkung eröffnen, ins Leben eintreten. Ich forsche diesem ersten Ursprunge nicht nach. Aber wenn es einen Zustand gegeben haben kann, in welchem der Mensch gleich andern Thieren mit den einfachsten Bedingungen seiner Lebensexistenz sich begnügen mochte, so hat die ge-

[1]) Vererbung beruht nicht auf Willkür, sondern ist ein Substanztheil des Menschthums. Ihr Princip ist, daß die erworbenen Güter, welche Dauerfähigkeit besitzen, nicht mit der Person des Erwerbers aufhören, sondern den Nachkommen eigen bleiben sollen. Damit ist über die Art der Vererbung noch nicht entschieden. Die Nachfolge einzelner und bestimmter Personen liegt nicht nothwendig im Begriff der Vererbung, welche die über die Individuen hinaus fortgesetzte Gemeinschaft zum Grund und Ziele hat. Aber unzweifelhaft ist die Individualvererbung, wegen der leichtern Uebersichtlichkeit individueller Beziehungen, ein Bedürfniß der Erziehungsmethode, in welcher die Menschheit sich ausbildet.

schichtliche Existenz des Menschen erst begonnen, als er jenes einfache Stadium hinter sich hatte, als er die erste Reproduction seiner Vorstellung mit Bewußtsein und zum Zweck der Geselligkeit unternahm. Hat der Mensch je einfach und in bloßer Sorge um die Nahrungsmittel, und wenn mit diesen versehen ganz zufrieden gelebt, so ist der erste Augenblick seines geschichtlichen Lebens, in welchem er sich dieser Einfachheit entäußert [1]) hat, um in die Verwirrung und in den Kampf einzutreten, welche ihm die Erkenntniß und Uebung seines Mittheilungstriebes und das hieran geheftete Mitgefühl auferlegen.

Wann immer, ob ursprünglich oder in einem spätern Stadium des Menschenseins entstanden, immer darf man sich den Anfang der Cultur nur im Gegensatz zu der Einfachheit denken, welche wir im Leben der Thiere mit zutreffendem Erfolg wirken sehen.

Hieraus erklärt sich das Was und das Wie der Culturentwickelung, welche begrifflich richtig erfaßt uns den Leitfaden gibt zur richtigen Erkenntniß der Geschichte und uns festhalten läßt an der Ueberzeugung von einem stetigen Fortschritt gegenüber den Angriffen, Erwartungen, Täuschungen und Ueberraschungen, zu denen die misverständliche Definition des Ausdrucks und die misverständliche Auffassung des Begriffs „Cultur“ [2]) fortwährenden Anlaß gibt.

Was den Menschen bewogen habe, der Einfachheit zu entsagen und in einen Kampf einzutreten, welcher ihm die bittersten Früchte einbringt? Dasselbe, was überhaupt alles Leben beherrscht: die Anlage. Nicht um bestimmte Vortheile zu genießen, nicht um

[1]) Die großartige Auffassung der Genesis der Bibel bewährt sich auch in der als Geschichtsereigniß dargestellten Anschauung, daß der Mensch seine Einfachheit mit dem Genuß vom Baum der Erkenntniß aufgegeben habe und seitdem von der bloßen Befriedigung am Genuß verdrängt und in die Mühseligkeiten, Drangsale und Gefahren des Erdenlebens eingetreten sei.

[2]) Die Cultur arbeitet nicht nach einem vorgezeichneten Plan gesteigerter Behaglichkeit, sondern ihre Aufgabe ist die fortwährende Entfaltung der Anlagen; im Laufe derselben kann Zuträgliches wie Nachträgliches an die Reihe kommen. In dem Inhalte der menschlichen Anlagen und ihrer organischen Entwickelung liegt der Schutz, daß nicht in der Zeiten Dauer das Nachträgliche als überwiegendes Resultat der Cultur sich befestige, aber darin liegt kein Schutz gegen zeitweilige Verminderung der Behaglichkeit.

das hohe Ziel zu erreichen, welches viele sogar noch jetzt, bei so entschiedener Ausbildung des Urtheilsvermögens, anzweifeln, sondern wie jedes lebende Wesen, gehorcht der Mensch seinem Triebe. *Cultur ist nicht Verbesserung, sondern Entfaltung der menschlichen Eigenschaften.* Es sind nicht immer gute, nützliche, ebenso häufig sind es auch schädliche Triebe, welche im Laufe der Entwickelung zur vorwiegenden Geltung kommen. Dazu kommt die Neigung zum Uebermaß, welche in den Bethätigungsanfängen jeder Fähigkeit und noch später häufig bei nicht genügender Durchbildung sich hervordrängt und von nachtheiligen Folgen begleitet ist. Daher die störenden und schädlichen Einwirkungen, welche als Klagen über den verschlechternden Einfluß fortschreitender Civilisation zum Ausdruck kommen; daher auch die falschen Vorstellungen von den weit bessern Vorzeiten, welche im gemeinen Leben als Lob der Vergangenheit uns entgegentreten, in höhern Geistern die Sehnsucht nach der verlorenen Einfachheit anregen und zu einer Irrfahrt nach dem verborgenen Lande einladen.

In Wahrheit hat es jenen befriedigenden Zustand, welchen die Gegner unsers Civilisationsstandes in die Vergangenheit verlegen, in dem zurückgelegten Wege unserer Culturentwickelung niemals gegeben, und er konnte nicht und kann nicht hergestellt werden, solange der Kampf zwischen dem Selbstgefühl und dem Mitgefühl angeregt, die Ueberwindung dieses Gegensatzes in einer höhern, allgemein anerkannten und gesicherten Harmonie der Interessen noch nicht gefunden ist. Auch hierin zeigen sich die Begebenheiten der Geschichte in vollster Uebereinstimmung mit dem Gedankenbilde der Entwickelung, welches aus den Uranlagen des Menschen seine Grundzüge entnimmt.

Ganz einfache Verhältnisse kann sich die Phantasie nur vorstellen unter dem Bilde, daß niemand den andern zu beeinträchtigen, noch zu bedrängen braucht, um selbst nach Herzenslust zu genießen. Aber solche Verhältnisse hat es in einem weitern Umfange nie und nirgends gegeben und wo sie in einem kleinern Umfang bestanden haben mochten, mußten sie schnell erschüttert werden, weil der Sinn der Menschen nach so vielen Richtungen hin sich bewegt, daß er in Gesellschaft mit andern hier oder dort auf

Hindernisse stößt, welche er zu beseitigen strebt, und der Streit ist ausgebrochen, welcher von denselben und schlimmern Folgen begleitet ist, als der Kampf, welchen die Unzulänglichkeit der Nahrung den Thieren auferlegt. Denn in dem gelegentlichen Kampfe der Thiere um die Nahrung ist der Sieg das Ende jedes Streitfalles, der Sieger genießt den Erfolg, das besiegte Thier trägt die Niederlage und bis auf eine neue Kampfesursache ist das frühere interesselose Nebeneinander wiederhergestellt. Den Menschen aber läßt das Mitgefühl zu einer reinen Siegesfreude selten kommen, wenn der Sieg mit dem Leid des Ueberwundenen erkauft werden mußte, und wo die eigene Neigung den Genuß gestattete, regt das Mitgefühl mit dem Ueberwundenen in andern Mitmenschen die Lust an, dem Sieger die Freude zu verkümmern.

Aber gerade hieran entwickelt sich der Friedensdrang, welcher in Verbindung mit den Ursachen und Anlässen zum Streit der Geschichte der Menschen das Aussehen einer zusammenhängenden Reihe von Kriegen und Friedensschlüssen gibt, den Menschen aber nicht zur Ruhe kommen läßt, sondern in der Mitte der Kämpfe die Sehnsucht nährt und die wahre Zufriedenheit in jene weiteste Ferne verlegt, in welcher der ewige Friede gesichert sein wird. Denn niemals kann der Mensch, welcher Alles was menschlich an ihm ist aus dem Geselligkeitstrieb herleitet, im Zustande des Kampfes seine letzte Befriedigung finden, vielmehr ist der Kampf selbst, außer bei Raufbolden, nichts anderes, als das Ringen nach dem Frieden. Nur macht sich das Streben auf verschiedene Weise geltend und die Geschichte ist voll von Darlegungen verfehlter und productiver Versuche, welche das Woher und Wohin klar erkennen lassen. [1])

---

[1]) Unzweifelhaft sind bis in die neueste Zeit bedeutsame Fortschritte durch Kriege gefördert worden; es gab überkommene Bildungen, welche zu Hemmnissen der Entwickelung geworden waren und nach dem bisherigen Geschichtsgang nur durch Kriege gelöst werden konnten. Daraus hat sich bei Solchen, welche den äußern Verlauf der Geschichte kennen, die verkehrte Anschauung gebildet, daß der Krieg ein unentbehrlicher Factor in der Entwickelung der Civilisation sei. Aber ein tieferes Eindringen in die Geschichte Europas belehrt, daß die Nationen sich in solche Beziehungen zueinander

11.

Auf welche Weise der Friede herzustellen, zu sichern sei, das ist die große Frage der Cultur; die Vorbereitung und Sicherung des vollkommensten Friedenszustandes, das ist die große Arbeit der Cultur.

Den Thieren sind die Bedingungen in guter und in schlechter Richtung gegeben. Ist ausreichende Nahrung vorhanden, dann herrscht Eintracht; reicht die Nahrung nicht zu, so entsteht der Kampf, in welchem so Viele unterdrückt oder verjagt werden, als die Gelegenheit erfordert, und mit der Ursache hört die Störung auf. Völlig anders, wenn im Kreise der Menschen die Zwietracht auf einer höhern als auf der Stufe der elementaren Existenzbedingungen ausbricht. Denn die Ansprüche des Menschen sind nicht in dem engen Raume der Selbsterhaltung eingeschlossen, sondern er strebt, seine Fähigkeiten zu erproben, die erprobten Fähigkeiten zu bethätigen und in stetem Vorwärtsschreiten zu versuchen, wie weit die Kraft reicht. Die Ansprüche steigen mit dem Maß der bewährten Kraft, der Widerstand reizt und bald stoßen in der Gesellschaft die Willen wie im Individuum die Begierden aufeinander.

Diesen Widerstreit zu ordnen, hat es der Mensch zugleich mit sich selbst und mit den Beziehungen zu den Personen seiner Umgebung zu thun. Mit dem eigenen Selbst, in welchem so viele und verschiedenartige Fähigkeiten und Begierden nach Bethätigung streben,

bringen können, welche jeden Grund des Krieges entfernen, und der moderne Wettkampf in den Friedensberufen zeigt, daß die Völker zur Entfaltung ihrer Energie der Kriege nicht bedürfen.

Noch heute gibt es im Bereiche des europäischen Völkersystems geschichtlich gewordene Hemmnisse, welche allem Anscheine nach nur durch Kriege werden gelöst werden, aber die Zahl ist begrenzt und man könnte leicht, nach den innern Motiven, die noch vorhandenen Aussichten künftiger Kriege für Europa genau berechnen. Alles in Allem sind die Kriege in sichtbarer Abnahme begriffen, und im Gegensatze zu den frühern uns bekannten Geschichtszeiten bildet der Friedenszustand jetzt die Regel, welche immer mehr sich befestigt.

so viele Spannungen einer und derselben Fähigkeit von den entgegengesetzten Wirkungen begleitet sind. Ich habe aber bereits entwickelt, wie der Mensch, um zu einer beruhigten Existenz zu gelangen, die zum schnellsten Wechsel geneigten Stimmungen befestigt, dauernde Eigenschaften entwickelt; wie er für den fortbestehenden Wechsel der Dinge im Takt einen Maßstab ausbildet, mit welchem er das Vorgewicht der Neigungen und Empfindungen ermittelt, das Zweckmäßige aufsucht. Auf diesem Wege gelangt er zu festen Vorsätzen, dauernden Zielen, zur Einheit seines Wesens. Aber jetzt kommt es darauf an, darzulegen, daß diese an sich selbst vorgenommene Arbeit nicht ausschließlich in dem eigenen Innern sich vollzieht, sondern von Hause aus verbunden ist und stets verbunden bleibt mit den Beziehungen zur Außenwelt, daß diese sogar den mächtigsten Antrieb zur eigenen Verbesserung und die Mittel dazu geben, indem sie zum Uebermaß verleiten, zur Mäßigung zwingen und im Versuchen aller Grade zuletzt den Maßstab finden, welcher als Takt im Innern die Willensfreiheit leitet, als Takt nach außen die wechselseitigen Rechte und Obliegenheiten ordnet.

Wohin der Mensch gelangen würde, wenn er mit den leblosen Dingen und Thieren allein wäre und kein anderer behauptbarer Wille seinen Gelüsten sich entgegenstellte, lasse ich ununtersucht, da nur ein Individuum und auch dieses nur als eine vorübergehende Ausnahme, aber nicht der Mensch als Gattung in solcher Vereinsamung gedacht werden kann; ein in jeder Hinsicht von Geselligkeit durchdrungenes Leben ist ja der Grundzug seiner gattungsmäßigen Existenz. Im Umgang mit andern seines Geschlechts findet er den Gesellschafter, welchen er zur Befriedigung seines Mittheilungstriebes braucht, und in diesem Gesellschafter auch den ebenbürtigen Gegner, der Anspruch dem Anspruch entgegenstellt, die Herrschbegierde herausfordert, aber auch zu irgendeiner Verständigung zwingt. Wo die Kräfte ungleich sind, wird die überlegene Gewalt, wenn völlig ungezügelt, zum Maximum der Machtbegierde vorschreiten. Aber selbst wo in den äußern Kraftverhältnissen alle Bedingungen hierzu, activ auf der einen und passiv auf der andern Seite, vorhanden wären, zügelt das Mitgefühl,

welches in der eigenen Brust kein volles Behagen gedeihen läßt, solange der Genosse ein Leid empfindet und äußert, und die völlige Unterdrückung durch die überlegene Kraft des Gegners ist immer ein Leid, welches das Gemüth beschwert, im Aussehen des Unterdrückten sich abspiegelt und Mitempfinden anregt. Kein Sieger kann ganz behaglich sein in ausschließlicher Gesellschaft mit dem völlig Unterworfenen, der nur gehorchen muß und keinerlei Anspruch erheben darf, noch behaupten kann.

Es gibt jedoch in keiner menschlichen Gesellschaft eine solche absolute Ueberlegenheit des einen Individuums über das andere, nicht einmal unter der einfachsten Bedingung, daß die Gesellschaft aus nur zweien besteht, unter denen das Uebergewicht der Kräfte durchweg bei dem einen zu sein *scheint*; denn dies kann eben nur *scheinen*, nicht wirklich sein. In der einfachsten Geselligkeit spielen so viele Fähigkeiten, Bedürfnisse und Kraftäußerungen zusammen, daß ganz sicher Gelegenheiten eintreten, welche auch dem Unterworfenen gestatten, in irgendeiner Hinsicht sich überlegen zu zeigen, zum Behagen oder Misbehagen des andern beizutragen, und wäre es auch nur durch hartnäckige Dienstverweigerung, welche der Körperschwache sich vorsetzen, behaupten und unüberwindlich machen kann. Tägliche Beispiele belehren, wie unter zweien, die in engster und ununterbrochener Gemeinschaft aufeinander angewiesen sind und der eine nach außen in der völligsten Ueberlegenheit erscheint, der andere doch sich geltend zu machen und Berücksichtigung zu erzwingen weiß. Was wir an völliger Unterwerfung wahrnehmen, geschieht nicht unter blos individuellem Uebergewicht des einen gegen den andern, geschieht in keiner so engen Gemeinschaft, welche alle Lebensbeziehungen der Genossen erschöpft, sondern in einer Organisation, in welcher Mehrere zu einem Herrschaftsplan sich vereinigen und nur in einigen Beziehungen den übrigen ihren Willen auferlegen. [1])

[1]) Unter der strengsten Willkürherrschaft und dem despotischsten Regierungssystem wird in solchen Punkten, welche den Regierern ohne Einfluß auf die ihnen am Herzen liegenden Interessen scheinen, den Regierten oft eine zügellose Freiheit gestattet. Auf Ableitung der Wünsche beruht jedes wohldurchdachte Unterjochungssystem.

Unter zweien, unter mehrern, welche, wie die Familie, in einer von Natur bestimmten Einheit beieinander leben, finden sich ohne jedes äußere Hinzuthun die für diese Vereinigung passenden Regeln, unter denen die Glieder in wechselseitiger Achtung leben, Frieden halten und den gestörten Frieden wiederherstellen. Das Problem beginnt in der vielgliederigen Gesellschaft, welche über diesen einfachen Rahmen hinausgeht, und verschärft sich, je vielgliederiger die Gesellschaft, je complicirter die Beziehungen werden, in denen die Menge der Menschen beieinander leben muß.

Die Culturentwickelung aber treibt zu immer weiterer Ausdehnung der Beziehungen, zu immer umfangreichern Verbänden.

Ist die Familie noch die natürliche Einheit, welche die Regel in sich trägt und keiner vorbedachten Ordnung bedarf, so lösen sich doch bald von ihr eine Anzahl anderer Familien mit selbständigen Interessen los, welche, wenn sie Nachbarn bleiben, ein Abkommen brauchen; besonders sobald die Erfahrung lehrt, daß die Interessen gegeneinander gerathen und doch den Verkehr nicht entbehren können. Von da ab erweitern sich die Kreise schnell und vervielfältigen sich; zunächst in den kleinern Umfängen der Stämme, Bezirke, Miniaturstaaten, wo die Mannichfaltigkeit noch die Einheit verträgt und in ihr sich behagt. Indessen, je organischer ausgebildet diese immer noch kleine Einheit wird, je geschlossener in sich, mit je größerm Einheitsbewußtsein sie ihren Verkehr mit nähern und weitern Verbänden anknüpft, um so stärker drängt es im Laufe der Zeit nach derselben Richtung zu umfassendern Einheitsgestaltungen. Das Bedürfniß entsteht und wird dringend, sobald die Verbände, nach Art der Individuen, mit ausgebildeten Selbstgefühlen als Gegner in Streit gerathen. Nunmehr wird Stärkung der eigenen Kraft, Schutz gesucht. Durch Sprachgemeinschaft, durch Nachbarschaft, durch Austausch von Gütern, durch Uebereinstimmung anderer Zielpunkte kommen Stämme zusammen, erhalten ein gemeinsames Bewußtsein als ein Volk, als eine Nation. In gleichen Anlässen entstehen complicirte Staatsbildungen, Großstaaten, und wie die Einheiten unter sich verbunden sind, so fühlen sie sich, so weit es ihr Nutzen erheischt, von andern getrennt, zu andern hingezogen. Kriege werden ge-

führt, Friedensverträge geschlossen, Bündnisse gestiftet, gebrochen und gelöst. Die Sonderinteressen, welche ursprünglich klein an Umfang im engen Raum sich erschöpften, gehen ins Weite, die Kraft will alle Hülfsmittel ausbeuten, sucht sie allerorten auf. Ist doch die ganze Erde gar nicht so groß für die Bewegungsfähigkeit, die Ausdehnungslust der Menschen. Die Macht greift, so weit sie kann; sie will sich befestigen, gegen Angriff sicherstellen und vorbeugend unterwirft sie, was ihr hinderlich werden könnte. Es lockt: im Verkehr der Völker entscheidend zu werden, Ansehen, Vormacht zu gewinnen, Schiedsrichter zu sein; auf einem gewissen Höhepunkt der Staatsmacht kehrt die Lust zur Weltherrschaft immer wieder. Bis in die entferntesten Gegenden reicht der Zusammenstoß der Kräfte; bis in die entferntesten Gegenden dringt auch der friedliche Verkehr, die Forschung vor, um Schätze und Einsichten zu sammeln. Bald auf diesem, bald auf jenem Punkte des Erdbodens erscheint plötzlich der Bote der Cultur und enthüllt den Ahnungslosen eine Gemeinschaft des Strebens, der Geschicke und des Bewerbes, welche durch die ganze Menschheit, durch Jahrtausende sich hinzieht.

Aber überall hin und in alle noch so ausgedehnten Verhältnisse bringt der Mensch seine Ureigenschaften und das aus diesen sich entwickelnde Streben mit. Eigenes und Anderer Wohlbefinden sollen sich vereinigen; der Krieg ist ihm Zwang, friedlicher Genuß ist ihm Ziel. Diese in den Ureigenschaften begründete Tendenz nimmt in der Culturentwickelung, wie das Wesen der Entwickelung schon begrifflich darthut, nicht ab, sondern zu. Früher war es unter den höchst gebildeten Nationen selbstverständlich, die bürgerliche Bevölkerung des bezwungenen Nachbarstaates, Nachbarorts zu tödten oder in die Sklaverei zu führen, und wenn der Sieger nicht colonisiren wollte, Stadt und Gefilde zu vernichten, das Andenken der Besiegten zu vertilgen. Jetzt, nach der ruhmreichsten Schlacht seufzt beim Anblick der Todten und Verwundeten der Kriegsherr, der alles dies angestiftet, über das erschütternde Elend. Hier lerne das eisernste Soldatenherz, daß nur die äußerste Gefahr den Krieg rechtfertige, der Urheber aber an der Menschheit sich versündige und aus dem gehäuften Elend keine Freude

emporblühe.[1]) Und außerhalb des Krieges ruft jede Vergewaltigung den Unwillen der Parteilosen hervor. Die Greuel im fernen Osten setzen die Mächte des Westens in Bewegung und die Schüsse eines Reisenden in Innerafrika erfüllen die Gelehrten Europas mit Sympathie für die Wilden gegen den Abgesandten der Cultur.

In dem größten, verwickeltsten Staatsgebilde soll Ordnung sein, Friede herrschen, jeder einzelne seines Lebens froh werden. In den großen Mengen, welche zu Stämmen, Staaten, Nationen, Verkehrsgruppen verbunden und aufeinander angewiesen sind, hören die unmittelbaren persönlichen Neigungen auf ermäßigend einzuwirken. Sitten wachsen allmählich, Gesetze bekräftigen sie, Gesetze ziehen auch künstliche Grenzlinien, wie die Menschen am Besten nebeneinander bestehen können, Gesetze und Einrichtungen schützen den Friedlichen gegen Gewalt, bezwingen den Widerständigen.

Aber wie werden diese Gesetze gefunden und ins Werk gesetzt? welche Einrichtungen gewähren den Schutz?

Vielfache Proben werden gemacht. Eine überlegene Autorität soll die gegeneinander gerichteten Gelüste niederhalten, die Gegenforderungen gerecht würdigen und jedem das Seine zuertheilen. Machtgierige Riesengestalten treten in die Geschichte ein, als deren idealsten Repräsentanten ich mir den Despoten denke, der nach Weltherrschaft strebt, um der ganzen Menschheit und jedem einzelnen günstige Geschicke zuzuweisen. Sein unmittelbarer Wille erreicht nur die Umgebung und die hervorragendsten Personen in der Ferne; die Menge soll durch Klassenordnungen und allgemeine

[1]) Hieraus entspringen die Bestrebungen, die Kriegsnoth zu mildern: die völkerrechtliche Schonung der Gefangenen; die Construction der Waffen und Geschosse, um die Wunden schmerzloser zu machen; die humane Rücksicht auf die Kranken und Verwundeten beider Seiten, welche die Genfer Convention auf eine früher ungeahnte und unbegreifliche Höhe gebracht hat; die Achtung des friedlichen Privateigenthums, die Contribution an Stelle der Plünderung. Es sind freilich auch Vorschläge und Experimente gemacht worden, solcherlei Vorsorgen so weit auszudehnen, daß die Tendenz des Krieges, den Gegner möglichst rasch und durchgreifend zu überwältigen, dadurch beeinträchtigt wurde. Natürlich muß das Bestreben an dieser Grenze als widersinnig scheitern.

Vorschriften beglückt werden. Auch gutgemeinte Unternehmungen dieser Art hat es gegeben, mit stolzen Anfängen, vom Jubel der Menge begleitet, aber sie fielen vor dem ersten Windstoß wie ein Kartenhaus zusammen. In niedrigern Culturverhältnissen behauptete die Despotie nicht selten sich als eine dauernde Staatseinrichtung, aber immer hatte sie allgemeine Unzufriedenheit und Verkümmerung zur Folge. Am Erstarren des Kastenwesens ging die uralte Cultur Indiens zu Grunde, sank eins der edelsten, der höchstentwickelten und mächtigsten Völker zu völliger Nichtigkeit herab, und wie wir dort bei den reichen Segnungen, welche die Natur Land und Leuten beschieden hat, einige hundert Millionen von einer Hand voll Fremdlingen regiert sehen, so unterliegt es jetzt keinem Zweifel mehr, daß die raffinirt ersonnene Ungleichheit zuerst den Verfall verschuldet hat und seit Jahrhunderten das Aufraffen verhindert.

Die Versuche haben sich als Abirrungen von dem großen Ziele der Cultur erwiesen. Nach den Ursachen hiervon braucht man nicht tief zu graben, die elementarsten Anlagen des Stoffes, der so gemodelt werden soll, geben Auskunft. Die Wallungen des Blutes misachten die kastenmäßige Entfremdung, die Natur kennt keinen Bastard der gewillkürten Ungleichheit. Im Byzantinerreich führte die überlegene Klugheit, trug das Glück den Sklaven auf den Thron. In Indien erstarrt das ehemals so reiche Leben in der zur Sitte gewordenen Ungleichheit, aber die erste Regung der aus der Fremde hineingetragenen Cultur trägt Zugehörige der untersten Kasten nach oben und läßt sie an den Gütern der Cultur Antheil nehmen, zieht den Braminen in untergeordnete Rangklassen des Militärdienstes herab. Das Leben spottet allerwärts der bloßen Abzeichen, denen kein innerer Geltungsgrund Werth verleiht.

Dieser selbe Grund verhindert auch, daß auf dem entgegengesetzten Wege der aufgezwungenen Vollgleichheit das Ziel der Cultur erreicht werde. Die plumpe Gleichheit, welche genau allen dasselbe zuschreibt und die äußern Hülfsmittel danach vertheilt, ist mit ihren durchgreifenden Folgen in einer complicirten Gesellschaft noch niemals in Anwendung, vielleicht nie in Vorschlag ge-

kommen. Die mehrfachen annähernden Experimente auf kleinern Versuchsgebieten sind misglückt und mußten, soweit die dauernde Befriedigung der Genossen in Frage kam, bei den bisher herangebildeten Generationen misglücken, weil solange die Verschiedenheit der Individualnaturen in dem heutigen Umfange besteht, die völlige Gleichheit den meisten Unbehagen bereitet. Und wenn es dereinst gelingen sollte, eine Normalmasse herzustellen, so würde immerhin eine Minderzahl bevorzugten Geistes, also der beste Theil der Menschheit Misbehagen erleiden, oder die erzwungene Gleichheit durchbrechen und den Kampf unvermeidlich machen.

Solche Versuche fördern nicht, sondern stören den normalen Verlauf der Culturentwickelung, deren Grundzug ist: die dauernde Versöhnung der Interessen aus den Anlagen der Individuen herauszubilden.

Im Zufall der Begebenheiten drängt zuweilen und zeitweise ein von der Norm abweichender Wille sich auf, ruft Einrichtungen und Zustände hervor, welche gegen die Anlagen oder gegen den zur Zeit entwickelten Stand derselben verstoßen. Aber dies sind Nothstände, welche durch abnorme Ereignisse oder durch die Eigenthümlichkeit einer mächtigen Persönlichkeit herbeigeführt werden. In der Dauer der Zeiten behauptet sich nur, was den Anlagen gemäß sich entwickelt, und diese Bewegung verfolgt in unzerstörbarer Consequenz den Weg zur Vollkommenheit; zu jener vollen Harmonie der Interessen, welche dereinst den dauernden Frieden begründen soll, indem sie jedem Individuum die eigene weiteste Entfaltung sichert und allen andern in den Gesichtskreis fallenden Genossen eine gleiche bequeme Lage bereitet.

Dieser Tendenz folgt, wie an den Wirkungen erkennbar, die Geschichte der Menschheit; freilich nicht in mathematisch gerader Linie, auch nicht in idealer Anerkennung des Ziels, aber realpraktisch dadurch, daß die Behaglichkeit der Existenz auf immer weitere Kreise sich erstreckt, die Lebenshaltung der untersten Klassen fortgesetzt sich erhöht, die Differenzen zwischen Höchst und Niedrigst auf allen Gebieten sich abmindern und diese Fortschritte der Cultur einen immer größern Theil des Erdballs sich erobern.

12.

Was das richtige Denken über weit ausgedehnte Verhältnisse, die richtigen Anschauungen über das Wesen und die Lebensäußerungen großer Gemeinschaften so selten macht, dagegen Irrthümern und Täuschungen in den elementarsten und wichtigsten Angelegenheiten allgemeiner Natur Vorschub leistet, das ist, daß die meisten geistig schlecht erfassen, was für ihre sinnliche Wahrnehmung zu umfangreich ist und nicht in die üblichen Rechnungszahlen sich einfügt. Diese Unzulänglichkeit des Verständnisses erstreckt sich auf alle höhern und complicirten Einheiten der menschlichen Gesellschaft. Die Familie ist den Meisten aus der Anschauung bekannt, die Gemeinde nur den Wenigen, welche in das Innere ihres Getriebes eindringen. Beim Staate dagegen, besonders bei dem Großstaat reicht häufig sogar bei denjenigen, welche an der Verwaltung und Lenkung theilnehmen, das Verständniß nicht zu; die gewöhnlichen Bürger aber können sich kaum zur Uebersicht des kleinen Abschnitts erheben, in dessen Bereich sie selbst gestellt sind. Vollends die Menschheit als Trägerin der Culturentwickelung wird den Allermeisten zu einem Begriff, welchen die Phantasie unter die willkürlichsten Einflüsse stellt. Die lebendigen Beziehungen zwischen dem Ganzen und seinen Bestandtheilen werden selten vollinhaltlich gewürdigt, häufig ganz außer Acht gelassen. Diesen ist die Menschheit eine göttliche Ordnung, welche keiner andern Wandlung als durch göttlichen Eingriff fähig ist; Jenen ist sie eine Summe von National- und Staatsgebilden, welche durch die Willkür der Menschen Organisation und Einrichtung, Ziel und Mittel ihrer Wirksamkeit erhalten, durch Willkür so oder anders eingerichtet werden können. Machtvolle und kluge Männer erheben ein Volk, ersinnen treffliche Einrichtungen; andere machtvolle und kluge Männer engen ein Volk ein und ersinnen Einrichtungen, welche den Selbstwillen Weniger über die Energien der Vielen setzt. Hier steigt eine Nation durch solche Einwirkungen, gibt den Nachbarn ein gutes Beispiel, Muster von Gesetzen und Einrichtungen, welche weithin übernommen werden, ein glückliches Zeitalter erblüht; dort stürzt eine wilde Schar über

die Gebiete der Cultur her, wird eine Geisel der Menschheit, verwüstet die Aecker, stürzt Einrichtungen um und wenige Jahre verschlingen die tausendjährigen Mühen einer altersschwach gewordenen Cultur.

Die Geschichte in Einzelerscheinungen aufgelöst, hält einen Vorrath von Beispielen für jede Anschauungsweise; für das Wunder überirdischer Leitung, für die Willkür menschlicher Satzungen, für den ganz regellosen Zufall in den Geschicken der Menschheit. Aber in dem großen Zuge der Geschichte herrschen Gesetze des organischen Lebens, welche hier wie überall Störungen sich gefallen lassen müssen, aber durch die Störungen nicht aufgehoben werden.

Die Menschheit ist in keinem andern Sinne ein Begriff, als überhaupt eine Mehrheit von Personen es ist, wenn sie als Einheit zusammengefaßt und unter diesen Gesichtspunkt der Betrachtung gebracht wird. Die Menschheit ist, wie im einfachsten Beispiel die Familie, eine ganz concrete, wenn auch begrifflich zusammengefaßte Bildung, welche niemals aufhört, durch das Wesen und das Schicksal der ihr zugehörigen Mitglieder bestimmt zu werden. Es geht der Familie gut, wenn jedes einzelne Mitglied wohl und behaglich sich befindet; es geht der Familie minder gut oder schlecht, wenn das Behagen durch das Misgeschick einzelner und durch die Mitleidenschaft anderer Mitglieder gestört ist. Und von Generationen als Familieneinheit gedacht versteht man leicht, daß man aus dem Vergleich der Schicksale vorangegangener und nachfolgender Repräsentanten das Urtheil zieht, ob die Familie auf- oder niedergeht, an welchen Familieneigenschaften sie sich hebt oder senkt. Hier ist noch dem gewöhnlichen Fassungsvermögen übersichtlich, wie die concreten Momente die Beschaffenheit des Begriffs bestimmen und kennzeichnen. Je reicher gegliedert die aus den Individuen zusammengefaßte Einheit ist, um so schwerer wird vielen die Uebersicht, und es schiebt sich ihrer Vorstellung leicht ein abstractes Ganze unter, welches zwar noch undeutlicher ist, doch gewisse schematische Umrisse zuläßt und einen befriedigenden Schein des Verständnisses bei denen hervorruft, welche nicht das Bedürfniß empfinden, bis zum Inhalt vorzudringen. Aber die

weiteste aus concreten Personen zusammengefaßte Einheit ist kein bloßer Begriff. Es mag, wo der Umfang hierfür zu groß erscheint, angezweifelt werden, ob eine Einheit noch wirklich bestehe oder ob der Zusammenhang nur auf Einbildung beruhe; aber daß sie, wenn vorhanden, durch die Beschaffenheit ihrer Elemente bestimmt wird und keiner willkürlich von außen herkommenden, sondern nur einer den concreten Naturen entsprechenden Gestaltung unterworfen werden kann, das beruht auf demselben Naturgesetz, vermöge dessen jeder Körper aus der Beschaffenheit und Ordnung seiner Elemente sich gestaltet, vermöge dessen die elementaren Bestandtheile nicht beliebig verschoben werden können, ohne das Wesen des Körpers aufzuheben.

Wie nun durch Naturgesetz Wesen und Beschaffenheit der Menschheit bedingt ist durch die Summe der Individuen, aus denen jene sich zusammensetzt, so folgere ich weiter, daß die Entwickelung der Menschheit in gleichen Normen sich vollzieht, wie die Entwickelung der Individuen.

Auch die Menschheit denke ich mir als einen Organismus, der in analoger Weise wie der Einzelmensch sich aus den Anlagen entwickelt, welche durch Pflege gestaltet, modificirt, auf bestimmte Wege hin gelenkt, aber niemals aufgehoben, noch willkürlich hervorgerufen werden können.

Um Einiges gemeinverständlicher kann ich diese meine Auffassung machen, wenn ich an die Beziehungen der Bürger zum Staat anknüpfe. Die Solidarität und Gemeinschaft sind in Gesetz, Sitte, Wirthschaft, in Kriegführung und Bündnissen, durch die Polizei bis in Einzelheiten des Haushalts verkörpert. Die Lebens- und Kraftäußerungen des Gesammtbegriffs sind nicht gebunden an die Lebensdauer der Generationen, sondern, wenn günstige Bedingungen obwalten, erhält sich die Kraft, erhalten sich die Einrichtungen des Staates in demselben Geiste, während die Generationen wechseln. Die Regierung leitet, Gesetze zeigen die Wege, äußere Veranstaltungen des Staates zwingen, fördern und unterdrücken Gewohnheiten, aber auf alles dies ist die Beschaffenheit der Einzelmenschen, aus denen der Staat sich zusammensetzt, von so zwingendem Einfluß, daß wider sie nichts Dauerndes begründet

werden kann, ohne sie auch die von besten Absichten geleitete Regierung misglückt. [1])

Ganz wie im Einzelwesen kann im Staate die Entwickelung gefördert werden, wenn sie in der Richtung der Anlagen, gehindert werden, wenn sie gegen die Richtung der Anlagen erfolgt, können unter weiser Erwägung des Kräfteverhältnisses die Anlagen nützlich ermäßigt und gesteigert, die Energien nach bestimmten Richtungen hin ausgebildet, nach dem Anspruch der Zeiten auf wechselnde Ziele gerichtet werden. Aber auch der kräftigste Wille sieht sich machtlos gegenüber den absoluten Widerständen, welche an bestimmten Grenzen der Anlagen sich geltend machen, wie die Erzieher kleiner und größerer Kinder gegenüber gleichen in den Anlagen begründeten Widerständen sich machtlos sehen. Und bei beiden, dem Staate wie beim Einzelnen, müssen die Leiter auch den nicht unüberwindlichen Neigungen so weit Rechnung tragen, daß die Harmonie des Gesammtstrebens nicht aufgehoben werde, da jede zu einseitige Begünstigung und Vernachlässigung solcher Anlagen, welche nach der Natur der Individuen stark hervorzutreten neigen, nützliche Kräfte ohne genügenden Ersatz unterdrücken, sogar das Gesammtwesen verbilden können.

Um endlich aus den zahllosen Seiten der Analogie die von abschließender Bedeutung hervorzuheben: Will ein großer Erzieher die Neigungen einer Nation umgestalten, so kann ihm dies, innerhalb der überhaupt von der Natur zugelassenen Grenzen, nur

[1]) In Uebereinstimmung hiermit ist die in neuester Zeit siegreich vordringende, wenn auch heftig bestrittene Tendenz, die großen Staatsbildungen auf die Nationalität zu stellen. Ich will nicht bestreiten, daß unter besonders günstigen Geschichtsverhältnissen ein aus mehrern Nationalitäten zusammengesetzter Staat sich erhalten kann, aber begriffsmäßig muß man denjenigen Staatszustand als den besten bezeichnen, welcher dem besondern Genius des Volkes am meisten entspricht, und dies ist zweifellos der Nationalstaat, weil die Nation die vollste Uebereinstimmung in den Anlagen der Einzelnen und im Durchschnitt einen wirklichen Volksgenius darstellt. Im Völkergemisch fehlt der gemeinsame Genius, und die Zusammenfassung der Staatskraft wird um so schwieriger, je weiter die Grundanschauungen der einzelnen Völkergruppen auseinandergehen. Die centralisirten Nationalstaaten Europas sind nirgends der Gefahr des Zerfalls ausgesetzt.

dadurch gelingen, daß er die Erziehungsarbeit an den einzelnen Individuen vornimmt und soweit er hier umgestaltet, folgt die Umgestaltung des Volkes darin, daß die Zusammenfassung der wirksamen Kräfte ein anderes Facit ergibt. Freilich kann eine Nation, auch ohne innere und dauernde Umgestaltung, in einen vorübergehenden Zustand concentrirter Energie gebracht werden und in solchen Momenten erscheint das Volk wie plötzlich verändert, über sich selbst hinausgehoben, aber wie nach allen gewaltsamen Ablenkungen und Ueberanstrengungen folgt die Erschlaffung, und auf eine blos zeitweilige Erschlaffung wiederum die Hebung der Geister. Wer von der ersten Erscheinung wie von einer plötzlichen Enthüllung überrascht war, den überrascht auch die Gegenwirkung, während beide zusammen genommen eine in sich ausgeglichene, in ihren Einzelheiten unregelmäßige Bewegung darstellen. Jede noch so heftige Erschütterung, wie viel sie auch zeitweilig bewirken mag, leitet einen solchen Ausgleichungsproceß ein. Eine fundamentale Veränderung läßt sich nur mit den langsam wirkenden und ausdauernden Mitteln der Erziehung bewirken.

So macht sich die Eigenthümlichkeit der Individuen im Zustand der Staaten, Nationen und Völker geltend. Dasselbe gilt von den Zuständen und Fortschritten der Menschheit; nur unterliegen, wegen der weiten Ausdehnung des Organismus die Erscheinungen solchen Modificationen, daß nur das tiefer eindringende und geübte Auge die Grundlinien der Einheit noch zu erkennen vermag. Ueber den Zusammenhang der aufeinander folgenden Zeitalter gibt die richtig verstandene Geschichte Auskunft; man weiß jetzt, wenn auch nicht in allen Einzelheiten so doch im Ergebniß, daß wir unsere Cultur als ein fortgesetztes Erbe von den ältesten geschichtlich bekannten Geschlechtern empfangen haben. Viel schwerer verständlich ist die Gegenwart, in welcher die weiten Abstände der Civilisationen, die Feindseligkeiten der Völker vor den Blicken der Menge freier ausgebreitet liegen, als die in der Tiefe mächtig aber verborgen anerkannte Tendenz der Einheit und des Friedens. Aber ohne jedes äußere Hinzuthun, allein an den Wirkungen hat sich der europäische Civilisationsverband herausgebildet und er eröffnet an concreten Gestaltungen die Vor-

stellung von einer der staatlichen sich annähernden Gemeinschaft zwischen Nationen, welche nur durch den internationalen Verkehr gesitteter Völker miteinander verbunden sind.[1]) Und kundige Reisende berichten uns, mit welcher Bereitwilligkeit die „Wilden" nach den Manufacten und Erfindungen, sogar nach den Gedankenwerken der civilisirten Welt greifen und berechnen im voraus, in wie unglaublich kurzer Zeit diese die Früchte unserer Civilisationsarbeit sich aneignen und mitwirkend in die Arbeit eintreten werden.[2]) Die Gesetze, welche als Ausfluß des organischen Lebens wirken, werden nicht aufgehoben, wenn in einem großen Organismus die von Haupt und Herzen entferntern Glieder in einem weit verminderten Maß am Puls und an der Circulation theilnehmen. Die Grundgesetze des organischen Lebens modificiren sich in ihrer Erscheinungsform, wie wir auch an Individuen wahrnehmen, nach der Beschaffenheit und dem Lebensberuf des Organismus. Aber bei allen durch die Besonderheit ihres Wesens bedingten Modificationen steht die Menschheit unter dem für alle Organismen gültigen Entwickelungsgesetz, daß die ihr einwohnenden Kräfte aus sich selbst nach der Harmonie des Ganzen streben, das Ganze aber in jedem Zustand seiner Bethätigung als eine Function seiner zur Zeit in Mitwirkung begriffenen Bestandtheile sich offenbart.

---

[1]) Mehr oder minder lebensfähige Gestaltungen dieser Gemeinschaft sind: das europäische Gleichgewicht, das System der Großmächte, die diplomatischen Vertretungen, die Handelsverträge mit der Clausel der Meistbegünstigung, die Auslieferungs- und Uebernahmeverträge und Cartellconventionen, der Weltpostverein, die meteorologischen Stationen. Das internationale Schiedsgericht ist eine bereits in praktischer Agitation begriffene Idee, welche der endlichen Verwirklichung sicher ist. Internationale Gesetzgebung liegt sogar schon innerhalb unsers Gesichtskreises.

[2]) Die hervorragenden Forschungsreisenden sprechen, auf Grund der gemachten Erfahrungen, durchweg die Hoffnung aus, daß die „Wilden", wenn mit den geeigneten Mitteln herangezogen, in kurzer Zeit unserer Civilisation gewonnen werden könnten.

Mir wurde in einer Gesellschaft der Enkel eines „Wilden" aus den Südseeinseln vorgestellt, der in jeder Hinsicht, soweit dies im geselligen Erscheinen, im Benehmen und in der gebildeten Unterhaltung sich kund thut, auf dem Höhepunkt unserer Civilisation stand, mit Erfolg sich den Geist moderner Sprachen angeeignet hatte und mit Eifer anthropologischen Studien oblag.

13.

In den Eigenschaften der Individuen wurzelt der Zustand der Gemeinschaft; das Menschengeschlecht muß zum Fortschritt erzogen werden, bedeutet, daß die Einzelnen zu höherm harmonischen Inhalt in sich selbst, zur höhern harmonischen Verständigung untereinander erzogen werden müssen. Und das Gesetz der organischen Entwickelung bedeutet, daß Erzieher und Pflegling im Menschengeschlecht zusammenfallen. Die alte Generation ist es, welche die neue über sich selbst erheben soll. Vielen scheint dies überhaupt unmöglich und es ist deshalb von jeher zu Auskünften gegriffen worden, welche die bewegende Kraft außerhalb der zu gestaltenden Bildung stellen sollen. Aus der Periode der Metaphysik stammt die Lehre, daß zu dem besondern Erziehungszweck des Menschengeschlechtes die Vorsehung eintreten müsse; hieraus ist die geschichtliche Nothwendigkeit und das Ziel der Religionsoffenbarungen erläutert worden.[1]) Da Ueberirdisches für mich keine Erklärung, sondern die Einführung eines neuen Räthsels bedeutet, so verweile ich nicht länger bei dieser Anschauung; sie scheint mir an dem Schicksal des metaphysischen Denkens theilzunehmen. Nachdem dieses an Kraft und

[1]) Ich möchte nicht in Widerspruch scheinen mit Lessing, der in der „Erziehung des Menschengeschlechtes" die Idee der geschichtlichen Entwickelung in den Grundzügen scharf gezeichnet hat. Ernstlich ist Lessing bemüht, die geschichtliche Anschauung mit den religiösen Anschauungen seiner Zeit auszusöhnen. Aber der Inhalt der Idee ist dadurch intact erhalten, daß die Religionen als Erziehungsmittel behandelt werden, welche nicht unter Durchbrechung, sondern im Laufe der geschichtlichen Entwickelung entstanden sind und mit den Mitteln derselben wirken. In den Ausführungen Lessing's bildet das Wunder der Offenbarung nur ein Nebenmoment, welches als äußere Concession an die Zeitrichtung beibehalten wird. Heute jedoch, nach Ueberwindung der metaphysischen Speculation, bedarf es dieser Umschreibung des geschichtlichen Entwickelungsprocesses nicht mehr. Das religiöse Gefühl kann bestehen, ohne daß ihm Nützlichkeitstendenzen beigelegt zu werden brauchen, und es ist deshalb rathsam mit unumwundenen Worten die Vorstellung zurückzuweisen, als ob die Menschheit durch eine außerhalb ihr liegende Einwirkung fortbewegt werden müßte.

Gemeingültigkeit eingebüßt hat, erhebt sich wiederum der Heroencultus, und es finden sich Denker, welche aus der hierher übertragenen Neigung zum Uebergewaltigen ein förmliches System bilden, daß jeder große Fortschritt das Werk eines überlegenen Geschichtshelden sei, die Masse aber jede Wohlthat der Civilisation aus den Händen dieser Beglücker empfange. Aber die Geschichte bestätigt diese Weltanschauung durch kein einziges Beispiel und vielfache Ereignisse widerlegen es. Hervorragende Menschen gehen auf den Höhepunkten der Civilisationsentwickelung der Menge voran und es gibt Helden des Geistes und der That. Aber wo immer Einzelne es unternahmen, mit den Emanationen ihrer individuellen Begabung die Mitwelt oder ihre Nation umzuordnen, haben sie gänzlichen Schiffbruch gelitten. Nur solche Saaten sind aufgegangen, welche längst eingepflanzt und der Ernte entgegengereift waren, nur solche Keime haben Wurzel gegriffen, für welche der Boden bereitet war. Gedankenkeime, wie sie täglich der Wind nach allen Himmelsrichtungen austrägt, werden zuweilen mit Vorbedacht eingepflanzt und gegen den Zufall geschützt; großartige Zusammenfassungen belehren über den Werth des im Einzelerwerb gewonnenen Reichthums oder erhöhen den Werth durch nützlichen Gebrauch. Dies und nicht mehr bedeuten die Einwirkungen der geschichtsphänomenalen Männer auf die Erziehung des Menschengeschlechts. Nichts helfen alle noch so überzeugungskräftigen, von noch so großer Gewalt unterstützten Idealanweisungen; es begreifen sie doch nur die Wenigen, deren Verständniß für dieselben bereits herangereift war oder unter der unmittelbaren Leitung der Weisen eben jetzt geweckt wird. Dazu kommt, daß der höchste Mann seiner Civilisation, sowie er handelnd in das Leben eintritt und eine Einwirkung auf andere übernimmt, sich selbst an die Grenzen seiner Civilisation gebunden fühlt; an Vorstellungen, welche vielleicht die Forschung der nächsten Generation schon berichtigt.[1])

[1]) Der Heroencultus der alten Zeit ist im Anschluß an die Götterlehre entstanden; er bedurfte des Mittelgliedes zwischen den Göttern und Menschen, solange man die sichtbare Verbindung zwischen Himmel und Erde aufrecht erhielt und die individuellen Menschengeschicke durch die Vorsehung

Auch von der individuellen Erziehung darf nicht zu viel mit einem mal, darf namentlich keine durchgreifende Umgestaltung auf einen Schlag oder in einer übersichtlichen Zeitfolge erwartet werden. Belehre sich ein jeder, welcher die naturnothwendigen Bedingungen erkannt hat, über die Schwierigkeiten und Hemmnisse in seinem eigenen Gesichtskreise. Man verlegt das Erziehungswerk gern in die Jugendjahre, und wenn auch diese Auffassung zu beschränkt ist, weil sie einen Theil für das Ganze nimmt, so ist doch so viel richtig, daß die Jugenderziehung einen erheblichen Theil der Gesammterziehung ausmacht, daß sie die spätere Fortsetzung der Erziehung am Leben vielfach bedingt, und daß in den Jugendjahren die Anlagen die größte Nachgiebigkeit für die umgestaltende Hand des Erziehers besitzen. Nun wende man seinen Blick auf ein wohlgeordnetes, mit Kindern gesegnetes Haus. Wer richtig sieht, erfährt sofort die störenden Momente, welche das gewöhnliche selbst bestregulirte Leben einer systematisch geleiteten Erziehung entgegensetzt. Man beobachte nur den Eigengang der Kinder und man erstaunt, wie schwer die mitgebrachten Anlagen nach bestimmten Richtungen hin sich modificiren lassen; ein Unternehmen, welches nur dann nicht ganz vergeblich ist, wenn der Erzieher das Kind in allen Anlagen, Neigungen und Fähigkeiten durchaus erkannt hat und an geeigneten Punkten nachzugeben und einzugreifen versteht. Wer gänzlich umgestalten und trotz der Neigungen ein bestimmtes ihm vorschwebendes Muster zu Stande bringen will, verliert den Einfluß oder verbildet den Pflegling. Noch weit weniger geschmeidig sind die Erwachsenen. Darum ist es eine der schwierigsten Aufgaben, auch nur das Kleinste in den eingelebten Gewohnheiten und Anschauungen wirklich zu verändern, und doch

geleitet glaubte. Ganz von demselben Stoffe ist der mystisch ausgestattete Heroencultus der heutigen Zeit. Den unmittelbaren Eingriffen der Vorsehung hat man entsagt, aber die armselige Menschheit kann sich doch nicht allein helfen, sondern von Zeit zu Zeit verkörpert sich die Vorsehung in Gestalt eines Heros, welcher jene ruckweise vorwärts bringt. Abermals sind die Helden die Vermittler zwischen der unsichtbaren und sichtbaren Welt, und es fehlt nur noch der Edelrost, um den Mythos um diese Helden zu weben und sie gänzlich aus der Ordnung der Menschen herauszuheben.

muß so vieles über den jetzigen Bestand hinausgehoben werden, damit die Menge einen vollen Schritt vorwärts gebracht werde. Wie vieles ist noch an der Schwunglinie des Geistes, welche die Gewohnheiten und Sitten bestimmt, wie vieles als Voraussetzung hierzu sogar an der Beschaffenheit des Körpers zu verändern, bis eine Generation entsteht, welche von den wirklichen Anlässen zur Widerwärtigkeit befreit ist. Auch Einrichtungen ändern im Großen nichts; jede Anstalt für Viele bringt neben den Vortheilen so große Nachtheile, daß man zufrieden sein kann, wenn beide sich compensiren. Es wäre genug, wenn die Schulen als Erziehungsinstitute so viel gut machen könnten, als sie gegen die Einzelerziehung Nachtheiliges in den Kauf einwerfen müssen.

In der fortgesetzten Arbeit der Selbsterziehung, welche die Erwachsenen an sich ausüben, in den Erfahrungen, welche jeder nachfolgenden Generation die Selbsterziehung erleichtert, liegt der Gewinn. Der Mensch fixirt die Eindrücke, hält sie fest, reiht sie in seine Eigenschaften ein, überträgt sie auf andere. Was ihm frommt, hat größere Dauer; denn, soweit sein Verständniß reicht, strebt er das Schädliche auszuscheiden, das Nützliche festzuhalten. In jeder normal entwickelten Nation eines civilisatorisch angeregten Volkes bewirken neue Kenntnisse, Erfahrungen und Einsichten einen kleinen Ueberschuß, welcher auf die nächste Generation als Besitz übergeht. Es gibt freilich in bestimmt abgegrenzten Partikeln der Menschheit auch Zeitläufe unfruchtbarer Abirrung, welche zur Bereicherung nicht beitragen, örtlich eine Nation sogar ärmer machen, aber im Großen hat die normale Entwickelung das Uebergewicht in der Geschichte und der Fortschritt darf als constant bezeichnet werden. Freilich ist die Hebung zu langsam, um innerhalb der Erinnerungsdauer eines Menschen mit der Gewißheit der Sinnesüberzeugung wahrgenommen zu werden. Wer wollte auch nur den Baum mit seinen leibhaftigen Augen wachsen sehen? Aber die Geschichte kennzeichnet die Ringe, um welche der Stamm in bestimmten Abschnitten sich erweitert. Eine weite Strecke auf der Bahn der Fortschritte, deren Wirkungen wir empfinden, verhüllt sich in den dunkeln Zeiten vorgeschichtlicher Vergangenheit. Viele Jahrtausende mag es gedauert haben, ehe der Mensch aus dem

dunkeln Drange seines Mittheilungstriebes ein festes Sprachidiom und aus thierähnlicher Gestalt den Adel seines eigenthümlichen Körperbaues, seiner Gestalt und Formen herausgebildet hatte. Vielleicht sind abermals zahlreiche Jahrtausende vergangen, ehe die Sprachen begünstigter Stämme und Nationen so weit verfeinert und vervollkommnet waren, daß in Sagen und Gesängen, in mündlichen Ueberlieferungen und literarischen Aufzeichnungen die jetzige Geschichtszeit vorbereitet werden konnte; ehe Sinn und Glieder zu den Geschicklichkeiten eingeübt waren, welche die monumentalen und andern Reliquien der Vorzeit geschaffen haben. Aber schon in der verhältnißmäßig kleinen Frist der „Geschichtszeit" zeichnet sich der Weg ab, welchen die Culturentwickelung in der Richtung ihres Zieles zurückgelegt hat. Allüberall sehen wir in den Geschicken derjenigen Nationen, welche zeitweise die Leitung übernehmen, eine Erweiterung des Kreises der Menschen, welche an dem zur Zeit erreichbaren Behagen theilnehmen, eine ausgedehnte Anerkennung von Menschenrechten, welche in Sitte und Gesetz immer tiefer bis zu den untersten Stufen herabsteigt und den Antheil derselben an den Wirkungen des Menschthums vermehrt. Die Sklaverei ist im Erlöschen und wird als verbrecherische Institution von den civilisirten Völkern sogar bis in die Regionen der Uncultur verfolgt, die Hörigkeit und Bindung untersster Klassen wird aufgegeben, das Kastenwesen ist überlebt und nicht mehr triebfähig, die Standesunterschiede mildern sich ab und Gemeinrechte treten an ihre Stelle. Die höchste Strafe ist auf jeden Mord, einheitliche Strafen sind auf die schwersten Beschädigungen des Leibes und der Ehre, annähernd gleiche Strafen auf jede Leibes- und Ehrenkränkung gesetzt. Der Schutz des Gesetzes soll, mindestens wird dies als eine billige Forderung anerkannt, einem jeden zutheil werden, und was den Niedrigen hierin verkümmert wird, ist Gewaltthat, nicht Sitte. Die öffentlichen Befugnisse werden allen zuertheilt oder unter gewissen nicht unerreichbaren Voraussetzungen zugänglich. Der Elementarunterricht wird so allgemein verlangt, daß der Staat ihn sogar erzwingen darf, der höhere und der Fachunterricht wird auf öffentliche Kosten unterhalten und allen Begabten ermöglicht. Wohnung und Nahrung, Gesundheitspflege,

Verkehrsmittel, Geselligkeit, Genuß und Schmuck, die geistigen Erzeugnisse stellen sich auf eine breitere Basis und der Anspruch, daß die Arbeit eines jeden normalbeschaffenen, normaltüchtigen Menschen ihm die für ein gewisses Behagen unentbehrlichen Nothwendigkeiten, mit Einschluß der Existenzsicherheit für die Zukunft, einbringe, fängt an auf dem Boden des freien Erwerbs platzzugreifen. Was Bevorzugte von ehedem mit altgewohnten Künsten an Begünstigungen und Vorrechten an sich reißen, geschieht auf den Wegen der List und Täuschung, nicht mehr mit dem sichern Gefühl eines ererbten und rechtmäßigen Besitzes. Wenn die vollgemessene Arbeit nicht vor Darben und Verkümmerung schützt, so erkennt das öffentliche Gewissen diesen Zustand als ein Uebel an, das mit den Hülfsmitteln der Civilisation beseitigt werden soll. Nur noch Wenige glauben in alter Befangenheit daran, daß die größte Mehrzahl der Menschen zum Elend dieses Daseins bestimmt sei und dafür ihre Rechnung mit dem Himmel abzumachen habe.[1])

Dies alles hat sich innerhalb der Spanne Zeit vollzogen, über welche uns die Kenntniß der Vergangenheit gestattet ist. Wer anders wollte da noch die Thatsache oder den Werth der fortschreitenden Civilisation leugnen, als wer sich nicht bescheiden will, ein Glied in der großen Kette zu sein und die Erbbereicherung der Nachkommen für gleichgültig und der Mühe unwerth hält. Aber dieselbe Anlage, welche den Menschen antreibt, über Gegenwart und Zukunft nachzudenken, sorgt auch dafür, daß ein so ungezügeltes Selbstgefühl nicht zur herrschenden Stimmung wird. Zu den Fortschritten der Civilisation gehört auch, daß die Selbstsucht sich abmindert und daß unter den übrigen Gütern des Lebens auch

[1]) Dies gehört zu den schwersten Misbräuchen, deren die verweltlichende Tendenz der Kirchen sich schuldig gemacht hat. Die Tröstungen der Religion können individuelle Leiden beschwichtigen, sind aber nicht dazu angethan, über Mängel in den gesellschaftlichen Einrichtungen fortzuhelfen. Die Uebernahme so niedriger Dienste durch die weltlichen Repräsentanten des Glaubens hatte bei allen Nationen zur Folge, daß die Religion in die socialen Kämpfe verwickelt und den Schlechtgestellten zum Anstoß wurde.

das Bewußtsein der Gemeinschaft sich auf größere Mengen ausdehnt und als Motiv des Handelns sich vertieft.

So kommt noch reiner als im Individuum am Menschengeschlecht das Gesetz der immer höher aufsteigenden Entwickelung zum Vorschein. Die Zufälle, welche die Individuen hindernd, zerstörend treffen, sind am Geschlecht ausgeschlossen oder zu zeitweiligen Hemmnissen gemildert, der Tod greift nicht vernichtend ein, die Idee wirkt nach ihrem vollen Inhalt, im bessern Zusammenhang, ungestört, und es zeigt sich an den Resultaten weit deutlicher, wohin die Entwickelung strebt. An den Thieren erfahren wir, daß sie ihren Entwickelungsgang frühzeitig abschließen und keine höhern Zielpunkte vor Augen haben, als die wir in den Gattungen erreicht sehen. Mag immerhin in den niedern Organismen ein reiches Entwickelungsleben vor sich gehen, mögen die allerniedersten Gattungen sich um einiges höher hinaufschwingen und die Entfaltung das Aussehen einer Umgestaltung annehmen, der Stillstand in den höchsten Ordnungen zeigt uns die Grenze, an welcher das Aufwärtsstreben aufgehört hat und über welche hinaus die Entwickelung niemals schreiten wird. Dagegen bestätigt die Geschichte des Menschengeschlechtes, von ihren ersten Berichten bis auf den heutigen Tag, im Vergleich der Culturperioden gegeneinander, das Gesetz des ununterbrochenen Fortschritts in dem Sinne, daß innerhalb jedes Culturvolkes die nachfolgenden Geschlechter über die vorangegangenen hinaus geschritten sind und das Menschengeschlecht als ein Ganzes immer höhere Vollkommenheit sich angeeignet hat. Nicht die glänzendsten Culturepochen der Vergangenheit, nicht die civilisirtesten Völker des Alterthums mit ihren unsterblichen Leistungen entziehen sich dieser Unterordnung, wenn nur die Merkmale des Fortschrittes richtig erkannt werden. Auch wir werden in der großen Gemeinschaft nicht dem Schicksale entgehen, eine Vorstufe für unsere Nachfolger gewesen zu sein.

Wie lange dies andauern werde? Ob die Entwickelungslinie unendlich sei oder ob auch das Menschengeschlecht dereinst dem Tode verfallen und die Entwickelung vorher zum Stillstand, zum Rückgang gelangen werde, ist für alle praktischen Zwecke gleich-

gültig, da für unser Wahrnehmungsvermögen kein Ende der Entwickelung abzusehen ist.

14.

Meine Anschauungen über den Urgrund der menschlichen Cultur und das Wesen ihrer Entwickelung lassen ohne weiteres verstehen, daß ich der Sprache sowol als Werkzeug wie als Gegenstand der Civilisation die höchste Bedeutung beilege. In der That bin ich der Ueberzeugung, daß alle Fortschritte der Civilisation vermöge der Sprache hervorgelockt werden und in der Ausbildung der Sprache sich abspiegeln.

Vom dunkeln Drange des Mittheilungstriebes bis zur Klarheit des Ausdrucks, von der losen Aneinanderreihung der Worte bis zu verschlungenen Constructionen, fester Abrundung und Ausschmückung des Stils, von der ungefähren Abfindung des Mittheilungsbedürfnisses bis zu den feinsten Schattirungen des Wahrnehmens und Empfindens, von dem schattenhaften Abriß einer Begebenheit bis zu der größten Anschaulichkeit, welche die mündliche Rede herausbildet, bis zur Darstellung der Quintessenz, welche die schriftliche Aufzeichnung aus dem Gegenstand der Beobachtung ausziehen lehrt: alles dies hat die Sprache an sich selbst, in Steigerung ihrer eigenen Fähigkeit vollbracht, aber in keiner ihrer Vorwärtsbewegungen außer Zusammenhang mit dem geistigen Gesammtinhalt des Menschen. Wo immer die Sprache eine neue Fähigkeit sich erwirbt, erweitert sie das Unterscheidungsvermögen, erhöht sie die Receptivität, übt sie den Gedanken in jeder Art von Abstraction und der Erfolg ist, daß die Wissenslust nach neuen Erkenntnissen hindrängt und die gewonnenen Erkenntnisse die Wissenslust zu neuen Forschungen anregt. Und wie das Beschauen, so vervollkommnet und veredelt sie das Thun der Menschen. Mit denselben Mitteln des Taktes und der Besinnung, mit denen der Mensch seine Empfindungen und Vorstellungen harmonisch begrenzt, übt er das Auge, die Hand und alle Werkzeuge der Sinne, daß sie, was er sich vorsetzt, genau erfassen und geschickt ausführen. Alle Uebungen des Körpers durchdringen sich mit dem Geiste der Maßhaltung, die Befriedigung

der gezügelten Triebe wird zum Genuß, die Arbeit wird zum Werk und verfeinert sich in höchster Steigerung der Absicht zur Kunst, welche für die Treue und Geschicklichkeit des Ausdrucks in der Sprache ihr Vorbild hat.

Das sichtbarste Zeichen aber des gemeinsamen Ursprungs und des gemeinsamen Zieles aller Manifestationen des Menschthums ist die Wahrhaftigkeit, welche als schönste Blüte aus der Veredlung der Sprache und der Erhöhung des Intellects emporspringt und an deren Entwickelungsgang gebunden ist. Denn ihrem Ursprunge nach ist die Wahrhaftigkeit ein Bestandtheil des Mittheilungstriebes, welcher den empfangenen Eindruck möglichst treu wiederzugeben strebt. Aber die Uebung der Wahrheit kann nicht hinausgehen über das Vermögen, das Wahrgenommene in der Vorstellung festzuhalten, das Vorgestellte zu beschreiben. Darum konnte der Mensch, solange er mit den Elementen des Ausdrucks mühselig rang, nicht vollkommen wahr sein, aber er folgt dem natürlichen Zuge, soweit ihm die Sprache durch ihre eigene Vervollkommnung und mittelbar durch Wissenschaft, Kunst und Sorgfalt des menschlichen Thuns die Fähigkeit des Ausdrucks erhöhen. Und hieraus erklärt sich, daß mit der steigenden Civilisation die Wahrhaftigkeit ihre Herrschaft ausdehnt und befestigt.

Unvermögen des Ausdrucks war es, was noch in geschichtlich bekannten Zeiten, bei schwierigen Beschreibungen das Ungefähre statt des Wirklichen genügen ließ, sodaß selbst die bewußte Nichtachtung der Wahrheit als kein verwerfliches Benehmen galt. Weder der Mittheilende noch der die Mittheilung empfing, machte in schwierigen Fällen Anspruch auf die genaue Wahrheit, weil das Unterscheidungsvermögen und das Verständniß hierfür noch nicht genügend geschärft waren. Wie nun das Bewußtsein der Unzulänglichkeit das Streben vorwärts bewegt, habe ich bereits auseinandergesetzt. Jeder gelungene und gesicherte Fortschritt im Ausdrucksvermögen erhöht die Neigung zu einer knapp an die Wirklichkeit sich anschließenden Darstellung und die Folge hiervon ist gesteigerte Empfindlichkeit gegen die Abweichungen von der Wahrheit. Deshalb sehen wir als den hervorragendsten Zug steigender Civilisation, daß die Wahrhaftigkeit immer weiter sich aus-

breitet, daß Lügen und Uebertreibungen, welche in nicht sehr fernen Vorzeiten noch gestattet und in Gebrauch waren, schon wegen ihrer schädlichen Folge aus Eigeninteresse sich verbieten.

Viel verbreitet ist die Meinung, daß die Wahrhaftigkeit abnehme; aber nur wer Geschichte und Sitten der Vergangenheit nicht kennt, läßt sich durch die immer noch unvollkommenen Erscheinungen der Gegenwart zu dem Irrthum verleiten. Die Vergleichung mit der Vergangenheit, gleichviel welche frühern oder spätern Perioden man zum Ausgang für die Vergleichung nimmt, beweist das Gegentheil und beweist hierin nur die Uebereinstimmung der Geschichte mit dem logisch erkannten Antrieb der Culturbewegung. Die glaubwürdigsten Geschichtschreiber, die naturwahrsten Dichter aus dem höchstgebildeten Alterthum geben Proben einer Vermischung der Wahrheit mit Unwahrheiten, welche den modernen, mit dem Geist des Alterthums nicht vertrauten Menschen in Staunen versetzen und unerklärlich erscheinen. In heiligen und profanen Schriften werden Wunder und Wirklichkeit, Götter- und Geistererscheinungen mit gleich harmlosem Griffel aufgezeichnet, das Unmöglichste wie ein Selbsterlebniß, auch wol als ein solches vorgetragen. Die wüstesten Uebertreibungen finden sich auf den ältesten Monumenten[1]), welche die Thaten der Herrscher der Mit- und Nachwelt kundgeben sollten, und maßlos sind die Zahlen in den Traditionen der geschichtsältesten Völker. Die Wahrheit und Treue literarischer Darstellung nimmt in den Lite-

[1]) Sehr belehrend in dieser Hinsicht sind die hieroglyphischen Berichte über die Großthaten der Pharaonen. Obschon jüngst vergangene und zeitgenössische Geschichten dargestellt werden, klingen doch die maßlosen Uebertreibungen in unsern Ohren geradezu lächerlich. Es ist aber nicht anzunehmen, daß die Urheber wörtlich verstanden sein wollten. Viel natürlicher ist die Erklärung, daß sie die Zahlen für die Entfernungen, Ländergrößen und Heeresmassen nicht kannten und auch nicht annähernd zu schätzen vermochten, und weil sie das Große nicht in den maßvollen Grenzen auszudrücken verstanden, suchten sie durch das Maßlose zu wirken, was den Eindruck des Großartigen hervorrufen sollte.

Diese Darstellungsweise des Alterthums muß man in dem Sinne nehmen, in welchem noch heute, freilich nur gesprächsweise, gewisse Anhaltszahlen gebraucht werden.

raturen aller Zeiten nach dem Maßstab der aufsteigenden Civilisation zu.

Die äußere Bildung der Sprache selbst entwickelt sich nach demselben Gesetz. Die älteste Literatur einer jeden Nation zeigt uns, daß die ungefähre, dichterische Darstellung für jede Art von Bericht genügt. Erst allmählich entwickelt sich die nüchterne Form, welche in sich selbst den Läuterungsproceß vollzieht und jede dichterische Hebung auf Kosten der Wahrheit immer mehr ausscheidet, während die Dichtung auch ihre Werke der Phantasie immer ähnlicher der Wirklichkeit anschließt, in ihren Beschreibungen die Gefühle und Empfindungen immer wahrheitsgetreuer zum Ausdruck bringt.

Ein gleicher Sinn beherrscht die Sitten der Zeiten, deren Spiegel die Literatur ist. Die Götter, Helden, Menschen Altgriechenlands üben List und Lüge im Kriege wie im Frieden, wann immer nur List und Lüge Vortheil versprechen. Die heiligen Schriften der alten Nationen erzählen harmlos die Ränke ihrer Patriarchen und Gottbegnadeten.[1]) Noch lange erhält sich der fromme Betrug als ein gottgefälliges Mittel, welches die Verwalter der Religionen häufig handhaben, um die Ungläubigen für die Wahrheit zu werben, die Gläubigen darin festzuhalten, und nach dem Beispiel der Seelsorger verfahren die Berather des weltlichen Heiles. Und wie in den Sitten der gebildeten Völker Wahrheit und Treue an Kraft zunehmen, davon geben den augenfälligsten Beweis die Gesetze gegen List und Betrug, welche bis in die allerneueste Zeit immer feinfühliger in der Ausdehnung des Begriffes, immer strenger in den Strafen werden.[2])

[1]) Ein sehr bekanntes und drastisches Beispiel ist die Erzählung der Bibel, wie Jakob, auf Anstiften seiner frommen Mutter, den Segen seines Vaters Isaak unter falscher Vorspiegelung erschleicht. Der Betrug hindert nicht, daß in der Vorstellung aller Betheiligten und des spätern Erzählers der Segen vor Gott gültig und unwiderruflich ist.

Ungeschichtlich ist, aus solchen Erzählungen der Bibel auf eine besondere Anlage oder Neigung des altjüdischen Volks zu schließen. In gleichalten und noch jüngern Documenten anderer Völker wird Gleiches berichtet.

[2]) In den mildesten Gesetzgebungen steigt die Strenge gegen den Betrug. Das Deutsche Strafgesetzbuch, als mild bekannt, weil es im Vergleich zu dem

Auch in der Gegenwart fehlt es nicht an gleichartigen Erfahrungen. Zurückgebliebene Völkerschaften vermengen, ganz wie das ferne Alterthum, in bilderreicher Sprache Wahrheit und Dichtung und verwenden die Unwahrheit unbefangen in ihren religiösen und weltlichen Geschäften. Und in unserer Mitte erhält sich die Lüge am längsten als erlaubt und in den größten Uebertreibungen als erlaubt, worin die Kenntniß der Dinge am wenigsten verbreitet und worin der wahre Sachverhalt am schwersten zu begreifen ist, wie in den Geheimkünsten, in der Politik, und am allergröbsten in der Diplomatie, wo Geheimniß und Schwerverständlichkeit zusammentreffen.

Der fortschreitende Sieg der Wahrheit ist der ethische Grundzug in der Geschichte, und doch darf man ihn weder als einen den Menschen aufgetragenen Selbstzweck noch überhaupt als eine völlig losgelöste, in sich selbständige Entwickelung einer Uranlage auffassen. Die Wahrheit ist nur die äußere Erscheinungsform der Dinge und Ereignisse, losgelöst von Täuschungen, welche die subjective Mangelhaftigkeit der Auffassung beimischt. Die Unvollkommenheit ist hierin wie ursprünglich durchweg der Grund der Abirrung. Im Zustand der naiven Unwahrheit, welcher auf der Unzulänglichkeit des Fassungs- und des Ausdrucksvermögens beruht, war diese, wie das Farbenbild des unregelmäßig zerstreuten Lichtes, eine Naturerscheinung, aber weder eine List noch ein Laster; nicht um der Tugend willen, sondern soweit der Mensch gelernt hatte die Erscheinungen besser zu fassen und wiederzugeben, wurde er wahrheitsgetreuer, weil, was er festhielt und reproducirte, der Wahrheit näher kam. Erst als die Fähigkeit wahrer Darstellung entstand, der Redende meist in dem natürlichen Zuge seines Triebes ihr folgte, gelegentlich aber der eine und der andere die willkür-

---

frühern Preußischen Strafgesetzbuche, auf welchem es beruht, fast durchweg die Strafminima herabsetzt, erhöht als einzige Ausnahme das Strafminimum für den Betrug im Rückfall, welchen es in die Reihe der schweren Verbrechen einrückt.

liche Mittheilung als die leichtere der genauen Präcision, oder gar das Unwahre, wenn es einem berechneten Zwecke besser diente, der Wahrheit vorzog, wurde die Lüge zum Mittel des bessern Fortkommens, zum Hülfsmittel des Betruges, und je nach der Auffassung zu einer geachteten Geschicklichkeit oder zum Laster.

Aber wenn auch die naive Unwahrheit als eine Naturnothwendigkeit nicht gescholten werden kann, wenn sie auch in ihren Motiven und vielen andern Beziehungen wesentlich verschieden ist von der bewußten Lüge, und soweit die Unzulänglichkeit des Vermögens zwingt, keinen verwerflichen Charakter hat, so ist sie doch immer Unwahrheit und mit den Mängeln ihres Wesens so behaftet, daß sie die Entwickelung aufhält. Ist doch der Mittheilungstrieb um deswillen die vorwärts treibende Kraft der Cultur, weil er zu Gunsten der ganzen Menschheit, aller kommenden Generationen Erfahrungen ansammelt und die wahre Natur der Dinge, der menschlichen Beziehungen und der Begebenheiten kennen lehrt; welch ein Hinderniß der Entwickelung, wenn ihre leitende Triebkraft genau das Gegentheil zu bewirken, wenn sie irrezuführen strebt. Ein Fortschritt wäre ganz unmöglich gewesen, wenn nicht schon in jenen Zuständen, in denen die naive Unwahrheit noch den breitesten Raum einnahm, der Sinn für Wahrheit gegolten und sich behauptet hätte innerhalb des Gebietes, welches der klaren Erkenntniß und der richtigen Schätzung zugänglich war. Der natürliche Antrieb war ja auf getreue Wiedergabe des Eindrucks und nicht auf Täuschung gerichtet. Die naive Wahrheit bestand, ehe noch der Mensch den sittlichen Gehalt der Wahrheit oder den unsittlichen der Unwahrheit begriff.

Ihre Naivetät büßten Wahrheit und Unwahrheit erst ein, seitdem nicht mehr allein Sachkenntniß und Darstellungsvermögen das Verhalten bestimmten, sondern die aus dem Selbstgefühl entspringende Nutzberechnung mit der aus dem Mitgefühl (Mittheilungstrieb) entspringenden Wahrheitsliebe in Streit gerieth und die einen das Vorgewicht zu getreuer Darstellung, die andern zur Täuschung hinwendeten. Der Wahrheit aber fällt unentreißbar der Sieg zu, sobald und soweit durch die Unwahrheit kein Nutzen mehr erreicht werden kann und beide Motive, des Selbstgefühls

und des Mitgefühls, nach derselben Richtung hin sich vereinigen. So vollzieht sich der ethische Fortschritt ohne bewußt ethisches Motiv, aber mit der vollen Wirkung desselben. Und wie die Moral überhaupt auf den höhern Stufen der Entwickelung zu einem selbständigen Grund des Handelns sich ablöst, so wird die Wahrhaftigkeit auch eine Macht für sich. Es wächst die Zahl derer, in denen das Bestreben nach getreuer Darstellung die Anlockung eines gelegentlichen Vortheils überwiegt, und bei ihnen dehnt sich die Wahrhaftigkeit auch auf solche Beziehungen aus, in denen die Lüge nicht controlirt werden kann und ihres Gewinnes noch ziemlich sicher ist. Aber ihre unbestrittene Herrschaft leitet die Wahrhaftigkeit doch her von der Erkenntniß, welche in das Wesen der Dinge tief eindringt und die genaueste Bezeichnung derselben ermöglicht. Darum ist die Wissenschaft, die wahre, reine, allein an die richtige Erkenntniß hingegebene, von jeder Nebenabsicht losgelöste Wissenschaft, sind die Künste, welche rein und treu, ohne Ueberspannung und ohne den blos äußerlichen Zweck der Lusterregung, die Natur wiedergeben und bis zum Innersten derselben vordringen, die unfehlsamen Diener der Wahrhaftigkeit, die Stützen und Helfer der fortschreitenden Civilisation. Die Unwahrhaftigkeit aber in jeder Gestalt ist der Hinderer, welchen die Culturentwickelung in schweren und langen Kämpfen schrittweise zurückdrängt und dereinst sicher ganz überwinden wird.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Educat
L

Lasker, Eduard
Wege und Ziele der Culturentwicklung

DATE. NAME OF BORROWER.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED